1814 und 1815.

Historischer Roman

von

Max Roderich.

Erster Theil.

Cassel,
Verlag und Druck von H. Hotop.

1843.

P.O. germ. 1174 d-113

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

H

Erster Theil.

Die Verbannung.

Fontainebleau

und

Elba.

Erster Abschnitt.

I.

Friedlich und freundlich bestrahlte die Nachmittagssonne am 2. April 1814 eine Gruppe junger Linden in dem kleinen, aber zierlichen Garten am Hause des Finanzraths Jérôme de St. Cyr, in der schönsten Hauptstraße von Paris zwischen dem Boulevard und dem Platze Vendôme, die, bis zum Einzuge der Verbündeten, den Namen Rue Napoleon, von da aber Rue la paix führte. Der wiedererwachte Frühling hatte Baum und Strauch mit dem ersten, zarten Grün gekleidet, von den wohlthätigen Strahlen der Sonne neubelebt, erhob sich aus dem Schooße der Mutter Erde die bunte Blumenschaar und entfaltete überall ihre glänzende Farbenpracht, in den

Wipfeln der Bäume lebten und regten sich die fröhlichen, gefiederten Sänger der Natur und summend verfolgte die fleißige Biene ihr emsiges Tagewerk. Es war hier so wohlthätig still, so ruheathmend, so einladend gemüthlich, so ganz anders, als draußen in dem Gewühl, dem unruhigen Toben, dem verdächtigen, beängstigenden Treiben der Hauptstraßen von Paris, denn die Hintergebäude, die den kleinen Garten umgaben, ließen das Geräusch der Hauptstadt nicht in dieses Asyl der Ruhe und des Friedens dringen, nichts störte dort die tiefe Einsamkeit.

Schon am 31. März 1814 hatte zwar der Einzug der Verbündeten in das besiegte Paris begonnen, aber bis jetzt war er nichts weniger als beendigt und immer neue Truppenmassen zogen ein, um, von der Hauptstadt aus, den benachbarten Ortschaften zur Aufnahme zugewiesen zu werden; denn nur die Monarchen der verbündeten Völker, die Heerführer ihrer Armeen und einige hohe Generale bezogen die prachtvoll für sie eingerichteten Paläste, nur ihre Garden waren in die Kasernen von Paris vertheilt worden, alle übrigen Truppen mußten außerhalb der Barrieren, in dem Holze von Boulogne und der Umgegend bivouacquiren, oder wurden auch in weiter entlegene Ortschaften gewiesen.

Und wirklich war diese Vorsicht, bei der höchst zweifelhaften, ja verdächtigen Stimmung einer Bevölkerung von mehr als 900,000 Köpfen, weise und nothwendig. Zwar hatte Paris dem feindlichen Heere die Thore der

Stadt friedlich und ohne Schwerdtstreich geöffnet, zwar hatten die ersten Damen, in den glänzendsten Anzügen an den Fenstern ihrer geschmückten Häuser und Paläste prangend, die einziehenden Sieger mit wehenden Tüchern bewillkommnet, zwar hatten tausende und abermals tausende von Stimmen aus dem großen Volkshaufen ihre thörichte Freude über den Wechsel der Ereignisse mit wildem, unvernünftigen Jubel an den Tag gelegt; kaum aber war der blinde Taumel des ersten Eindrucks verraucht, da fing die frühere Erbitterung gegen Napoleons Herrschsucht und Kriegslust an, dem bittern Schamgefühle des tiefgekränkten Nationalstolzes zu weichen, kaum hatte das seit Jahrhunderten unbezwungene Paris fremde, feindliche Herrscher als Sieger in seine Barrieren aufgenommen, da fühlte man auch nur das demüthigende, schwer lastende Joch des Besiegten, kaum waren die Zügel des Kontinents von Europa den Händen des großen Mannes entrissen, dem Frankreich seinen Glanz, seine Wohlfahrt und eine zwanzigjährige Herrschaft über alle anderen Staaten verdankte, da sah man zu spät ein, daß alles, worauf Frankreich bisher mit Recht stolz war, mit jenem großen Manne zugleich dahin schwinden werde.

Darum bot auch Paris, außerhalb und innerhalb seiner Barrieren, in den Nachmittagsstunden des 2. April keinen so friedlichen Anblick dar, als man nach dem freudetrunkenen Empfang der verbündeten Monarchen hätte erwarten dürfen. Drohend wogten zahlreiche Massen

der ungeheuren Volksmenge durch die Hauptstraßen und sahen mit schlecht verhehltem Ingrimm auf die überall durch die Stadt hin aufgepflanzten Kanonen und auf die mit brennender Lunte dabei stehenden Kanoniere, während die feindlichen Batterien auf der Höhe des Montmartre bereit waren, bei den ersten unruhigen Auftritten die zunächst gelegenen Theile der unbewehrten Hauptstadt schonungslos niederzuschmettern.

War aber das Drängen und Treiben in Paris selbst besorgnißerregend, so mußte dieses Gefühl bei einem Hinblick auf Napoleons jetzige Stellung wesentlich gesteigert werden. Nach dem erfolglosen Wagstücke bei St. Dicier eilte der getäuschte, aber ungebeugte Feldherr in Eilmärschen zum Schutz der bedrängten Hauptstadt Frankreichs herbei. Und doch kam er zu spät. Allzu große Dienstfertigkeit, übergroße Aengstlichkeit oder kleinliche Partheisucht, — die Mehrzahl der Bewohner von Paris nannte das alles zusammen laut und ungescheut Verrath, — hatten den andringenden Verbündeten die Thore bereits geöffnet, als noch immer Tausende von Bürgern herbeiströmten, um sie, vereint mit den treugebliebenen Linientruppen, den Schülern der polytechnischen Schule, der Ecole militaire und den bewaffneten Nationalgarden, bis zum letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Da wendete sich der Kaiser mit blutendem Herzen von der Stätte des Verraths ab und führte sein kleines Heer mit sich nach Fontainebleau. Nur 60,000 Streiter folgten ihm dahin, aber ihre Tapferkeit war erprobt, ihr Muth un-

besiegt, ihre Treue felsenfest. In ihrer Mitte zogen die Granitkolonnen der alten Garde, die ihre Heldenlaufbahn auf den Schlachtfeldern unter den Pyramiden in Aegypten begonnen, die sich bei Marengo und Austerlitz, wie auf den Schneegefilden von Tilsit, bei Smolensk, in der Blutschlacht an der Moskwa, wie in dem dreitägigen Völkerkampfe auf Leipzigs Ebenen die Unsterblichkeit erkämpft hatten und jetzt fest entschlossen waren, in der Mitte ihres eigenen Vaterlandes, bei der Beschützung ihres angebeteten Gebieters zu Fontainebleau, den Tod der Treue zu sterben. Nur von dem Willen des Kaisers hing es damals ab, sich mit diesen treuen Heldenherzen hinter die Ufer der Loire zurückzuziehen, nur seines Aufrufs bedurfte es dort und halb Frankreich würde zu den Waffen gegriffen haben, der Kampf würde auf's Neue entbrannt sein, ein Bürgerkrieg würde begonnen haben, dessen Dauer, dessen Ausgang, dessen Opfer keine menschliche Klugheit vorauszusehen vermochte.

Von solchen beängstigenden Gefühlen niedergedrückt, von dem wilden Wogen in den Hauptstraßen von Paris unangenehm berührt, hatte sich Madame de St. Cyr, mit ihrer blühenden Tochter Adéle, in die friedliche Einsamkeit ihres stillen Hausgartens zurückgezogen. Unter jener Lindengruppe stand auf dem weiß angestrichenen Gartentische das reichliche Frühstück, das die Dienerschaft um 12 Uhr daselbst aufgetragen hatte und das in Paris die Stelle des deutschen Mittagessens sehr zweckmäßig zu vertreten pflegt, noch ungenossen, ja noch unberührt; so

einladend auch der aromatisch duftende, jetzt freilich erkaltete Kaffee, der zarte Bajonner Schinken, der einmarinirte Fisch, die abgesottenen Eier in ihrer Schale, der kalte Braten und die armstarke, lange Cylinderröhre des blendend weißen Weizenbrodes, wie die Glascarafinen mit dem hochrothen Bordeaux-Wein und dem abgeklärten, jetzt krystallhellen Seine-Wasser zum Genusse aufforderten. Mutter und Tochter waren emsig mit Stickereien beschäftigt; aber der Fleiß war nur Schein, die Arbeit diente als Mittel und Vorwand, den Gefühlen des Herzens desto ungestörter nachzuhängen. Kein Gespräch, kein lautes Wort wurde zwischen beiden Damen gewechselt und unterbrach die tiefe, gleichförmige Stille; nur zuweilen entstahl sich der übervollen Brust ein leiser, kaum hörbarer Klagelaut.

Lange hatten sich so Mutter und Tochter gegenüber gesessen, als sich der männliche Schritt eines Eiligheranahenden vernehmen ließ. Raimond de St. Cyr, der Sohn des Hauses, stürmte in den freundlichen Garten. Seine halbmilitärische, halb bürgerliche Kleidung bezeichnete ihn dem Sachkundigen als einen Zögling der polytechnischen Schule von Paris. Es war ein blühender, kräftiger Knabe, der eben in das Jünglingsalter hinüber zu schreiten im Begriff stand, wie der zarte Flaum des emporsprossenden Bartes auf der Oberlippe kund that. Mutter und Schwester nur flüchtig begrüßend, warf er den Degen und Tschako zur Erde, sich selbst aber auf einen Stuhl in der Nähe der Damen. Hoch und stürmisch

wogte seine Brust, auf seinen Wangen brannte des Zornes Purpurröthe. „Ruhet", sprach er mit Wehmuth zu den abgelegten Waffenstücken, „ruhet ihr Symbole der schönsten Zeit Frankreichs und geht nun unter, wie diese Zeit selbst. Eure Stunde hat heute geschlagen!"

„Du bist ja ganz ungewöhnlich aufgereizt, mein Sohn," unterbrach ihn Frau de St. Cyr, „ungleich mehr noch als selbst an jenem Tage, wo das verrathene Paris seine Thore den übermüthigen Siegern schimpflich öffnete. Sollten die neueren Ereignisse noch Unglücklicheres bringen können wie damals?"

„Und doch ist es so, wie Du sagst, Mutter," antwortete Raimond mit Heftigkeit. „Damals handelte es sich blos darum, den feigen Verrath zu vollbringen, heute aber gilt es, der wohlverdienten Strafe des Betrogenen, der gerechten Rache des Schwerbeleidigten, durch noch größere Schändlichkeit zu entgehen. Damals verkaufte man nur die Hauptstadt des Reichs, heute aber das Reichsoberhaupt selbst. So eben ist Napoleons Thronentsetzung ausgesprochen worden!" —

„Das ist zu viel!" jammerte Frau de St. Cyr bei den letzten Worten ihres Sohnes laut auf, und verbarg die weinenden Augen in das vorgehaltene Taschentuch.

„Das ist die Strafe, die er um deinetwillen, meine erhabene Josephine, erleiden muß," schluchzte Adele leise und wehrte dem Fall der still herabgleitenden Thränen nicht, während Raimond die fest zusammengeballte Faust gegen den schwarzen Lockenkopf preßte.

Und gerade in diesem so ungünstigen Augenblicke trat von einem Diener des Hauses zurechtgewiesen, der deutsche Oberjäger Max Hohenthal aus der Schaar jener Freiwilligen, die sich gelobt hatte, im Kampfe gegen Frankreich niemals Pardon zu nehmen, aber auch niemals zu geben, zu den gereizten Gliedern der tiefgebeugten Familie St. Cyr, grüßte mit Anstand, aber kurz und militärisch und reichte Frau de St. Cyr ein Quartierbillet hin, das ihm als Ordonnanz des Feldmarschalls Blücher, Unterkommen und Pflege im Hause des Finanzraths auf einige Zeit anwies. Kalt, fast unfreundlich war deshalb auch der Empfang des Deutschen.

„Die Dienerschaft wird das zu Ihrer Aufnahme bestimmte Zimmer in Stand setzen", sagte Madame de St. Cyr vornehm, stolz und kalt, und nur, um gegen die Regeln der Etikette nicht allzuschroff zu verstoßen, zeigte sie auf einen leer stehenden Stuhl mit den Worten: „Nehmen Sie einstweilen Platz bei uns."

Raimond warf einen langen finstern Blick auf den feindlichen Krieger, stieß dann, seines Unwillens nicht länger Meister, den Stuhl, der ihm bisher zum Sitze gedient hatte, zur Seite und entfloh dem verhaßten Anblicke in eine entfernte Ecke des Gartens.

Nur Adele ließ zuweilen einen verstohlenen Blick weiblicher Neugier über den jugendlich blühenden kräftigen Deutschen hingleiten. Und wirklich durfte sich auch Max Hohenthal jedem Kennerblicke zur Schau stellen, ohne ein ungünstiges Urtheil über sich befürchten zu

müssen. Zwar war die einfache schmucklose Jägeruniform merklich abgenutzt und bestaubt, aber in ihr trat die gesunde, kräftige Gestalt des Jünglings nur um so deutlicher hervor; zwar ruhte der rechte Arm in einer vom Halse herabhängenden schwarzen Binde, aber sie diente nur noch zur Schonung des verwundeten, fast wiederhergestellten Arms, zwar hatte die Form des Tschako's durch mehr als einen ernstlich gemeinten Säbelhieb von seiner früheren Rundung hin und wieder verloren, aber unter ihm wallten üppige braune Haarwellen, unter ihm blitzte ein Paar feuriger, offner, schwarzer Augen in den sonneverbrannten, aber lieblich gestalteten Gesichtszügen.

Max hatte der Einladung der Frau de St. Cyr Folge geleistet, aber auch jetzt dauerte das Schweigen fort, bis es endlich die Dame des Hauses, nur den Vorschriften des kältesten Anstandes folgend, mit der zweideutigen Bemerkung unterbrach:

„Sie werden, mein Herr Oberjäger, die Störung begreiflich finden, die Ihr Erscheinen in unserm Familienkreise nicht verkennen läßt, Sie werden aber auch berücksichtigen, daß die Bewohner des unbesiegten Paris bisher nicht darauf eingerichtet sein konnten, solche — unerwartete Gäste bei sich aufzunehmen."

„Sehr wahr Madam," entgegnete ihr Max mit Ruhe und in reiner französischer Sprache, „sehr wahr, Sie werden aber eben so begreiflich finden, daß es von unserer Seite unverzeihlich gewesen sein würde, so vieljährige,

häufige Besuche unserer bisherigen Gäste, nicht durch einen Gegenbesuch in den Mauern von Paris zu erwiedern."

Frau de St. Cyr wollte zwar bei dieser eben so zweideutigen Beantwortung ihrer Anrede einen stolzen, fragenden Blick auf den kühnen Sprecher werfen, als aber dessen Augen offen, kühn und furchtlos dem herausfordernden Blicke der Dame begegneten und sein Mund dabei so freundlich lächelte, als hätte er nur eine Artigkeit auf die zierlichste Weise erwiedert, hielt sie es für gerathener zu schweigen und den Garten zu verlassen. Im Fortgehen winkte sie ihren Sohn zu sich heran und sprach zu ihm:

„Raimond, ich muß Dir das unerfreuliche Amt übertragen, dem Fremden einstweilen Gesellschaft zu leisten. Sorge für seine Bedürfnisse, damit der Anstand nicht verletzt wird, aber wache über Dich, daß Du keine Unbesonnenheit begehst und Dich keiner unwürdigen Behandlung des ungebildeten Deutschen aussetzest."

Inzwischen hatte aber schon Adele, ebenfalls im Fortgehen, mit wenigen gewählten Worten den Gast des Hauses eingeladen, sich des aufgetragenen Frühstücks nach Belieben zu bedienen und ihm dabei bemerklich gemacht, daß, nach pariser Sitte, erst um 6 Uhr Abends die Mittagstafel servirt sein werde.

Nach der spärlichen, wenig genießbaren Kost, die Max während seines mehrtägigen Bivouaks am Fuße des Montmartre von der Freigebigkeit der glänzenden Hauptstadt

erhalten hatte, zauderte er nicht, der freundlichen Einladung Adelens beste Folge zu leisten und ließ sich die wohlschmeckendsten Gerichte des reich besetzten Frühstücks trefflich munden. Zum Beschlusse füllte er sich ein Glas des feurigen Rothweins ein, holte die kleine Meerschaumpfeife aus der Tasche, schlug Feuer an und blies den erbärmlichen, übelriechenden Feldkanaster, den die französischen Tabacks-Regieen in die Feldlager geliefert hatten, in grau-blauen Wolken mit stoischem Gleichmuthe in die erquickende Frühlingsluft.

Jetzt erst gesellte sich Raimond zu ihm, zog den früher abgeworfenen Degen aus der Scheide und sagte:

„Meine Mutter hat mir die Sorge für Ihre Unterhaltung aufgetragen, mein Herr, Sie werden mir zugeben, daß eine Unterhaltung ohne Heuchelei zwischen einem deutschen Oberjäger und einem Zöglinge der politechnischen Schule von Paris nur in einem recht ernstlich gemeinten Waffenkampfe bestehen kann. Sie haben ja die Ihrigen im Kampfe gegen das unglückliche Frankreich wohl zur Genüge gebrauchen lernen, auch mich haben die letzten traurigen Ereignisse in ihrem Gebrauche unterrichtet. Darum ziehen Sie, mein Herr, zu einem Gange auf Tod und Leben!"

Max wollte bei dieser Anrede dem Gehörten nicht trauen, lange sah er den Sprecher mit fragenden Blicken an, als ihn aber die Zornröthe auf Raimonds Wangen an der ernstlich gemeinten Herausforderung nicht länger

zweifeln ließ, entgegnete er, ohne aufzustehen, mit besonnener Ruhe:

„Wenn mich auch nicht der noch gestörte freie Gebrauch eines verwundeten Arms für jetzt geradezu verhinderte, auf Deine seltsame Herausforderung, mein kampflustiger Junge, einzugehen, nimmermehr würde ich mich doch dazu verstehen, ungereizt und ohne zureichenden Grund mein gutes Schwerdt, das in dem blutigen Befreiungskampfe des unterjochten Deutschlands gegen französische Herrschsucht und fremden Uebermuth, so treu bei mir ausgehalten hat, zum Zweikampfe mit einem, den Kinderschuhen kaum entwachsenen Knaben zu misbrauchen. Komm, setze Dich zu mir und erzähle mir, was Dich auf so kampflustige Gedanken gebracht hat."

„Die paar Sommer, die Ihr allenfalls vor mir vorausgehaben könnt", brauste Raimond von Hohenthals Worten und kalter Ruhe nur um so mehr gereizt auf, „giebt Euch kein Recht, den ehrenvollen Zweikampf mit einem Zöglinge der politechnischen Schule zurückzuweisen, oder Eure leere Ausrede soll nur dazu dienen, Eure Feigheit dahinter zu verbergen."

„Von diesem Vorwurfe," versetzte Max, eben so ruhig, wie vorhin, „spricht mich das wohlverdiente eiserne Kreuz und das einstimmige Zeugniß meiner braven Waffengefährten frei, wie Du über mich urtheilst, mein Kind, ist mir wirklich gleichgültig."

Die letzten Worte Hohenthals fachten Raimonds Erbitterung zu hellen Flammen auf. „Zieh," rief er

wuthschäumend, „oder ich stoße Dich unbewaffnet nieder!" und führte fast gleichzeitig einen Stich nach der Brust seines Gegners. Aber Raimonds blinde Wuth ließ ihn das Ziel gewaltig verfehlen. Mit einer leichten Bewegung seines Pfeifenrohrs wies Max den heftigen, aber schlecht ausgeführten Stoß von sich ab, in demselben Augenblicke erfaßte er mit Löwenkraft Raimonds bewaffneten Arm, im andern Augenblicke war der Degen der schwachen Faust entrissen und mit den Worten:

„Es kostete mich nur ein Wort bei meinem General und Sie würden einer sehr harten, aber wohlverdienten Strafe nicht entgehen, junger Mensch, doch fern ist es von jedem braven Deutschen, jugendliche Unbesonnenheit so büßen zu lassen"

warf Max die Waffe seines Gegners zur Seite.

„Was habe ich sehen müssen, ohne es verhindern zu können," rief jetzt eine Mannesstimme aus naher Entfernung. „Wahrlich, Raimond, Du verdientest die ernstlichste Zurechtweisung, wenn Du sie nicht in Deiner eigenen tiefen Beschämung schon gefunden hättest."

Mit dieser Strafrede stand plötzlich ein Mann zwischen Max und Raimond, die Beide erst jetzt des neu und unerwartet Angekommenen ansichtig wurden. Raimond schrak bei den ersten Worten, wie bei dem Anblicke des Mannes sichtlich zusammen, schlug erschrocken die Augen nieder und statt des früheren Zornes, trat mit einem Male der Beschämung Röthe auf seine Wangen. Max hingegen mußte sich gestehen: daß das Aeußere

dieses Mannes Achtung, Gehorsam und dennoch Vertrauen, ja Liebe einzuflößen geeignet war. Er war groß, kräftig und schön, wie das Bild des Kriegsgottes und stand ungefähr seinem dreißigsten Lebensjahre nahe. Er war, wie unter den damaligen mißlichen Zeitverhältnissen, die Mehrzahl der Vornehmen von Paris, in bürgerliche Tracht, mit einem feinen, zierlich gearbeiteten schwarzen Frack, eben solchen Beinkleidern, einer einfachen weißen Pique-Weste, mit einem kleinen runden Castorhute bekleidet; aber das in das Knopfloch eingeknüpfte rothe Band der Ehrenlegion, wie der trotzige Bart auf der Ober- und Unterlippe, seine sonnegebräunten Gesichtszüge, seine ganze Haltung, wie zum Ueberflusse die Narben einiger Wunden an Stirne und Kinn, zeigten an, daß er sich früher der militärischen Laufbahn gewidmet haben mußte.

Unwillkührlich war Max beim Erscheinen dieses Mannes aufgestanden, hatte die Tabackspfeife beseitiget und begrüßte ihn nach militärischer Weise, der Mann aber trat, an Raimond vorübergehend, zu ihm heran und sagte mit kurz abgebrochenen und doch einnehmenden Worten:

„Empfangen Sie, Herr Kriegskamerad, meinen herzlichsten Dank, für die besonnene Ruhe und Mäßigung, die Sie der thörichten Kampflust des ungestümen Knaben entgegengesetzt haben. Ich bin der Oberst Labédoyère und als solcher muß ich Ihnen sagen: daß die strengsten Vorschriften über das ruhige Verhalten aller

Einwohner von Paris, gegen die Truppen der Verbündeten wiederholt bekannt gemacht worden sind; aber als Freund des Hauses St. Cyr will ich bemerken, daß die Familie St. Cyr mit der Kaiserin Josephine, der geschiedenen Gemahlin Napoleons, nahe verwandt und deshalb dem bisherigen Regentenhause unbegränzt ergeben ist. Wie Sie selbst wissen werden, ward heute Napoleons Thronentsetzung öffentlich ausgesprochen, die Schreckensnachricht hat die Gemüther der Familie St. Cyr schmerzlich tief ergriffen. Schmach dem Manne, der seinen Glauben und sich selbst verleugnet! auch ich bin ein treuer Anhänger des großen Kaisers und werde es unter allen Umständen bleiben, dennoch will ich nicht Raimonds Herausforderung zum Zweikampfe entschuldigen, die ich, nach dem gelindesten Urtheile, zwecklos, ja lächerlich finde. Sie, Herr Kriegskamerad, mögen nunmehr entscheiden, ob er nach den erschienenen Gesetzen bestraft werden soll, oder ob Sie ihm für dieses Mal vergeben wollen."

Erst aus Labédoyères Munde erfuhr Max die Nachricht von Napoleons Thronentsetzung und hätte, bei seinem früheren, tiefen Hasse gegen den Unterjocher und Bedrücker Deutschlands, sich wohl der Freude über diese Schmach des Verhaßten hingegeben, aber ein anderes unbekanntes Gefühl in seiner Brust hinderte nicht nur das Aufkommen dieser Freude, sondern flüsterte ihm auch sogar zu, daß er unter gleichen Umständen nicht anders,

wie Raimond, gehandelt haben würde. Darum erwiederte er auch auf Labédoyères Anrede ohne Zaudern:

„Nach meiner Meinung, Herr Oberst, verdient der Mann keinen Tadel, der seine Gefühle seinem Feinde ohne Heuchelei zu erkennen giebt und ihm den Weg frei stellt, die widerstreitenden Meinungen durch die Waffen auszugleichen, oder sie für immer zur Ruhe zu verweisen. Darum hätte auch wohl Raimonds Herausforderung kein Wort der Entschuldigung bedurft. Nach dem aber, was Sie mir gesagt haben, kann ich ihm meine Achtung nicht versagen und, fern von jedem Groll, biete ich ihm freundlich die Hand zur Versöhnung."

„Hörst Du, Raimond, komm her und bitte Deinen versöhnten Gegner um Verzeihung," rief jetzt Labédoyère dem beschämten und dennoch immer noch trotzigen Raimond zu und setzte, als Raimond nicht augenblickliche Folge leistete, hinzu: „Soll ich Dich etwa bitten, ich dächte Du wüßtest, daß ich gewohnt bin, meinen Befehlen unbedingt gehorcht zu sehen."

Da wagte es Raimond doch nicht länger zu zaudern, nahte sich mit niedergeschlagenen Augen und versuchte eine Bitte um Verzeihung auszusprechen, aber Max unterbrach ihn und sagte:

„Ich hoffe, lieber Raimond, wir werden uns näher kennen lernen, und ist dies der Fall, so werden Sie mir es in der Folge vielleicht noch Dank wissen, daß wir uns heute nicht die Hälse brachen."

„Es freut mich das Urtheil bestätigt zu finden, das ich bei Ihrem ersten Anblicke über Sie zu fassen geneigt war“, sagte der Oberst zu Max und fuhr dann fort: „Jetzt lassen Sie uns das Vergangene bei einem Glase schäumenden Champagners vergessen. Ich habe es übernommen, die Stelle des abwesenden Hausherrn zu versehen, den seine Geschäfte bei einer Kommission zur Ordnung der verworrenen Angelegenheiten Frankreichs von Paris entfernt halten. Folgen Sie mir, Herr Kriegskamerad und auch Du trotziger Raimond.“

Wahrhaftig ein recht verschiedenartiger, seltsamer Empfang, der mir bei meinem ersten Eintritte in das weltberühmte Paris zu Theil geworden ist, dachte Max im Fortgehen. Am ehrlichsten mag es wohl Raimond mit seiner Herausforderung auf Leben und Tod gemeint haben, und gern möchte ich auch dem Blicke der Unschuld in den Augen seiner bildschönen Schwester trauen, was ich aber von den übrigen und namentlich auch von diesem Manne denken soll, dem das Befehlen angeboren zu sein scheint, darüber wird mich ja wohl die Zukunft belehren. Für jetzt will ich hoffen mit einem guten Gewissen, deutscher Besonnenheit und meinem treuen Schwerdte an der Seite allen ferneren Lockungen und Anfechtungen der gefeierten und verdorbenen Hauptstadt glücklich zu entgehen.

II.

Mancher Aufschluß, den Max am Abend seines Eintritts in das Haus des Finanzraths de St. Cyr erst von der Zukunft erwartete, hatte ihm indeß schon die erste Woche, die er hier verlebte, gegeben.

Madame de St. Cyr zeigte ihm, nach wie vor, eine streng berechnete, vornehm kalte Herablassung, eine höflich stolze Zurücksetzung, verbunden mit wortreicher nichtssagender Artigkeit. Und wie konnte es anders sein. — Sie war eine nahe Verwandte der Kaiserin Josephine und deshalb eingenommen für ihren Rang in der bürgerlichen Gesellschaft, sie war ein Zögling des Hofs der Tuillerien, die unbedingteste Anhängerin aller Vorschriften des steifsten Anstandes und deshalb nur darauf bedacht, jede ihrer Handlungen nach der Etikette des Hofs, jedes ihrer Worte nach den abgegrenzten Formen berechneter Höflichkeit abzuwägen. Sie hatte dafür gesorgt, daß ihrem unwillkommenen Gaste ein Prachtzimmer des Hauses zu seinem Aufenthalte angewiesen, jedes Bedürfniß überreichlich verabreicht wurde, und glaubte nun Alles gethan zu haben, was der Anstand über die äußeren Formen des Gastrechts vorschreibt, sie ließ es ihrem Gaste an nichts fehlen, als gerade an dem freundlichen

Blicke, der eben den Gast mit wohlthuender Täuschung unter den Kreis seiner Lieben in der fernen Heimath zu versetzen im Stande ist.

Aber was der Mutter Kälte von sich wies, das zauberte der Tochter gewinnende Freundlichkeit wieder zu sich heran. Wo jene berechnete, folgte diese nur den Eingebungen ihres natürlichen Gefühls. Wohlwollender, zuvorkommender, gefälliger, als die anstandsvolle Mutter billigte, ja wohl gar die Macht der Gewohnheit mit sich zu bringen pflegt, kam sie ihrem deutschen Gaste entgegen, aber unverstellt ließ sie ihm auch die reine, innige Liebe wahrnehmen, mit der sie an dem Obersten Labédoyère hing, dessen erklärte Braut sie war.

Und Labédoyère, dieser Mann, der furchtlos in der Versammlung der erbittertsten Feinde Napoleons, sich offen als dessen treuesten Verehrer bekannte, der die Rechte des enthronten Monarchen rücksichtslos vertheidigte, der anmaßenden Gewalt die kühne kräftige Rede, dem offenbaren Unrecht lauten bitteren Tadel engegenstellte, wie war er so ganz ein Anderer, wenn Adelens Augen ihn anlächelten, ihre Liebesworte sich in sein Herz stahlen. Dann war er so sanft, so nachgebend, ja wahrlich so folgsam, so schüchtern und demüthig, daß wohl zuweilen Adele, über ihre Macht selbst erschrocken, sich an seine Brust schmiegte und ihm zuflüsterte:

„O ihr fürchterlichen Männer, wie seid ihr so unterwürfig und nachgebend, wenn ihr unsere Liebe gewinnen wollt, und wie laßt ihr uns euren eisernen Willen

fühlen, wenn diese Liebe, — ach nur zu schnell! — entflohen ist; und doch sind wir Mädchen so thöricht, euch um dieses trotzigen starren Sinnes wohl noch mehr zu lieben, als um eure täuschende Sanftmuth und Nachgebung."

Und Labédoyère entgegnete dann wohl schmeichelnd und belehrend:

„Zügelt nicht Amor, der Gott der Liebe, das furchtbare Löwengespann seines Wagens mit den feinsten Fäden. Erkenne aus diesem Symbol, meine Adele, die Allgewalt edler Liebe, die Uebermacht des zarten sanften Weibes über den rauhen Sinn, den starren Trotz des Mannes. Wo keine Gewalt seinen unbeugsamen Willen bricht, da schmiegt ihn Liebe und Sanftmuth unbemerkt und unwillkührlich in das Joch der Nachgiebigkeit!"

An Raimond endlich war schnell in Erfüllung gegangen, was Max nach der Herausforderung versöhnend zu ihm sprach. Er hatte seinen damaligen Gegner näher kennen gelernt und fühlte sich stündlich mehr zu ihm hingezogen. Wohl stritt er auch jetzt zuweilen, nicht mit der Waffe, aber mit heftigen beflügelten Worten gegen Max, wenn dieser von der unerträglichen Last sprach, die Napoleons Herrschsucht dem unterjochten Deutschland aufbürdete, aber er ward eben so begeistert wie Max selbst, wenn dieser erzählte: wie endlich am Befreiungsmorgen das blutende Vaterland aufstand und hinauszog in den allgemeinen Kampf gegen den allgewaltigen Zwingherrn. Dann focht er im Geiste die

Schlachten mit durch, die die erbitterten Völker gegen einander schlugen, und wünschte, nur den Eingebungen des raschen französischen Bluts folgend, daß auch sein bezwungener und doch unbesiegter Kaiser von Fontainebleau aus einen solchen allgemeinen Befreiungskampf gegen das Netzgeflecht beginnen möchte, das Undank, Verrath und Heuchelei nach allen Provinzen Frankreichs hin auszubreiten strebte.

Auch manche von den glänzenden Außenseiten, mit welchen das luxusreiche Leben in Paris den fremden Ankömmling schnell gewinnt und eben so schnell täuscht, hatte Max inzwischen kennen gelernt und nur um so lebendiger war die heimliche Sehnsucht nach der kleinen unscheinbaren Vaterstadt am Fuße des Harzgebirges, nach dem traulichen, gemüthlichen Stübchen unter dem Schindeldache der Heimath, in dem richtigen Gefühle des unverdorbenen Deutschen hervorgetreten.

In dem pallastähnlichen Hause des reichen, angesehenen Finanzraths de St. Cyr bewohnte Max das ihm angewiesene Prunkzimmer, dessen sich manch' deutscher Fürst nicht zu schämen brauchte, aber die hohen breiten Fenster, von der höchsten Höhe bis zu der untersten Tiefe des Zimmers herabgehend, und der glänzend polirte steinerne Mosaik-Fußboden verscheuchte das Gefühl des Wohnlichen, das nahe am Fenster angebrachte, mit künstlich spielenden Flötenuhren, mit Vasen von hohem Werthe geschmückte Marmorkamin konnte nur zur Pracht dienen, und verbreitete fast gar keine Wärme in dem

kalten Zimmer. Durch die ganze Länge der Schlafstube hing von der Decke herab bis zur Mitte, eine künstlich gewundene Drapperie von buntem Mousselin, und dahinter stand das glänzend weiße Bette mit ponceaurothseidener Decke belegt; aber die völlig horizontalliegende Pferdehaarmatratze, der cylinderförmige, steinharte Wulst, der dem Kopfe als alleinige Unterlage dienen mußte und ihn dennoch kaum in gleiche Richtung mit den Füßen brachte, versagten dem Ungewohnten den Schlaf, und die dünne seidene Decke die wohlthuende Wärme des heimathlichen altmodischen Federbettes. Max war es gewohnt, mit dem anbrechenden Tage dem Nachtlager zu enteilen und bei einer Tasse Kaffee sein Morgenpfeifchen zu schmauchen, aber in den Kaffeehäusern der vergnügungssüchtigen, sinnlichen Hauptstadt brach der bürgerliche Tag erst dann an, wenn der Morgen sich bereits dem Mittage zuneigte, und wenn Max sich ja einmal verleiten ließ, seine Morgenpfeife in seinem Zimmer zu rauchen, übergoß sich Madame de St. Cyr in dem ihrigen mit Strömen von Eau de Cologne und aus allen übrigen Theilen des Hauses dampften ihm Wolken jeder Art von Gerüchen entgegen, um nur den unschuldigen, aber bitter verabscheuten Tabaksrauch damit zu übertäuben.

Selbst von den Betrügereien, mit welchen das moralisch verdorbene Publikum von Frankreichs volkreicher Hauptstadt sich selbst und Andere oft und nicht selten recht sinnreich zu täuschen bemüht ist, hatte Max wäh-

rend seines zeitherigen kurzen Aufenthalts in Paris mehrfache Beispiele mit anzusehen Gelegenheit gehabt und den feinangelegten Verführungen, mit welchen entartete Weiblichkeit den unerfahrenen Fremdling so listig, so schnell und oft so verderbenbringend zu umstricken sucht, war er, ungeachtet seines Vertrauens auf sein gutes Gewissen, seine deutsche Besonnenheit und sein treues Schwerdt, nicht einmal ganz entgangen. An Raimonds Seite durchstrich Max oft und gern die unzähligen Straßen von Paris, und Raimond verfehlte dann gewiß nicht, seinen deutschen Begleiter auf alle die kühnen Bauten, die großartigen Denkmäler, die wohlthätigen öffentlichen Anstalten aufmerksam zu machen, mit welchen der entthronte Kaiser das undankbare Paris unabläßig zu verschönern bemüht war, und der unpartheiisch rechtliche Sinn Hohenthals konnte diesen herrlichen Monumenten seine Bewunderung, dem seltenen Manne aber seine Achtung nicht versagen, der im steten Kampfe bald mit dem unversöhnlichen England, bald mit den unbezwinglichen Völkern der pyrenäischen Halbinsel, mit jedem einzelnen Staate des uneinigen Deutschlands, oder mit dem russischen Länderkoloß, noch Zeit, Sinn und Willen behielt, solche Unternehmungen, selbst in ihren Einzelheiten, zu leiten und unter seinen Augen ausführen zu lassen.

Bei einem dieser Spaziergänge durch die Straßen von Paris waren Max und Raimond bis in die Gegend der weltberühmten Kirche Notre Dame gekommen. Dort

stand ein Mann, dem Anscheine nach ebenfalls ein Neuling in Paris, mit einer ziemlich ansehnlichen Schachtel unter dem einen Arm, während er mit dem andern bald nach einer bestimmten Richtung hinzeigte, bald wieder heftig focht. Er erzählte einem zahlreichen Haufen von Zuhörern, die in einem großen Kreise um ihn herum standen, daß ein unbekannter Mensch, angeblich in der Verfolgung eines Taschendiebs und um schneller laufen zu können, ihm diese Schachtel vor länger als einer Stunde anvertraut, daß er dieselbe bis jetzt aufbewahrt, endlich aber, des längern Harrens und Wartens müde, geöffnet und zu seinem Schrecken — ein lebendes, neugeborenes Kind darin gefunden habe und nun erst einsehe, daß er selbst der Betrogene sei. Am Schlusse seiner Klage erschallte ein unmäßiges Lachen und Jubeln seiner Zuhörer, einige von ihnen aber ergriffen den Mann und schoben ihn, sammt seiner Schachtel, nach einem weitläuftigen, in der Nähe von Notre Dame stehenden Gebäude. Auch Max und Raimond folgten dahin. Ueber dem hohen Eingange stand die Inschrift: Mon pere et ma mere m'ont abandonnée, mais le Seigneur a pris Soin de moi. Unbeschreiblich überraschend aber auch wohlthuend war der Anblick, der sich im Innern des Gebäudes darbot. In einem großen Saale standen in langen Reihen Hunderte von kleinen Betten, in jedem lag ein Kind, keines über ein Jahr alt, alle sauber gewaschen und gekleidet, die Bettwäsche war weiß wie frisch gefallener Schnee, die Luft rein, der Saal durch-

lüftet und freundlich, an den Seitenwänden saß eine Reihe mehrerwachsener Mädchen, ebenfalls mit der hülflosen Kindheit beschäftigt und vergalten ihr jetzt, was man einst an ihnen gethan hatte. Eine schon bejahrte Nonne aus der Klasse Soeur de la Charité, von sechs überein gekleideten Kindern umringt, hatte bereits den neuen Ankömmling in der Schachtel in Empfang genommen und war schon bemüht, ihm alle Dienstleistungen einer leiblichen Mutter zu reichen. Die theilnahmlose gaffende Menge der früheren Zuhörer des Mannes hatte sich gleichgültig wieder verlaufen, nur dieser, Max und Raimond waren geblieben.

„Kommen Sie meine zahlreiche Familie zu besuchen?“ sprach die Nonne zu den Zurückgebliebenen mit dem Ausdrucke der Sanftmuth und Heiterkeit auf ihren Gesichtszügen. „Sehen Sie, dies ist das zwölfte verlassene Kind, das man mir heute bringt, das 2921ste, das das Findelhaus von Paris in dem jetzigen Jahre aufnimmt, 17,000 Ammen werden zu ihrer Pflege auf dem Lande gehalten. Und doch bin ich eine glückliche Mutter, denn ich kann für alle meine Kinder sorgen. Ihre Erhaltung, ihr Wiederaufblühen, ihre Wohlhabenheit, ihren großen Umfang verdankt diese wohlthätige Anstalt einzig dem seltenen Manne, dem Frankreich so unendlich viel zu verdanken hat. Die Schreckenszeit der Revolution hatte dem Findelhause von Paris alle Mittel zu seinem Fortbestehen entrissen, Niemand nahm sich seiner an, sein

Untergang war unvermeidlich. Da erbarmte sich Napoleon der verlassenen Kindheit, sorgte mit verschwenderischer Freigebigkeit für die unbedeutendsten Bedürfnisse der Anstalt und jetzt — ist mir kein Wunsch mehr übrig geblieben. Aber, verzeihen Sie, meine Herren, meine Geschäfte rufen mich ab, meine Zeit ist mir zugemessen. Ist es Ihnen gefällig, die Zimmer zu besuchen, in welchen der reichliche Vorrath von Wäsche für das Institut aufbewahrt wird, so soll Sie ein erwachsener Zögling dahin führen." Max und Raimond lehnten jedoch das gefällige Erbieten mit Dank ab und verließen das Findelhaus.

„Müssen Sie mir nicht zugestehen, lieber Hohenthal," sagte Raimond im Fortgehen zu Max, daß weder Ihre Vaterstadt; noch irgend eine andere Stadt Europas eine Wohlthätigkeitsanstalt aufzuweisen vermag, die das Findelhaus von Paris an Großartigkeit übertrifft, und daß der Mann unsere tiefste Ehrfurcht verdient, dem diese Schöpfung ihr Dasein, ihre Blüthe, und ihre wohlthätigen Früchte verdankt?

„Wahrlich! da haben Sie mehr als vollkommen Recht, guter Raimond, lachte Max gutmüthig auf, daß meine kleine Vaterstadt in den Wäldern des Harzes kein Findelhaus, wie das von Paris, aufzuweisen vermag und Dank, herzlicher Dank jedes Biedermanns, setzte er mit Gefühl hinzu, gebührt dem Manne, der vom Throne der französischen Universalmonarchie herab,

mit der Freigebigkeit des Herrschers und der Sorgfalt eines Vaters für jene Anstalt sorgte, aber wohl dir, du meine unscheinbare, kaum gekannte Vaterstadt, daß du kein Findelhaus bedarfst, daß unter den Schindeldächern deiner niedrigen, hölzernen Hütten noch nie eine unnatürliche Mutter gefunden ward, die gefühllos das Kind, das unter ihrem Herzen geruht hatte, fremder Pflege, fremder Gnade, fremder Barmherzigkeit zuschleuderte!"

Anderer, mehr scherzhafter Natur war das Abentheuer, in welchem Max seinen ersten Unterricht in den Verführungskünsten der sinnlichen Hauptstadt erhielt. Eines Abends war er ohne Raimonds Begleitung in ein von ihm noch nicht besuchtes Kaffeehaus eingetreten. Nur wenige Gäste waren bei seinem Eintritte dort anwesend, aber schon saß die Wirthin unter dem aufgeputzten Thronhimmel ihres Buffets auf dem weich gepolsterten Mahagoni-Sessel. Vor ihr standen auf einer langen schmalen Tafel von demselben Holze, eine große Menge kleiner Porcellan-Schalen mit Zuckerstücken angefüllt, auf ihrer linken Seite dufteten wohlriechende Blumenbouquets aus zierlichen Cristall-Vasen, auf ihrer rechten harrten die flüchtigen Marqueure der Befehle ihrer Gebieterin. Max forderte eine Tasse schwarzen Kaffee, setzte sich an einen der leerstehenden Tische und blätterte mechanisch in einem gewaltigen Stoße von Zeitungsblättern aller Art, die für die Gäste zum Lesen bereit lagen. Bald gesellte sich ein junger Mensch in einem blauen, uniformartigen Rocke, mit rothem Kragen, zu ihm. Er

hatte den Kopf mit dem Hute bedeckt und behielt diese Bedeckung auch fortwährend bei; darunter hervor brach eine Fülle langer, weit herabhängender, schwarzer Locken, seine schönen, etwas blassen und verlebten Gesichtszüge erschienen fast mädchenhaft, aber das zierliche Bärtchen am Munde und ein eben solcher Backenbart widersprachen jedem Verdachte dieser Art. Zuerst forschte dieser junge Mensch nach Hohenthals Vaterland und Heimath, und als dieser antwortete, daß er ein Braunschweiger und aus Blankenburg am Harze gebürtig sei, erzählte der Hinzugekommene in einer Sprache, die jeder außereuropäischen nur nicht der deutschen ähnlich lautete, daß er selbst ein Deutscher aus Wien sei, suchte bei Hohenthals laut geäußerten Zweifeln diesen mit ächt französischer Unverschämtheit und Unwissenheit zu belehren, daß Deutschland nur die Stadt Wien und die Länder des Kaisers von Oesterreich in sich begreife, behauptete, daß er seit einer Reihe von Jahren als Franzose eingebürgert sei, als solcher zwar gegen die Verbündeten gefochten, allein als einer der Ersten den unverbesserlichen Tyrannen verlassen, gleichwohl aber statt des wohlverdienten Lohns nur Undank gefunden habe und deshalb jetzt ohne sein Verschulden ein unthätiges, wirklich hundsföttisches Leben führen müsse, so daß er auch entschlossen sei, Kriegsdienste bei seinen geliebten Landsleuten, den Deutschen, zu suchen.

Wohl hatte Max gleich anfänglich gemerkt, daß er jetzt einen eben so unwissenden, als unverschämten Lüg-

ner vor sich habe, aber gerade diese Unwissenheit und Unverschämtheit ergötzte ihn, und begierig, den Zweck des beabsichtigten Betrugs kennen zu lernen, bat Max den jungen Menschen, ihm sein Schicksal recht ausführlich zu erzählen.

„Nicht hier, mein Herr Kriegskamerad," antwortete dieser auf Hohenthals Aufforderung. „Hier bleiben wir nicht ungestört; ist es Ihnen aber gefällig, so genießen Sie mit mir ein frugales Abendbrod auf meinem Zimmer, dort wollen wir dann bei einem Glase Wein recht vertraulich mit einander plaudern."

Daß es der deutschen kalten Besonnenheit, mit der sich Max gegen die Anfechtungen in der gefährlichen Hauptstadt zu waffnen gedachte, schnurstracks zuwiderlaufe, wenn er einem wildfremden Menschen in dem unermeßlichen, volkreichen aufgeregten Paris auf dessen einsames, unbekanntes Zimmer folge, das konnte sich zwar Max nicht verhehlen, aber dieser junge Mensch sah nichts weniger als gefährlich aus, Furcht war überhaupt ein Gefühl, das der tapfere Deutsche nicht kannte, seine Lust, das Abentheuer ganz zu bestehen, war nun einmal rege geworden, darum nahm er die Einladung an. Ein Fiacker, den Max für sich und seinen Gesellschafter bezahlte, brachte sie schnell bis vor das Palais royale. Dort verließen Beide das Fuhrwerk und stiegen in einem Seitenflügel des weitläufigen, eine kleine Stadt in sich fassenden Gebäudes bis zum 6ten Stockwerke, wo ein Zimmer mit der sonderbaren Aufschrift: Demoiselle Ade-

laide Nr. 18, sie aufnahm. Im Heraufgehen hatte der junge Mensch einer bejahrten, in der Küche beschäftigten Frau, schon zugerufen: Ma bonne, bringe uns ein einfaches, aber gutes Abendessen, nur vier Schüsseln, ohne das Desert und zwei Bouteillen Champagner.

Nun Geldmangel kann es nicht sein, der den lügenhaften Franzosen unter die Truppen seiner angeblichen deutschen Landsleute treibt, dachte Max im Stillen, und die innere Einrichtung des Zimmers entsprach seiner Ansicht, denn es sah zwar darin überall liederlich genug aus, aber überall zeigte sich auch ein gewisser Luxus. Max nahm auf dem seidenen Sopha Platz, während sein Wirth um Erlaubniß bat, sich auf einige Zeit entfernen und bequemer ankleiden zu dürfen. Während dessen erschien die Ma bonne, die Max für die Vorsteherin einer Speiseanstalt hielt, besetzte den schnell gedeckten Tisch, zwar nur mit vier, aber auserlesenen Gerichten, so wie mit Wein und allen Arten von Desert, forderte aber auch zugleich mit unbestrittener Deutlichkeit ihre mäßige Bezahlung von zehn Fünffrankenstücken, nicht von dem Wirthe, nein von Max Hohenthal.

„Ich bin hier ein eingeladener Gast," antwortete Max, „und fürchte durch die Erfüllung Ihres Verlangens, Frau Wirthin, meinen freigebigen Wirth zu beleidigen."

„Lassen Sie das meine Sorge sein, schöner junger Herr," entgegnete Ma bonne, „in diesem Theile des

Palais royal ist es nun einmal anerkannte Sitte, daß der Gast für sich und den Wirth bezahlt!"

Eine curiose, nicht gerade sehr zu empfehlende Sitte, dachte Max, bezahlte aber die unverschämte Forderung der vermeintlichen Speisewirthin, die sich befriedigt entfernte.

Jetzt öffnete sich die Thüre des Zimmers, in welches der junge Mensch zu seiner Umkleidung eingetreten war, und ein junges, üppig gekleidetes Mädchen flog daraus auf Max zu. Ihre Gesichtszüge waren die des jungen Menschen, der gegen die Verbündeten gefochten haben wollte, aber der Bart war verschwunden, die blassen, etwas verlebten Wangen waren jetzt künstlich geröthet und statt der zweifelhaften Uniform rauschte ein buntseidenes Kleid um ihre Glieder. Sie warf sich mit Blitzesschnelle auf Hohenthals Schooß, umschlang seinen Hals und bat mit schmeichelnden Worten:

„Sei nicht böse, schöner Deutscher, daß ich Dich mit täuschender Rede in mein vertrauliches Stübchen gelockt habe. Laß uns jetzt zusammen genießen und Du wirst mir den kleinen unschuldigen Betrug gewiß Dank wissen."

Aber schon unter den Worten Adelaidens hatte sich Max ihren verführerischen Umarmungen entwunden und strafte sie mit zorniger Rede:

„Das nennst Du einen kleinen unschuldigen Betrug, Entartete Deines Geschlechts. Bewahre mich Gott vor allen weiteren Proben Deiner unschuldigen Betrügereien. Genieße nur allein das frugale Abendbrod, zu dem Du

mich als mein angeblicher Landsmann so freigebig auf meine Kosten eingeladen hast. Auf meine Gesellschaft dabei für heute und immer mußt Du nun schon Verzicht leisten.“ Mit diesen Worten wollte sich Max aufgebracht entfernen, doch Adelaide warf sich ihm weinend zu Füßen und schluchzte:

„Ach, lieber, gnädiger Herr! seit 3 langen Tagen habe ich nichts gegessen, seit 8 Tagen schulde ich der Ma bonne die petit ecu's, die sie mir bisher täglich verabreichte. Morgen soll ich sie bezahlen, oder die Unerbittliche stößt mich aus dem Hause, und noch habe ich keinen Sous im Vermögen. Erbarmen Sie sich über mich, aus Gnaden schenken Sie mir einen Napoleond'or.“

„Unglückliche! schwerlich verdienst Du die Gabe, die wol bei vielen andern Nothleidenden besser angewandt sein würde,“ zürnte Max, „aber schwerlich würdest Du mir auch Deine Rettung aus den Schlingen des Lasters Dank wissen. Darum nimm nur hin das Geschenk, um das Du mich batest und erkaufe Dir damit, wenn Du kannst, Erleichterung oder Vergessenheit Deines traurigen Schicksals auf einige Tage.“

Verächtlich warf Max dem Mädchen die volle Börse hin, jubelnd hob Adelaide sie auf und tanzte beim Anblicke mehrerer Goldstücke in dem Netze in ausgelassener Lustigkeit im Zimmer herum; Max aber enteilte abgekühlt, belehrt und mit Abscheu gegen die rettungslos verlorenen Opfer des Lasters dem Palais royal und allen weiteren Lockungen seiner verführerischen Schönen. Wahr

ist es, sprach er dabei zu sich selbst, als er die fast endlosen Räume des Palais royal durchschritt, wahr ist es, dieses einzige Prachtgebäude würde allein hinreichen, meine kleine Vaterstadt mit all' ihren Häusern und Bewohnern in seinem Umfang aufzunehmen, aber wahr ist es auch, daß meine kleine Vaterstadt solche verächtliche Geschöpfe nicht einmal kennt, die ihr unseliges Gewerbe so scham- und scheulos betreiben, wie hier Demoiselle Adelaide in Nro. 18 des prachtvollen Palais royal.

III.

Am Tage nach jenem Vorfalle im Palais-royal stand Max an einem der hohen Fenster seines Prunkzimmers und schaute auf das Gewühl des Volks in der Straße Lapair, das sich heute in ungleich zahlreicheren und größeren Haufen als gewöhnlich dem Platze Vendome zuwälzte, und dort um die berühmte Säule mit dem Standbilde Napoleons versammelte. Bald war die Menge so angewachsen, daß Max irgend ein außerordentliches Ereigniß und — was damit ziemlich gleichbedeutend war, — unruhige Auftritte befürchtete und deshalb schon nach Tschako und Seitengewehr griff, um sich an Ort und Stelle persönlich von der Ursache dieses Zusammenströmens zu unterrichten, als Raimond in das Zimmer stürzte, wie damals mit des Zornes Purpurröthe übergossen, mit hochklopfender Brust, mit allen Zeichen ge-

waltsamer Aufregung und nur mit Anstrengung die Worte hervorstürmte:

„Hohenthal, Sie haben als Feind, mit den Waffen in der Hand, Frankreichs Boden und seine Hauptstadt betreten, aber bei Ihnen, dem Feinde, muß ich jetzt Theilnahme und Mitgefühl bei dem neuen Beginnen suchen, das das französische Volk mit unvertilgbarer Schmach brandmarkt und ich in ohnmächtiger Wuth geschehen lassen muß. Ha! wer jetzt nur einen Augenblick lang Gottes Allmacht besäße, um dieses heuchelnde, schmeichelnde, lügende und betrügende, dieses ganze heimtückische, hinterlistige Menschengeschlecht mit einem Male zu vernichten!“

„Wahrlich ein verdammt starker Wunsch, bei dem ich für meine arme Person jedoch recht von Herzen froh bin, daß er so leicht nicht in Erfüllung gehen wird,“ fiel Max lachend ein. „Ich war bisher so verwegen mich auch als einen ganz kleinen Theil dieses entsetzlichen Menschengeschlechts zu halten und würde deshalb schwerlich vor Ihren Augen Gnade finden, so gern ich auch noch einige Zeit auf dieser gottlosen Erde wandeln möchte. Aber haben Sie auch schon Bedacht darauf genommen, eine bessere Sorte von Geschöpfen an die Stelle der vertilgten zu setzen, das Fleckchen, das wir Erdball nennen, möchte sonst hin und wieder recht leer aussehen! Doch — Scherz bei Seite — lassen Sie mich vor allen Dingen hören, Freund, was Ihr Blut so in Wallung gebracht hat?“

Hohenthals Worte schienen jedoch Raimonds Verstimmung noch mehr aufzuregen, und fast bitter antwortete er darauf:

„Ich habe Mitgefühl bei Ihnen gesucht und finde statt dessen — Hohn. Sie wollen sich das Vergnügen nicht versagen, aus dem Munde eines Franzosen die That zu hören, die die Franzosen so tief erniedrigt. Wohlan, freuen Sie sich Ihres Triumphs und hören Sie: So eben sind Franzosen, Franzosen, die dem Kaiser Napoleon Achtung unter den Nationen, Ehre, Ruhm, Glanz und Reichthum verdanken, dort auf dem Vendomeplatz bemüht, das Standbild des entthronten Monarchen von der Vendomesäule herabzureißen, um es zu beschimpfen!“

„Immer habe ich das französische Volk für unstät und flüchtig, schnell gewonnen und noch schneller wieder umgestimmt gehalten und gefunden,“ rief Max aus, „aber wirklich so wankelmüthig und leichtsinnig, ja so pflicht- und ehrvergessen, hätte ich es doch nicht geglaubt, und Ihren Vorwurf von vorhin, ungestümer Freund, verdiene ich deshalb in der That nicht. Aber beruhigen Sie sich, bester Raimond, die Verbündeten selbst werden eine solche unwürdige Handlung gegen ihren besiegten, aber Ehrfurcht gebietenden Feind nimmermehr zulassen.“

„Wenn das Ihre ganze Hoffnung ist, Max,“ entgegnete Raimond, vom Zorn zum Gefühle eines tiefen Schmerzes übergehend, „dann muß ich sie leider mit wenigen Worten ganz niederschlagen. Die Verbündeten sind

es ja eben, die die Abnahme des Bildes gewünscht oder befohlen haben! Aber mögen sie doch thun, was sie vor sich und der Nachwelt zu verantworten gedenken, daß jedoch Bürger des Volks, das gestern den großen Mann abgöttisch verehrte, huldigte und schmeichelte, heute schon einem solchen Wunsche oder Befehle so zuvorkommend bereitwillig, so sklavisch niedrig gehorcht, das, das allein ist es, was mich mit gerechter Erbitterung, mit tiefem Schmerze erfüllt."

„Da muß jedenfalls ein Mißverständniß obwalten," versetzte Max kopfschüttelnd. „Ich wenigstens kann nicht glauben, daß die Verbündeten durch solch' eine unwürdige Herabsetzung ihres großen Gegners ihr eigenes Verdienst so sehr erniedrigen werden. Lassen Sie uns deshalb hingehen nach dem Platz Vendome, lassen Sie uns hören, wieviel oder wie wenig an der ganzen Sache ist, und geben Sie Acht, Raimond, das Mißverständniß wird sich zu unser aller Zufriedenheit aufklären." Bereitwillig folgte zwar Raimond seinem Hausgenossen, aber dessen Glauben und Zuversicht vermochte er nicht zu theilen.

Noch hatten Beide den Platz Vendome nicht erreicht, als sie mehrere Truppenabtheilungen der Verbündeten sahen, die dort in voller Rüstung aufmarschirt standen. Zufällig kannte Max einen Offizier derselben genauer, drängte sich deshalb durch das Volk zu ihm hin, und fragte:

„Nicht wahr, Herr Lieutenant, Sie sind hierher beordert, um die Mishandlung der Vendome-Säule und ihres Standbildes zu verhindern?"

„Das weiß ich in der That nicht, Herr Kriegskammerad," entgegnete der Gefragte. „Wir bivouacquiren vor den Barrieren von Paris und bekamen heute den Befehl, zur jetzigen Stunde in voller Rüstung auf dem Vendome Platz zu erscheinen, um durch unser Hiersein jeden unruhigen Auftritt, bei dem was vorgehen würde zu verhindern und so betreten wir zum ersten Male das Innere der Hauptstadt."

Befremdet, ja erschrocken über diese Antwort, die der Zuversicht Hohenthals freilich nicht entsprach, kehrte er verstimmt, kleinlaut und einsilbig zu Raimond zurück. Die wogenden Volkshaufen schoben ihn und seinen Gesellschafter bald vor bald rückwärts, während Leitern an die Vendome-Säule angelegt, Stricke und Seile herbeigebracht wurden, Männer hinaufstiegen und Napoleons Bild mit den Letzteren umschlangen, andere die von oben herab geworfenen Stricke am Fuße der Säule auffingen und zu ziehen begannen. Alles dies ging ruhig vor sich, nur hin und wieder ließ sich ein leises, bald unterdrücktes Murren von Einzelnen im Volke vernehmen. Unerwartet standen Max und Raimond vor Labedoyere, der wie ein Bild der Ruhe mit gekreuzten Armen, nur mit einem leichten, kaum wahrnehmbaren höhnischen Zuge auf dem männlich schönen Gesichte, diesem Thun und Treiben zusah.

„Ich freue mich sehr, Sie zu finden, Herr Oberst,"

sprach Max nach kurzer, freundlicher Begrüßung. „Von Ihnen hoffe ich offene, ehrliche Antwort auf eine eben solche Frage zu erhalten. Ist es wahr, daß die Verbündeten Befehl zur Abnahme von Napoleons Bildsäule gegeben haben?“ „Ja und nein“ gab Labedoyere die gebetene Antwort. „Die Verbündeten sollen die Abnahme jenes Bildes gewünscht haben, und zur Ehre der deutschen Monarchen unter den Verbündeten sei es gesagt, von ihnen ist diese Maßregel offen gemißbilligt worden, nur ungern haben sie den Wünschen Anderer, dem ungestümen Drängen eines ihrer Heerführer nachgegeben. Aber,“ fuhr er fort und der höhnische Zug um seinen Mund trat dabei merklich hervor, „so viel ist gewiß, daß einige von den Männern, die jetzt Frankreichs Wohlfahrt leiten, in deren Hände das bedrängte Vaterland die Zügel des Reichs vertrauensvoll niedergelegt hat, den Befehl zu dem, was hier vorgeht, gegeben haben.“

„Und Sie können seiner Ausführung so ruhig, so kaltblütig zusehen?“ fiel Raimond mit finster zusammengefalteter Stirne ein. „Warum sollte ich es nicht, mein schnell tadelnder, junger Freund“, antwortete Labedoyere eben so ruhig, wie bisher. „Ich, der Einzelne, kann mich nicht dem Volkswillen hindernd entgegenstellen und könnte ich es auch, ich würde es doch nicht thun, denn weit höher gestellte Männer als ich, Männer, die die schwere Pflicht übernommen haben, für Frankreichs Wohl zu sorgen, fanden diese Maßregel nothwendig und befahlen ihre Ausführung. Stimmen Sie meiner Ansicht

nicht auch bei, lieber Hohenthal?" wendete sich dabei Labedoyere an Max und nahm, wie zufällig, dessen Hand in die Seinige.

„Mein Verstand muß es ja wohl," antwortete Max, „aber ein weit stärkeres Gefühl in meinem Innern reißt mich unwillkührlich hin, unsers Raimonds Unwillen ganz gerecht zu finden, ihn zu billigen, ja sogar zu theilen." Der Oberst erwiederte nichts auf diese Antwort. aber Max fühlte seine Hand mit Wärme gedrückt und Labedoyere fuhr fort:

„Sehen Sie dort den Mann, der lachend und jubelnd des Kaisers Denksäule so geschäftig mit Stricken umschlingt. Es ist ein Maurermeister, den die Revolution zum ärmsten Bettler herabgebracht hatte, das Kaiserreich hat ihn wieder emporgebracht; der Bau der Brücke, die Napoleon zum Andenken seines Sieges bei Jena aufführen ließ, hat ihn allein zum reichen Manne gemacht. Aber," setzte Labedoyere hinzu, und seine Augen rollten, der höhnische Zug um seinen Mund ging in die tiefste Verachtung über, „thut er denn etwa mehr, als jene Großen des Reichs, jene ersten Staatsbeamten, die ihrem Kaiser Milliarden, Palläste, Herzogstitel verdanken, die er mit Beweisen seiner Achtung überhäufte, die er zu sich heranzog und mit Beweisen seiner Freundschaft beehrte, und die jetzt ihren Wohlthäter verlassen, verrathen, vom Throne stoßen, ihn seinen Feinden verhandeln. Kommen Sie, Hohenthal, komm mein braver

Raimond, lassen Sie uns gehen, ich muß zu meiner Adele."

Am Portale des Hauses des Finanzraths de St. Cyr erwartete ein Gefreiter aus dem österreichischen Fußvolke den Oberjäger Hohenthal und beschied denselben so schleunig als möglich zu Sr. Gnaden, den Herrn General Baron von Koller, Straße Richelieu Nr. 15, Belle-etage.

„Baron von Koller?" fragte Labedoyere hingeworfen seinen Begleiter Max, als dieser den Soldaten mit der Antwort zurückgeschickt hatte, daß er dem Herrn General sogleich zu Befehl stehen werde, „Baron von Koller? — ist das derselbe, der den Kaiser Napoleon als österreichischer Commissarius nach Elba zu begleiten bestimmt ist? Kennen Sie den Mann genauer, lieber Hohenthal?"

„Aus Ihrem Munde, Herr Oberst, höre ich das erste Wort, daß ein österreichischer Commissarius den Kaiser Napoleon nach Elba begleiten wird," versicherte Max auf Labedoyeres Frage. „Deshalb kann ich auch darüber keine Auskunft geben, ob der General Koller, zu dem ich befehligt wurde, derselbe ist, den man zum Commissarius bestimmt hat. Den Baron von Koller, den ich meine, kenne ich allerdings genauer, er hatte meine gute Tante, die Schwester meiner Mutter zur Frau, die ihm und uns leider zu früh durch den Tod entrissen wurde. Aber auch nach ihrem Tode hat er sich, als General, des unbekannten deutschen Jägers, und als

Baron, des mittel- und titellosen bürgerlichen Verwandten redlich angenommen und ich müßte mich selbst des schwärzesten Undanks zeihen, wollte ich nur einen Augenblick anstehen, ihm das Zeugniß eines achtungswerthen Biedermanns aus voller Ueberzeugung zu ertheilen."

„Darf ich vom Neffen auf den Oheim schließen", bemerkte dagegen Labedoyere höflich, „so verdient Ihr Zeugniß vollen Glauben. Doch für jetzt leben Sie wohl, braver, junger Mann, mein Herz zieht mich zu meiner Adele. Adieu auf baldiges Wiedersehen!"

So sprach Labedoyere und schritt mit Raimond nach dem Gesellschaftszimmer der Familie St. Cyr, während Max auf das seinige eilte, um der ohnedies schon stark mitgenommenen Uniform noch einmal hart zuzusetzen, damit er in ihr mit Ehren vor dem Herrn General erscheinen könne.

Kurze Zeit später stand Max in dem Zimmer, das der General Baron von Koller in der Belleetage Nro. 15 der Straße Richelieu bewohnte, und harrte der weiteren Ordre auf seine abgestattete Meldung. Der General war bei Hohenthals Ankunft mit der Musterung aller Arten von Anzügen für einen Pariser Galanthomme beschäftigt und ließ sich auch an diesem Geschäfte durch Hohenthals Eintritt nicht stören, so daß dieser indessen die Bemerkung nicht unterdrücken konnte, daß das gefallsüchtige Paris seinen mächtigen Einfluß selbst auf den schlichten deutschen Herrn Oheim ausüben zu wollen scheine.

Erst nach Durchsicht aller dieser Kleider und nach Zurücklegung einiger vollständigen, eleganten Anzüge klingelte der General seinem Bedienten, befahl diesem, die zurückgelegten Stücke in das Nebenzimmer zu tragen, die übrigen aber in das Kleidermagazin zurückzubringen, und wendete sich nunmehr mit den Worten an Max:

„Der General ist mit der pünktlichen Folgeleistung des Oberjägers zufrieden und giebt demselben dies hiermit zu erkennen, doch für dieses Mal hat der Oheim mit dem Neffen zu reden und sich deshalb auch erlaubt, diesen einige Zeit warten zu lassen. Laß also die militärische Subordination bei Seite, Max, komm setze Dich zu mir und höre mich an.

Man hat mir nolens volens die Ehre erzeigt," begann General Koller und machte sich's dabei bequem im Sofa, „mich zu einem der Kommissarien zu ernennen, die von Oesterreich, Preußen, Rußland und England dem Kaiser Napoleon mitgegeben werden sollen, um ihn bei seiner Reise nach Elba durch Frankreich zu begleiten und ihn gegen die zu befürchtenden Mißhandlungen seines eigenen Volks möglichst sicher zu stellen; mir aber hat man noch besonders das Amt zugetheilt, dem entthronten Beherrscher Frankreichs selbst bis in sein neues Besitzthum im mittelländischen Meere zu folgen. Aus Gründen, mit deren näherer Auseinandersetzung Du, Herr Neveu, mich für jetzt zu verschonen die Güte haben wirst, wünsche ich bei dieser Reise einen jungen, brauchbaren Menschen um mich zu haben, der unter

dem Titel eines Privatsekretärs, in der Wirklichkeit aber als ein treuer, zuverlässiger Gesellschafter meine Freuden und Leiden bei jenem Geschäfte theilt. Du darfst Dir immer etwas darauf einbilden, Max, wenn ich Dir sage, daß ich Dich zu einem solchen Posten in mehr als einer Beziehung geeignet halte, und ich darf wohl als gewiß voraussetzen, daß Du, Neffe, gegen die wohlgemeinte Absicht Deines Oheims nichts einzuwenden hast, aber zum Ueberflusse frage ich Dich jetzt: Willst Du mich nach Elba begleiten?"

Darin hatte sich jedoch der Oheim getäuscht, daß der Neffe gegen die Reise nach Elba nichts einzuwenden haben würde. Der Antrag des wohlmeinenden Onkels hatte ihn überrascht, fast erschreckt, und er erwiderte auf dessen Frage:

„Halten Sie mir es zu Gute, verehrtester Herr Oheim, wenn ich Ihre gütigen Gesinnungen gegen mich nur mit kindlichem Dank erkenne, ihnen aber nicht durch die That entsprechen kann. Sie wissen, daß mich ein glühender Haß gegen den nimmersatten Unterjocher und Bedrücker meines schmachvoll herabgewürdigten Vaterlandes in die Reihen der Rächerschaar Deutschlands geführt hat. Wie soll ich also dem Manne gegenüber stehen, den ich zwar noch nie sah, den ich aber als meinen Todfeind zu betrachten gewohnt bin, wie soll ich mich mit diesem Gefühle in seiner Nähe ja wohl im stäten täglichen Zusammensein mit ihm benehmen? Zwar kann ich zur Ehre der französischen Nation nimmermehr

glauben, daß der entthronte Beherrscher Frankreichs jemals des Schutzes feindlicher Kommissarien gegen sein eigenes Volk bedürfen wird, aber träte dieser unwahrscheinliche Fall wider Erwarten doch ein, so müßte ich mir selbst oder meiner neuen Pflicht untreu werden. Ein zweiter und dritter Grund aber, warum ich Ihre Güte, Herr Oheim, ablehnen muß, ist — —"

„Mach' mich nicht böse, Max, mit dem Herzählen einer Menge leerer Bedenklichkeiten," unterbrach hier der Oheim den Neffen mit gutmüthigem Zorn. „Glaubst Du denn nicht, daß auch ich alle Deine Gefühle gegen Napoleon getheilt habe, so lange er als Eroberer und Despot unserm Vaterlande das Joch der Sklaverei auferlegte, und dennoch traue ich mir die Kraft zu, ihn mit deutscher Treue und Rechtlichkeit gegen jede unverdiente Kränkung zu schützen. Oder hältst Du es etwa des Biedermanns unwürdig, von dem gefesselten Löwen die klaffenden, beißenden Hunde abzuwehren, die jetzt erst gegen ihn aufzutreten wagen. Setze Deinen gesunden Verstand, Dein redliches deutsches Herz doch nicht selbst unverdient herab, und zweifelst Du etwa, daß der gefesselte Löwe unseres Schutzes gegen die beißenden Hunde bedarf, so durchreise nur mit ihm die südlichen Provinzen Frankreichs; der von Dir so sehr bezweifelte, so unwahrscheinlich gehaltene Fall wird bald genug eintreten, und tritt er ein, dann folge Du nur dem natürlichen Gefühle, das Dein Herz empfinden wird, und sei außer Sorge, dieses allein wird Dich richtig und

sicher leiten. Genügt Dir, Herr Neffe, jedoch meine Beantwortung Deiner Bedenklichkeiten nicht, oder bestehst Du gar darauf, mich mit einem zweiten, dritten und Gott weiß wievielsten Widerspruchsgrund zu behelligen, so höre meine ganz einfache, aber gewiß genügende Widerlegung aller übrigen: Der General befiehlt dem Oberjäger hiermit, dem Oheim zu gehorchen, und der Oberjäger wird also wissen, was der Neffe zu thun hat. Bist Du hiermit zufriedengestellt, Max?"

„Ich muß ja wohl," antwortete dieser, über die kurze und bündige Entscheidung aller seiner Einwürfe herzlich lachend. „Aber", setzte er auf die Sprache des biedern Generals und Oheims eingehend, hinzu: „Der Herr General wird dem Oberjäger die pflichtschuldige Bemerkung zu Gnaden halten, daß der Soldat zum Weggange von seinem Regimente den Abschied seines Chefs bedarf, wenn er nicht als Ausreißer angesehen werden soll."

„Das wahr vernünftig gesprochen, Herr Oberjäger", entgegnete der General, „aber meine Sorge war es schon, Dir Deinen ehrenvollen Abschied auszuwirken, ich hoffe, das wohlverdiente Patent als Hauptmann, das ihn begleitet, wirst Du nicht zurückweisen. Die Sache ist also abgemacht," fuhr der General fort, und legte Abschied und Patent auf den Tisch nieder, „nun höre mich ruhig weiter an: Herr Hauptmann und Neffe:

Du bleibst zwar einstweilen in Deinem bisherigen Quartier, hältst Dich aber bereit zu jeder Stunde, mit mir nach Fontainebleau abzugehen. In Deiner ohnedies

gehörig mitgegangenen Uniform kannst Du freilich nicht vor dem Kaiser Napoleon erscheinen, ihr Anblick würde ihn gleich an die deutsche Rächerschaar erinnern, die bei Arcis sur Aube sogar seine unbezwingliche alte Garde zum schleunigen Rückzuge zwang, und Du wirst so gut, wie ich, fühlen, daß wir diese Rückerinnerung dem besiegten Feldherrn billig ersparen müssen. Darum trafst Du mich bei Deinem Eintritte mit der Auswahl einiger bürgerlichen Anzüge für meinen neugeschaffenen Privatsekretär beschäftigt. Gehen Sie jetzt in das Nebenzimmer, Herr Hauptmann, sehen Sie zu: ob Ihnen die Kleider passen, und ist es der Fall, wie ich von den kunstreichen Schneidern des weltberühmten Paris erwarten darf, so kommen Sie dann wieder als der rechtskundige, schreibfertige, treuergebene Privatsekretär des österreichischen Kommissarius."

„Jetzt erst vermochte Max den ganzen Umfang der Güte und Fürsorge des liebevollen Oheims zu übersehen. Mit kindlichem Danke küßte er dem väterlichen Beschützer die Hand, und beeilte sich seinem letzten Befehle zu gehorchen. Als ein vollständiger Elegant von Paris kehrte er zurück und das der Uniform entnommene und in das Knopfloch des schwarzen Fracks eingeknüpfte wohlverdiente eiserne Kreuz wies mit bescheidenem Stolze auf die frühere militärische Laufbahn des Privatsekretärs hin. Von dem freigiebigen Oheim beim Abschiede noch mit einer reich gefüllten Börse versehen, schritt Max, sich und seine plötzliche Umgestaltung mehr als einmal stau-

nend ansehend, nach dem Hause des Finanzraths Jerome de St. Cyr.

IV.

Sichtbar und auffallend war der Eindruck, den Hohenthals veränderte Dienststellung so wie die einfache, teue Erzählung seiner Unterredung mit dem Baron von Koller auf sämmtliche Glieder der Familie de St. Cyr, zu der sich auch der Oberst Labedoyere wegen seines offenkundigen Verhältnisses zu der liebenswürdigen Adele zählte, hervorbrachte. Madame de St. Cyr pflegte von Stund' an den zeither fast geringschätzig betrachteten deutschen Oberjäger mit ungleich rücksichtsvollerm Anstande zu behandeln, und ihn nur Monsieur le Commissaire zu benennen, um damit anzudeuten, welche Wichtigkeit sie in dieses vermeintliche Geschäft Hohenthals lege; der Oberst Labedoyere verband mit seiner bisherigen Zuneigung gegen Max und mit der Achtung seines unverdorbenen deutschen Sinnes eine zuvorkommende, feine und doch freundschaftliche Artigkeit, zugleich aber auch eine ununterbrochene Aufmerksamkeit auf jede von Max geäußerte politische Ansicht, auf jedes seiner Urtheile über Napoleon, die offenbar nicht der Persönlichkeit, sondern der neuen Stellung Hohenthals galt. Der feurige, leicht entzündliche Raimond hingegen wurde durch die rücksichtsvolle Aufmerksamkeit seiner Mutter und Labedoyere's

gegen Max nicht selten in eine peinliche Lage versetzt. Treu seinem jugendlich ungestümen französischen Charakter brauste er auch jetzt noch oft genug gegen seinen schnell lieb gewonnenen Freund auf, aber wenn ihn dabei ein mißbilligender Blick seiner Mutter oder des Obersten traf, dann stockte er mitten in seiner hitzigen Rede und brach verwirrt und verstimmt ab. Seine frühere unverstellte Offenheit gegen Hohenthal stand auf dem Punkte, in diesem Streite widerstrebender Gefühle für immer unterzugehen, hätte nicht Max diese Verstimmung in dem Charakter des liebenswürdigen Trotzkopfs zeitig genug noch wahrgenommen und mit schonender Hand beseitigt. Auch ihm that die gezwungene Zurückhaltung des jugendlichen Freundes, zu dem er sich unwillkührlich immer mehr hingezogen fühlte, schmerzlich weh, deshalb benutzte er auch die nächste schickliche Gelegenheit und sprach zu Raimond:

„Raimond, wir Beide sind uns in der allerneuesten Zeit einander plötzlich fremder geworden, als es selbst in den ersten Tagen meines Hierseins der Fall war. Habe ich Ihnen Veranlassung gegeben, mir Ihr bisheriges Vertrauen zu entziehen, so sein sie versichert, daß es wider meinen Willen geschehen ist, liegt eine andere Ursache davon vor, so lassen Sie uns das frühere freundliche Verhältniß mit dem Bande brüderlicher Freundschaft für unsere Lebenszeit befestigen, und von nun an das vertrauliche Du gegen einander einführen.“

Da ward Raimond, wie von einem Zauberschlage

getroffen, mit einem Male wieder der frühere unverstellte, nur seinem Gefühle sich hingebende Jüngling. Mit hochgerötheten Wangen, mit freudestrahlenden Augen, mit weitgeöffneten Armen flog er an Hohenthals Hals, und den schwarzen Lockenkopf an die Brust des Freundes schmiegend, rief er begeistert aus:

„Dein in Noth und Tod! wisse, Max, mein gezwungenes, mir selbst fremdes Betragen gegen Dich entsprang aus dem lebendigen Gefühle in mir, wie sehr ich gegen Dich jetzt und immerdar zurückstehen muß!"

Nur Adele, dieses natürliche und doch so richtig fühlende, dieses immer gleich liebevolle und doch stets streng sittsame Mädchen blieb sich, nach wie vor, in ihrem Benehmen gegen Hohenthal gleich, und nur freundlicher leuchteten ihre Augen, länger verweilten ihre Blicke, wenn sie sah, wie Labedoyere, der Mann, an dem ganz ihr Herz hing, dessen Handlungsweise ihr Vorbild war, dem Fremdling die Achtung zollte, die sie selbst gegen den Letzteren empfand.

Es war wiederum in den Nachmittagsstunden des 11. April 1814, als die Familie St. Cyr und mit ihr Max und Labedoyere in dem stillen freundlichen Hausgarten saßen und ungleich mehr als am Tage, wo Napoleons Thronentsetzung ausgesprochen wurde, des Frühlings allbelebender Kraft sich freuten. Das gemeinsame Gespräch betraf dieses Mal den morgenden Einzug des Grafen Artois, des Bruders von Ludwig XVIII., der unter dem eigenmächtig angenommenen Titel eines Lieu-

tenants des Königs den kommenden Tag zu seiner Ankunft in der Hauptstadt Frankreichs festgesetzt hatte, um für den königlichen Bruder von einem Königreiche Besitz zu nehmen, nach welchem sich dieser zwar seit 18 Jahren nannte, dessen Thron und Boden er aber nimmermehr betreten haben würde, wenn ihm nicht die Feinde Frankreichs den Weg dahin geöffnet hätten. Es war natürlich, daß man allgemein von einer solchen aufgedrungenen Regentenfamilie jeden heilsamen Einfluß auf Frankreichs Ruhe und Wohlfahrt bezweifelte, und Labedoyere sprach diese Zweifel ohne Rückhalt aus, nur Max stellte, fast gegen eigene Ueberzeugung, die Meinung auf, daß die vertriebenen Bourbons eben durch ihre Verbannung aus dem Vaterlande belehrt worden sein würden, den billigen Wünschen ihres eigenen Volks nachzugeben, sich selbst aber dem verjüngten Volksgeiste anzuschließen.

„Wohl den Bourbons, wohl uns, wenn Ihr Glaube, Herr Hauptmann, erfüllt wird, aber für jetzt habe ich wenigstens noch gar keine Hoffnung dazu," bemerkte Labedoyere auf Hohenthals Aeußerung, „doch vielleicht entscheidet schon der morgende Tag zum Theil darüber, wer von uns Beiden Recht hat. Erlauben Sie mir, lieber Hohenthal, daß ich Sie in meiner Equipage abholen darf, um den Einzug von Monsieur mit anzusehen. Unsre Damen fürchten das Gewühl des Volks und wohl noch andere unangenehme Eindrücke, wir Männer aber setzen uns schon über dergleichen hinweg."

„Sie kommen in der That einem stillen Wunsche von

mir zuvor, Herr Oberst," antwortete Max verbindlich; „wo könnte ich Fremdling auch bessere Belehrung finden, als an Ihrer Seite. Mit herzlichem Danke nehme ich Ihr gütiges Erbieten an."

Am Morgen des 12. Aprils 1814 hatten sich alle Klassen der zahlreichen Bevölkerung von Paris ungleich früher als gewöhnlich den Armen des Schlafs entwunden, und Vornehme und Geringe strömten um 10 Uhr Vormittags in gewaltigen Massen dem Schlosse der Tuilerien zu. Dorthin fuhren auch Max und Labedoyere im modernen offenen Wagen mit vier feurigen Engländern bespannt, denn dort versammelte sich um 10 Uhr die Deputation, die den Grafen Artois, den Bruder Ludwigs XVIII., im höchsten Pompe an den Barrieren der Hauptstadt zu empfangen bestimmt war.

„Sie müssen gefaßt sein, heute eine Geduldsprobe zu bestehen, Herr Hauptmann," sprach Labedoyere und machte seinen Gesellschafter auf die ungeheure Menschenmenge aufmerksam, die von der unabsehbaren Reihe der in Linien aufgestellten Nationalgarden nur mühsam im Zaume gehalten werden konnte. „Dafür werden wir aber auch desto mehr Schönes sehen und hören, um auf lange Zeit hinreichenden Stoff zu erbaulichen Betrachtungen zu erhalten. Ein Postzug von Schnecken dürfte heute leicht gleiche Dienste wie die vier Engländer vor unserm Wagen leisten können."

Es war auch in der That ein glänzender Zug aus den ersten Militär- und Staatsbeamten, so wie den höch-

sten Behörden von Paris zusammengesetzt, der sich um 10 Uhr von den Tuilerien aus in Bewegung setzte, um Monsieur feierlichst einzuholen. Ihn eröffnete der Graf Dessoles, der Generalstab und eine Abtheilung der Nationalgarde, dann folgten die Präfektur des Departements und der Polizei, die Maires und der Munizipalrath, diesem schlossen sich die Marschälle und Generale in ihren goldgestickten Uniformen an, nach ihnen kamen die Zeremonienmeister, in ihre aus den Zeiten Ludwigs XIV. herstammende Amtstracht gekleidet, und nun erst erschienen die Mitglieder der vorläufig niedergesetzten Regierung, umgeben von den Offizieren der Nationalgarde und den Guiden zu Pferde. Das Ganze beschloß eine Abtheilung der berittenen Gensdarmerie.

Alle Theilnehmer am Zuge waren, wo es nur irgend anzubringen gewesen war, mit weißen Bändern, weißen Kokarden und den Dekorationen der Lilien geschmückt, wer noch aus längst vergangener Zeit ein Ludwigskreuz besaß, trug es heute gewiß zur Schau, die blau-roth-weiße Nationalfarbe war mit einem Male verbannt, von den Thürmen wallten weiße mit goldenen Lilien durchwebte Fahnen herab, selbst die schöne Welt von Paris, die dem Bruder und Lieutenant des neuen Herrschers von den Balkons und Fenstern der Häuser aus, im glänzendsten Staate den Bewillkommnungsgruß mit weißen Tüchern zuzuwehen sich beeiferte, erschien heute nur in der weißen Farbe der Unschuld. Erst um 12 Uhr gelangte der feierliche Zug an die Barriere von Bondy

und vereinigte sich dort mit den Kommissarien der Ministerial-Departements, welchen wieder zahlreiche Abtheilungen des Munizipalkorps und der Pariser Nationalgarde vorausgingen und folgten.

Um 1 Uhr Mittags erschien Seine Königliche Hoheit Monsieur, Graf von Artois, Lieutenant des Königs Ludwig XVIII., an der Barriere von Bondy, umgeben von mehreren Großbeamten seines Hauses und einer Gruppe von französischen Marschällen. Seine Person war mehr anziehend als abstoßend, und sein Aeußeres trug noch Spuren, daß er in früheren Jahren auf männliche Schönheit Anspruch machen konnte. Jetzt stand er im 57sten Lebensjahre, die etwas verlebten, scharf gezeichneten Gesichtszüge, die von den wohlerhaltenen Zähnen zurückgewichenen Lippen, die dünnen, graugebleichten Haare und die jetzt allzu sehr hervorstehende, nicht schön geformte Nase ließen jedoch glauben, daß er um mehrere Jahre älter sein müsse. Er trug zwar die Uniform eines Generals der Nationalgarde, aber sie war mit der Platte des Kreuzes des heiligen Ludwig und dem Orden des goldnen Vließes behangen, und er sowohl, wie sein Gefolge, ritten durchgängig weiße Pferde. Brausend, stürmisch, betäubend war das Zujauchzen des Volks, das ihn bei seinem Eintritt innerhalb der Barriere Bondy empfing.

„Was ich bis jetzt von der Persönlichkeit des Grafen Artois, sowie von der Zuneigung des Volks zu der neuen Regentenfamilie gesehen habe, scheint mehr mein

gestriges Urtheil als das Ihrige, Herr Oberst, zu bestätigen," wendete sich Max an Labedoyere, als ein ruhiger Augenblick in dem stürmischen Volksjubel die Worte wieder vernehmen ließ. „Freilich kann Beides keine zureichende Entscheidung abgeben, indessen pflegt doch, nach meinem Urtheil, das gewinnende Aeußere eines Fürsten immer sehr für ihn einzunehmen."

„Sehr wahr, lieber Hohenthal," antwortete Labedoyere, „Monsieur in seiner Generalsuniform imponirt mehr, als der kleine Korporal in seinem einfachen grauen Ueberrock. Hoffentlich wird ja auch die Handlungsweise des Generals und Lieutenants des Königreichs dem militärischen Rocke nicht widersprechen. Aber die Anrede der Deputation an den sehnlichst Erwarteten beginnt, hören Sie ja aufmerksam zu, Herr Hauptmann, Sie werden finden, daß nicht bloß der gemeine Pöbel über die Ankunft des neuen Messias jauchzt."

Und aus den Mitgliedern der provisorischen Regierung trat Talleyrand, der Herzog von Benevent, hervor und redete Seine Königliche Hoheit an:

„Gnädigster Herr! Das Glück, welches wir an diesem Tage der Wiedergeburt empfinden, geht über allen Ausdruck, wenn Monsieur mit der himmlischen Güte, welche Allerhöchst dessen erhabenes Haus charakterisirt, die Huldigung unsrer religiösen Rührung und unserer christlichen Demuth aufnimmt."

„Bewundern Sie nicht, wie fromm und Gott ergeben dieser bis jetzt so atheistische, listige Diplomatiker mit

einem Male geworden ist?" fragte Labedoyere seinen Gesellschafter, als Talleyrand abtrat und der Präfekt des Loire-Departements sich vordrängte, um sobald als möglich seine wohleinstudirte Rede an den Mann zu bringen.

„Königlicher Herr!" sprach er, „nach zwanzig unglücksvollen Jahren erblickt Frankreich mit Entzücken die erhabene Familie wieder, welche einzig und allein acht Jahrhunderte hindurch dessen Ruhm und dessen Glück sicherte. Die Stadt Paris, der Gegenstand der steten Liebe seiner Könige, zählt diesen Tag unter die allerschönsten, welche seit dem Ursprung der Monarchie für sie geglänzt haben. Ganz Frankreich seufzte seit zwanzig schweren Jahren nach der Rückkehr seines angestammten rechtmäßigen Königs, der heutige Tag gewährt endlich die Ruhe im Schatten der väterlichen Autorität der Abkömmlinge des heiligen Ludwigs und Heinrichs IV., sie erfüllt ganz Frankreich mit namenloser, heiliger Liebe zu der Taube des goldnen Friedens, unter deren Fittichen dem entvölkerten Lande glücklichere Generationen, eine neue goldene Aera erblühen wird."

„Pfui über diese gemeine unwahre Lobhudelei!" machte jetzt Max dem mühsam bisher verhaltenen Unwillen Luft. „Wehe dem Manne, der die große Zeit, die er durchlebte, nicht zu würdigen versteht, Schande über ihn, wenn er sie gegen bessere Ueberzeugung verleugnet. Lassen Sie uns fortfahren, Oberst, ich mag diesen elenden Panegyriker nicht länger hören, ich könnte sonst leicht meinen Glauben an Menschenwürde verlieren."

„Nicht doch, Freund!“ beruhigte Labedoyere den Aufgeregten, „wir müssen ja hören, was die Friedenstaube auf die wahren, treugemeinten Versicherungen des Redners erwiedert.“

Noch ziemlich geraume Zeit sprach der würdige Präfekt in dem angestimmten Tone fort, als aber endlich der Faden des wohl eingelernten Sermons glücklich und ohne Stocken abgespuhlt war, winkten Seine Königliche Hoheit mit der Hand, zum Zeichen, daß Höchstdieselben sprechen wollten, der Volksjubel schwieg einen Augenblick und Monsieur antwortete:

„Meine Herren! Lassen Sie uns die Vergangenheit beiderseits vergessen! Nach zwanzigjähriger Abwesenheit betrete ich heute die Hauptstadt meines Vaterlandes zum ersten Male wieder, ich finde in Frankreich nichts verändert, als daß nur Ein Franzose mehr darin ist!“

Die lobhudelnde Rede des Präfekten hatte kein lautes Beifallszeichen des richtig fühlenden Volks begleitet, desto stürmischer brach jetzt der Jubel und der Ruf „Vive Monsieur! vive le Roi! vivent les Bourbons!“ bei diesen kurzen, hinreißenden Worten des Grafen Artois hervor.

„Wirklich die gewählte Antwort,“ bemerkte Max während eines augenblicklichen Schweigens des Jubels, „könnte mich, wenn es möglich wäre, mit der unnatürlichen Anrede aussöhnen.“

„Monsieur hat mit wenig Worten viel gesagt,“ stimmte Labedoyere ein, „und was er sprach, entspricht ganz dem französischen Volkscharakter. Nur wollen wir wünschen,

daß der neu eingebürgerte Franzose, dem eine zwanzigjährige Verbannung das Vaterland nothwendig entfremdet hat, seinen schönen Worten durch eine entgegengesetzte Handlungsweise nicht selbst widerspricht," fügte der Oberst mit Betonung hinzu und ließ den unwillig stampfenden Engländern den Zügel, denn der ganze Einholungszug setzte sich eben in Bewegung.

Als er den Faubourg hinauf bis in die Straße St. Denis gelangt war, stand dort vor der Kirche St. Leu die Geistlichkeit des Kirchspiels, und sang mit lauten, durchdringenden Tönen den Psalm Exaudiat. Bei diesem Anblicke stieg Seine Königliche Hoheit der Lieutenant von Frankreich rasch vom Pferde, küßte dem Abte demüthig die Hand, zog aus der Rocktasche der Generalsuniform ein Gebetbuch und sang andächtig das Exaudiat mit. Nach Vollendung des Gesangs wendete sich der Abt an Monsieur und sprach:

„Der König der Könige, er allein, dessen Thron unvergänglich ist, hat die Wünsche der Franzosen in seiner hohen Barmherzigkeit erhört. Lassen Sie uns, Gesalbter des Herrn, dem barmherzigen Gotte auf eine feierliche Weise den aufrichtigsten und lebhaftesten Dank darbringen, von welchem diese heilige Hallen je ertönt haben. Treten Sie ein, Königlicher Herr, in die geöffneten Pforten des Gotteshauses, mischen Sie Ihre Stimme in die heiligen Gesänge unserer Dankbarkeit und unserer Freude, und führen Sie dadurch das Andenken an die Frömmigkeit des heiligen Ludwig in uns zurück."

Mit allen Zeichen christlicher Demuth betrat Seine Königliche Hoheit das Innere der Kirche St. Leu. Ein Theil des Zugs folgte ihm dahin, auch Max und Labedoyere thaten dasselbe. In der Kirche ließ sich der Graf Artois zuerst auf einen bereitstehenden Lehnstuhle nieder und sang das Domine salvum fac regem mit lauter Stimme mit, dann machten sich mehrere alte Diener von Monsieur mit Gewalt Bahn zu ihrem vormaligen Herrn, küßten ihm, in Thränen schwimmend, Rock und Hände, und Monsieur streichelte ihnen freundlich die gealterten Wangen und unterhielt sich lange mit den Treuen. Als aber das reichbesetzte Orchester das Te Deum anstimmte, erhob sich Seine Königliche Hoheit vom Lehnsessel, näherte sich dem Allerheiligsten, kniete nieder, zog aus der Tasche der Generalsuniform abermals das Gebetbuch hervor und begleitete den Gesang so andachtsvoll, daß die Augen von Thränen überströmten. Länger als eine halbe Stunde blieb Monsieur auf den Knieen liegen, dann erhob er sich und verließ mit seiner Umgebung das Gotteshaus.

Wie ihm nicht der leiseste Beifallsruf des Volks dahin gefolgt war, so empfing ihn auch bei seiner Zurückkunft aus der Kirche St. Leu ein tiefes Schweigen der Menge, die sich inzwischen schon auffallend verlaufen hatte.

Während der Graf Artois etwas mühsam wieder zu Pferde stieg, fragte Labedoyere mit dem bekannten höhnisch lächelnden Zuge um den Mund seinen Begleiter:

„Soll ich nun nach Notre Dame lenken, Hohenthal, dorthin geht nun der Zug und dort folgt dem jetzigen Vorspiele das eigentliche Stück?“

„Sie sind grausam, Oberst, daß Sie sich an meiner Beschämung weiden,“ entgegnete Max ehrlich. „Soll ich Ihnen denn noch das Bekenntniß ablegen, daß ich mich für überwunden bekenne und meine gestrige Meinung als zu voreilig zurücknehmen?“

„Dies Bekenntniß haben die Falten, die ich in der Kirche St. Leu auf Ihrer Stirn wahrnahm, schon zur Genüge abgelegt,“ fiel der Oberst ein „Ich wußte es wohl, ein Mann wie Sie mußte schnell seines Irrthums belehrt werden, und würde auch ehrlich genug sein, den früheren Irrthum einzugestehen.“

Bei diesen Worten ließ Labedoyere dem Postzuge den Zügel, der, des bisherigen Zwangs ledig, brausend und schnaubend der Straße Lapair zuflog, bis ihn dort vor der Wohnung des Finanzraths de St. Cyr Labedoyere's Hand anhielt. Max aber betrat das Haus mit ganz andern Ansichten wieder, als er es am Morgen verlassen hatte.

V.

Wenige lakonische Zeilen von der Hand des Feldmarschalls-Lieutenant Koller, die Max bei seiner Zurückkunft nach dem Einzuge des Grafen Artois vorfand,

hatten ihn plötzlich, vielleicht für immer, dem liebgewonnenen Kreise der Familie St. Cyr entrissen, und schon am andern Morgen, bei früher Tageszeit, saß er, in seinem neuen Dienste als Privatsekretär und Gesellschafter, an der Seite seines Oheims in der leichten Kalesche, die auf der spiegelglatten Kunststraße nach Fontainebleau blitzschnell dahinflog. Beide saßen schweigend neben einander und Max hing dem Wechsel von Empfindungen nach, die der Gedanke an die nächste Zukunft, wie an die letzte Vergangenheit, gleich stark in ihm hervorrief. Der heutige Tag war zur Vorstellung der Kommissarien Rußlands, Oesterreichs, Preußens und Englands bei dem Kaiser Napoleon bestimmt, also heute noch sollte Max den Mann zum ersten Male in seinem Leben von Angesicht zu Angesicht schauen, den er bis jetzt nur als einen blutdürstigen Despoten, als den Tyrann Deutschlands zu hassen gewohnt war, den selbst die eine Hälfte seines eigenen Volks so grimmig verabscheute, daß Kommissarien der feindlichen Waffenmächte den entthronten, verbannten Monarchen gegen rohe Mißhandlungen zu beschirmen bestimmt waren, während die andere Hälfte desselben Volks ihn abgöttisch verehrte, mit alles aufopfernder Liebe, mit unerschütterlicher Treue an ihm hing. Und wie rein, wie tiefgefühlt diese Liebe war, davon hatte sich Max beim Abschiede von der Familie St. Cyr selbst überzeugt. Mit Hintansetzung aller so streng von ihr beobachteten Formen des konventionellen Anstandes hatte damals Madame de St. Cyr Hohenthals Hand

ergriffen und fast ängstlich gebeten: „Monsieur le Commissaire, inständigst flehe ich Sie an: schützen, bewahren, retten Sie Ihn, wenn der aufgereizte rohe Pöbel Seine Ruhe, ach! Sein Leben bedroht!" Raimond hatte damals an der Brust des scheidenden Freundes mit stürmischer Begeisterung ausgerufen: „Du Glücklicher wirst Ihn sehen, Du kannst mit Ihm leben, Du darfst für Ihn sterben; o! wie beneide ich Dich!" Ja selbst die holde Adele hatte ihm damals beim Scheiden unter Thränen zugeflüstert: „Er, sonst der Mächtigste und jetzt der Unglücklichste, soll nun hinausgestoßen werden unter fremde, kalte, feindlich gesinnte Menschen. Kein Blick der Liebe hellt Ihm die Nacht seines Unglücks wohlthuend auf, keine treue Hand wacht schirmend über Ihn, wenn Gefahr ringsum Ihn bedroht. Ach, Hohenthal, schenken Sie Ihm ein mitfühlendes Herz, ein freundliches, wohlthuendes Wort der Theilnahme!"

Labedoyere war bei Hohenthals Abschiede nicht zugegen gewesen, wäre er's, gewiß auch er würde nur im Sinne aller Glieder der Familie St. Cyr gesprochen haben. Niemand hatte damals den Rang, den Namen des Mannes genannt, von dem Alle sprachen, denn Niemand zweifelte daran, daß auch der Fremdling unter der unbestimmten Bezeichnung nur ihn, den Einzigen, den großen Kaiser, augenblicklich erkennen müsse.

Schon um 12 Uhr Mittags rollte die gutbespannte Kalesche des Baron von Koller in die kleine, rings von Waldungen eingeschlossene, Stadt Fontainebleau ein und

Oheim und Neffe traten in dem für sie bereitstehenden Quartiere ab. Der Erstere machte es sich dort bis zur Stunde der Vorstellung bei dem Kaiser bequem, Max aber folgte dem Beispiele der 7000 Stadtbewohner, die größtentheils ihre Wohnungen verlassen hatten, um die Musterung mit anzusehen, die Napoleon in dieser Stunde vor seinem Schlosse über einen Theil der Truppen hielt, welche ihrem Kaiser und Feldherrn in treuer Ergebenheit hierher gefolgt waren, als er und sie zu spät kamen, um die längst verrathene Hauptstadt im ehrlichen, rühmlichen Kampfe zu schützen oder wenigstens zu vertheidigen.

Vier große Gebäude, noch aus den Zeiten Franz I., Heinrich IV., Ludwig XIV. und Ludwig XV. herstammend, bilden das Schloß zu Fontainebleau und fassen einen weiten, fast unabsehbaren Hofraum in sich. Auf ihm waren die Reihen der treugebliebenen kleinen Schaar aufgestellt, nur die Kolonnen der alten Garde fehlten für dieses Mal. Schnell und leicht war Max bis an das Schloß gelangt, dort aber war jeder Versuch, sich einen Weg durch die gewaltige Volksmenge zu bahnen, rein vergebens; er sah und hörte nichts von dem, was im Innern des ungeheuern Kreises vorging. Da fühlte er eine Hand auf seiner Schulter und hörte eine wohlbekannte Stimme, die zu ihm sprach:

„Hier ist Ihr Bemühen vergebens, Freund, kommen Sie mit mir, ich bin so glücklich, Ihren Wunsch zu befriedigen.“

Ueberrascht sah sich Max nach dem Sprecher in sei-

nem Rücken um und vor ihm stand Labedoyere in der glänzenden, reichgestickten Uniform als Colonel, mit dem Orden der Ehrenlegion, mit vielen andern Insignien geschmückt, mit dem hellblinkenden Schwerdte an der Seite.

„Sie hier, Herr Oberst?“ fragte Max, seinen Sinnen nicht trauend, „bei Gott! das hätte ich nicht einmal zu träumen gewagt!“

„Und doch ist es in der Wirklichkeit so, wie Sie sehen,“ antwortete Labedoyere mit gewohnter Ruhe auf Hohenthals Staunen. „Ich bin hier im Dienste meines Kaisers. Sie dürfen sich immer Glück dazu wünschen, lieber Hohenthal, setzte Labedoyere freundlich lächelnd hinzu, „denn ohne meinen Beistand würden Sie wohl für jetzt unerreichten Zwecks das Schloß von Fontainebleau wieder verlassen haben. Aber erzeigen Sie mir die Ehre, mir Ihre Begleitung zu Theil werden zu lassen, ich hoffe, Sie sollen mit mir zufrieden sein!“

Vor dem stattlichen, gebieterischen Colonel wich der Volkshaufe ehrerbietig aus einander, in Kurzem stand Max im Innern des Kreises, an der günstigsten Stelle, wenige Schritte vom Kaiser. Labedoyere war in dem entfernter stehenden Gefolge des Monarchen verschwunden.

Wie einfach, wie unscheinbar stand hier der große Mann vor der Fronte seiner Soldaten in der schmucklosen, fest zugeknöpften, grauen Uniform mit breiten, weißen Aufschlägen, mit dem kleinen dreieckigen, abgetragenen Hute auf dem Kopfe, den weißen, enganliegenden Bein-

kleidern, die sich in die hohen glänzenden Stiefeln verloren und dem einfachen Degen an der Seite. Nur über seine Brust hin lief das Band, an welchem das silberne Abzeichen des Ordens der Ehrenlegion hing, ein weiß emaillirter Stern mit fünf doppelten Strahlen in seiner Mitte, auf der einen Seite das Brustbild des Kaisers mit der Umschrift: „Napoleon Empereur des François,“ auf der anderen Seite der französische Adler mit dem Donnerkeil und mit der Inschrift: „Honneur & patrie“ zeigend. Aber mit eben der Würde und Hoheit, mit der einst der allgewaltige Gebieter dem unterwürfigen Europa Gesetze vorschrieb, mit demselben strengen, prüfenden Blicke im Auge, vor dem sonst Völker und Reiche, die Gebieter auf ihren Thronen und der Bettler in der Hütte der Armuth erzitterten, musterte er auch heute jeden einzelnen Soldaten in den Reihen der Truppen.

Bei Hohenthals Eintritt in den innern Kreis war jedoch die Musterung größtentheils vorüber, bald darauf war sie ganz beendigt, schweigend erwarteten die Soldaten das gewohnte Zeichen zu ihrer Entlassung, aber es erfolgte nicht; die Trommeln wirbelten, durch die Reihen lief das laute Kommando der Obersten, die Regimenter stellten sich im Viereck um den Kaiser auf und Napoleon sprach:

„Meine Braven, meine Kinder!“

„Hört noch ein Wort des Dankes aus dem Munde Eures vormaligen Kaisers, Eures scheidenden Feldherrn.

Am vorgestrigen Tage legte ich meine Krone auf dem Altar des Vaterlands nieder, heute noch unterschreibe ich das Urtheil, das mich aus Frankreich verbannt. Wir müssen uns jetzt trennen, wohl um uns nie wieder zu sehen, aber die Achtung, die Liebe, das Herz Eures Kaisers und Feldherrn bleibt bei Euch zurück. Bleibt auch Ihr treu Euch selbst und dem Vaterland, bleibt eingedenk der schönen, der großen Zeit, die wir vereint durchlebt haben. Lebt wohl!"

Der Kaiser schwieg, eine tiefe Stille trat ein, nur immer mehr und mehr von dem lauten unwillkührlichen Schluchzen der ergrauten, schlachtgewohnten Krieger unterbrochen. Da trat aus einem der Regimenter ein alter, bärtiger Grenadier hervor, präsentirte mit militärischer Subordination vor dem Feldherrn das Gewehr und sprach:

„Sire! kann unser Leben, kann der letzte Tropfen unseres Bluts Sie uns erhalten, so sind wir bereit, es für Sie dahin zu geben. Das Grenadierregiment des Obersten Labedoyere lebt und stirbt für seinen Kaiser; und wie die Grenadiere denken und fühlen alle übrigen Regimenter, die hier aufmarschirt stehen." .

„Es könnte es vielleicht," antwortete Napoleon rasch und entschieden auf die treuherzige Frage, „es könnte es vielleicht, aber ein unabsehbarer Bürgerkrieg würde alle seine Gräuel über das unglückliche Frankreich ausgießen, blutiger Haß die Söhne Eines Vaterlands vertilgen.

Nein, Du treues Soldatenherz, dies Opfer wäre zu ungleich!"

Mit still herabrollenden Thränen, die der graue Schnurrbart auffing, schulterte der Grenadier das Gewehr und wollte in die Linie des Regiments zurücktreten, aber vorhin schon hatte der Blick des Kaisers durchdringend auf ihm geruht, jetzt stellte sich Napoleon mit gekreuzten Armen ihm gegenüber und sagte:

„Mich dünkt, Alter, wir haben uns schon einmal an einem bösen Tage gesehen, sprich, wo war es?"

„In Rußlands Schneewüsten, am zweiten Tage unseres Uebergangs über die Berezina," entgegnete der Grenadier. „Der verderbliche Fluß hatte uns damals unsere ganze Bagage gekostet, die herumstreifenden Kosackenhaufen entzogen uns noch den letzten Bissen Proviant, eine furchtbare Kälte ließ das Blut in unsern Adern zu Eis erstarren. Sie, Sire, ritten damals auf der spiegelglatten Schneefläche an mir vorüber," fuhr der Grenadier fort, brach aber jetzt plötzlich ab und schwieg fast bestürzt.

„Recht Alter," fiel Napoleon ein und ergänzte, was der Grenadier verschweigen wollte, „ich bewahre jenen Tag noch wohl im dankbaren Andenken. Damals gabst Du mir, auf meine Bitte, eine Brodrinde und einen erwärmenden Trunk aus Deiner Feldflasche. Nicht wahr, Alter, Beides war das Letzte, was Du hattest? Du gabst mir mehr, als ich mit allen Schätzen meiner Monarchie zu erkaufen vermochte!"

„Ja, Sire," antwortete der Grenadier, „jetzt darf ich es sagen, es war der letzte Bissen Brod, der letzte Tropfen Branntwein. Aber that ich denn etwa mehr, als die Tausende, die freudig ihr Blut, ihr Leben für ihren Kaiser hingaben?"

„Und welcher Lohn ward Dir dafür?" fragte der Kaiser, „ich habe Dich seitdem nie wieder gesehen, nie wieder von Dir gehört, ich hielt Dich für ein Opfer des blutigen Feldzugs."

„Welcher Lohn, Sire?" rief der Soldat und seine hellen Augen erglänzten in freudiger Begeisterung. „O! ein herrlicher, ein unvergeßlicher! Die Zehen meiner erfrornen Füße ließ ich in dem kalten Rußland, nichts rettete ich aus dem verderblichen Rückzuge, als das nackte Leben und — die Feldflasche, aus der Sie tranken. Sie hängt als das größte Heiligthum in meiner ärmlichen Wohnung, zu ihr führte ich sonst meine Kinder, zu ihr trage ich jetzt meine Enkel und rufe stolz aus: Seht her, aus dieser Feldflasche trank mein Kaiser, Napoleon der Große, der Einzige, seit jenem Augenblick hat sie keines Menschen Lippe wieder berührt!"

„Du gabst mir Dein Letztes, Dein Alles," sprach sichtbar ergriffen der Kaiser, als der Grenadier schwieg, „bescheiden verschmähtest Du jeden Dank, ungekannt, ungenannt blieb, was Du gethan, mit verstümmelten Gliedern fuhrst Du fort, mir in treuer Anhänglichkeit zu dienen. Andere erhob ich aus dem Staube der Niedrigkeit, sie haben mein Zelt mit mir getheilt, ich zog

sie an die Tafeln meines Pallastes, ich überhäufte sie mit Wohlthaten, Reichthum, Rang, Glanz und Ehre, ich würdigte sie meiner Freundschaft, ich öffnete ihnen mein Herz und sie haben mich verlassen, verrathen, verkauft, verbannt. Jetzt bin ich wieder so arm, als damals nach dem Uebergange über die Berezina, jetzt habe ich nichts mehr, womit ich Dich Deiner und meiner würdig belohnen könnte, als dies Kreuz," fuhr Napoleon fort und nahm dabei seinen eigenen Orden der Ehrenlegion ab, „nimm dies Andenken Deines Kaisers, Du ehrliches Soldatenherz, und sage dabei Deinen Kindern, Deinen Enkeln, sage der französischen Nation mit gerechtem Stolze: Diesen Orden trug einst Napoleon, er gab ihn mir, weil er keinen Ort wußte, wo er würdiger ruhen könnte, als auf dieser treuen Brust!"

Der Kaiser schwieg; aber das Auge, das sonst gleichgültig und theilnahmlos die todschmetternden Batterien zu überzählen gewohnt war, das kalt und starr die blutgetränkten Schlachtfelder überflog, erglänzte jetzt von der still hervorgetretenen Thräne eines namenloses Schmerzes, Thränen träufelten unaufhaltsam aus den Augen der ergrauten, schlachtgewohnten Krieger, sie, die dem Tode mit kalter Verachtung, mit wildem Trotze entgegenstürmten, schluchzten laut, ganze Reihen drängten sich aus allen Regimentern hervor, knieten vor dem angebeteten Feldherrn nieder, küßten ihm Kleider und Hände, hoben ihn dann hoch empor und trugen ihn auf ihren verschlungenen Armen in das Schloß von Fontainebleau;

dann senkten die Regimenter ihre sieggewohnten Adler, in dumpfen, klagenden Tönen riefen die Trommeln zum Abzug, im Trauermarsche verließen die Truppen den Schloßplatz. Des Kaisers Abschied von seinen treuen Soldaten zu Fontainebleau war der glänzendste Triumph seines thatenreichen Lebens.

Als Max, nach dem Abzuge der Truppen, den nun öde und menschenleer gewordenen Schloßplatz ebenfalls verließ, fühlte er, zu seinem eigenen Erstaunen, ein feuchtes Taschentuch in seiner Hand. Es war sein eigenes, aber wie es so feucht geworden war, darüber wollte er sich selbst keine weitere Rechenschaft ablegen; als er jedoch bei dem Oncle Koller eintrat, fragte ihn dieser gutmüthig: „Aber, mein Gott, Max, was ist Dir denn auf dem Schlosse Fontainebleau passirt, Deine Augen sind ja geröthet, als wenn Du geweint hättest, und da auf den Klappen Deines Fracks stehen Tropfen, als wenn Du in Regen gekommen wärst.“

Noch an demselben Tage fand das Ceremoniell der Vorstellung der Kommissarien der verbündeten Mächte bei dem Kaiser Napoleon in dem Schlosse von Fontainebleau Statt. Es waren zu dieser Würde, oder Bürde bestimmt: für Oesterreich: der Feldmarschall-Lieutenant Baron von Koller; für Preußen: der General-Major Graf Truchses-Waldburg; für England: der Oberst Campbell, und für Rußland: der General-Lieutenant Graf Schuwaloff. Ihnen schlossen sich Max Hohenthal, als Sekretär des Baron von Koller, und die Adjutanten

der übrigen Kommissarien an. Das Schloß Fontainebleau bot dem Geschichtskundigen Hohenthal manche historische Erinnerungen dar. Auf dem Wege durch das weitläuftige Gebäude betrat er dieselbe Gallerie, wo Christine, die unweibliche Tochter des ritterlichen Schwedenkönigs Gustav Adolph, 160 Jahre früher ihren Stallmeister, den Grafen Monaldeschi in eifersüchtiger Rache qualvoll ermorden ließ, und das Zimmer, in welchem Napoleon die Kommissarien empfing, war dasselbe, wo er seinen, an geistlicher Macht so furchtbaren, und an weltlicher so unbedeutenden, Gegner, den Pabst Pius VII., mehrere Jahre hindurch gefangen hielt.

Bei dem Eintritte der Kommissarien und ihres Gefolges in dieses Zimmer waren nur der Obermarschall General Bertrand, der General Drouot und — Labedoyere, als die Vertrautesten von den Getreuen Napoleons, bei dem Kaiser zugegen. Dieses auffallend enge Verhältniß des zweideutigen Labedoyere gegen Napoleon kam dem geraden Sinne Hohenthals bedenklich vor, und er warf einen langen, mißbilligenden Blick auf den Oberst, dieser aber erwiederte denselben mit gewohnter Ruhe, mit einem freundlichen Kopfneigen und benahm sich durchaus so unbefangen, als könne sein Verweilen in diesem Zimmer und in der Nähe dieser Männer nicht das geringste Befremden erregen.

Das Ceremoniell der Vorstellung selbst war, wie es gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten der Fall ist, förmlich, steif, kalt. Der Kaiser sprach nur wenig, konnte

seinen Unwillen über das Erscheinen eines Kommissärs für Preußen nicht verhehlen, und fragte ihn deshalb in seiner bei solchen Fällen gewohnten, rauhen Sprachweise: „ob auch preußische Truppen auf dem Wege ständen, den man auf der Reise nach Elba durch Frankreich einzuschlagen festgesetzt habe?“ Als der Graf Truchses-Waldburg dieses verneinte, warf er kurz und verdrießlich hin: „Dann hätte man Sie auch der Mühe überheben sollen, mich zu begleiten, und wendete sich, ohne des Grafen feine Widerlegung nur zu beantworten, an den Oberst Campbell. Das Gefolge der Kommissarien würdigte er vollends gar nicht der Beachtung.

Wenig zufrieden mit diesem Empfange wollten die Letzteren sich schon wieder entfernen, als Labedoyere sich dem Kaiser näherte und diesem etwas leise zuflüsterte, worauf Napoleons Blicke, öfters durchdringend und prüfend, bald auf den Baron von Koller, länger aber noch auf Max hafteten. Ob Labedoyere's Flüstern dem Einen oder Andern dieser Beiden galt, blieb zwar unentschieden, indessen knüpfte doch gleich darauf der Kaiser die schon abgebrochene Unterhaltung mit den Kommissarien auf's Neue an und war dabei weit weniger förmlich und kalt, als vorhin, richtete aber auch seine Rede vorzugsweise an den Feldmarschall-Lieutenant Koller.

„Noch ein Wort, meine Herren!“ begann der Kaiser das Gespräch und nahm dabei ein Papier, das auf dem nebenstehenden Tische lag, an sich, „belehren Sie mich doch über einige Zweifel, die mir da beigegangen sind.

Sie wissen ja, man will mich nicht als Souverain anerkennen, nicht in dieser Eigenschaft mit mir unterhandeln, man verweigert mir Thron und Kaisertitel, weil Beides usurpirt sein soll, und nun lesen Sie einmal diesen Traktat, in welchem man mich doch als Souverain anerkennt und in dieser Eigenschaft mit mir unterhandelt, in welchem man mir einen neuen Thron auf Elba anweist und den angeblich usurpirten Kaisertitel unaufgefordert zugesteht. Zwar habe ich den Traktat angenommen und unterzeichnet, aber noch ist er nicht ausgewechselt, denn es will mich bedünken, daß in diesem ganzen Verfahren ein auffallender Widerspruch sich kund gibt, ja ich könnte sogar verleitet werden, daraus zu folgern, daß, wenn man mich als unbeschränkten Souverain anerkennt, mir auch das Recht zustehen müsse, gegen einen Staat, der seine gegen mich eingegangenen Verbindlichkeiten nicht erfüllt, ihre Erfüllung, wenn mir kein anderer Ausweg bleibt, mit Gewalt der Waffen zu erzwingen. Meinen Sie nicht auch, Herr Baron von Koller?"

Der Feldmarschall-Lieutenant aber mochte eine so bedenkliche Frage nicht beantworten und schwieg verlegen.

„Aha!" fuhr der Kaiser im scherzenden Tone fort, „ich merke schon, Sie sind zu ehrlich, um mir gegen Ihre eigene Ueberzeugung zu widersprechen, und zu bedenklich, um mir ein Recht zuzugestehen, bei dessen Geltendmachung Sie schon die Kriegsfackel über Europa geschwungen sehen. Aber wir können uns ja gleich helfen,

Ihr Privatsekretär ist gewiß mehr als wir Beide in den Rechtssubtilitäten erfahren, er soll uns sein Urtheil darüber abgeben." Bei diesen Worten trat Napoleon dicht vor Max, heftete seine durchdringenden Blicke auf ihn und sagte, den eingeschlagenen Scherzton beibehaltend:

„Haben Sie vernommen, mein Herr, die Souveraine von Oesterreich, Rußland, England und Preußen einerseits, und der Souverain von Elba anderer Seits, kompromittiren auf Ihre Entscheidung. Erwägen Sie den Fall wohl nach allen Satzungen des Natur-, Völker- und Staatsrechts und wie die Rechte alle heißen mögen."

„Sire!" antwortete Max unbefangen und ohne das Zuwinken des bedenklichern Oheims zu berücksichtigen, „ich bin nicht so vermessen, mir in dem Rechtsstreite so hoch stehender Partheien und in einer so wichtigen Sache eine Entscheidung anzumaßen, hätte ich aber als Mitglied einer Juristen-Fakultät auf einer Hochschule meines Vaterlands, meine Meinung über den Fall selbst auszusprechen, so würde ich nicht anstehen, zu behaupten, daß, wenn man einmal die berüchtigte ultima ratio regum gelten läßt, und mithin den Souverainen das Recht einräumt, unerfüllt gebliebene Versprechungen durch die Gewalt der Waffen zu erzwingen, jeder anerkannt unbeschränkte Souverain zur Geltendmachung dieses Rechts, in soweit er sich damit fortzukommen getraut, befugt sein müsse."

Sichtbare Bestürzung sprach sich bei Hohenthals kecker Rede auf den Gesichtszügen aller Kommissarien und am

meisten in den finstern Falten auf der Stirn seines Oheims aus; Napoleon bemerkte diese Wirkung augenblicklich und wendete sich lachend an die Bestürzten:

„Warum erschrecken Sie, meine Herren? erblicken Sie etwa schon eine Kriegsflotte des Souverains von Elba in dem Hafen von Cannes, um den Kampf mit dem bewaffneten Europa auf's Neue zu beginnen. Beruhigen Sie sich, das Hofgesinde in den Pallästen Ludwigs XVIII. wäre ja allein zahlreich genug, die gesammte Waffenmacht meines neuen Reichs zu erdrücken, und ich," setzte er kalt hinzu, „bin ja ein todter Mann, der nach einem sturmbewegten Leben in seinem Inselgrabe nichts sucht, als die langentbehrte Ruhe."

„Aber Sie, Herr!" wendete sich hierauf der Kaiser an Hohenthal, und spielte dabei mit dem eisernen Kreuze auf dessen Brust, „Sie haben ehrlich und verständig gesprochen, wie es dem braven Manne ziemt. Wie ich sehe, haben Sie auch in der militärischen Laufbahn nicht ohne Auszeichnung gedient, in welcher Schlacht haben Sie sich diesen Orden geholt, unter welchem Truppenkorps haben Sie gedient?"

„In der Schlacht bei Arcis sur Aube," beantwortete Max die erste Frage," ließ aber die zweite unbeantwortet.

„Unter welchem Truppenkorps?" fragte Napoleon nochmals.

Unter der Rächerschaar Deutschlands," erwiederte Max auf die erneute Frage mit einiger Verlegenheit.

„Nun, warum stehen Sie an, mir das zu sagen," versetzte der Kaiser rasch. „Ich weiß es wohl, die Schlacht bei Arcis sur Aube war ein heißer Tag. Ich kommandirte damals selbst, mehrere Pferde wurden mir unter dem Leibe erschossen, die Rächerschaar hat mir hart zugesetzt, sogar meine alten Schnurrbärte mußten vor ihr zurückweichen. Aber trauen Sie denn einem so vieljährigen Soldaten, wie mir, nicht zu, daß er die Tapferkeit anerkennt und achtet, wo er sie findet, unpartheiisch bei Freund oder Feind?"

Ein eintretender dienstthuender Adjutant unterbrach die weitere Unterhaltung und meldete, daß ein Adjutant der provisorischen Regierung dringend verlange, sogleich bei Sr. Majestät Audienz zu erhalten.

„Ich war bisher gewohnt, dem halben Kontinent von Europa zu befehlen," bemerkte auf diese Meldung Napoleon, „daß ich wirklich erst lernen muß, von Anderen Befehle anzunehmen; doch ich sehe, der Unterricht beginnt, lassen Sie die Deputation eintreten."

Die Kommissarien wollten sich entfernen, der Kaiser aber hielt sie mit den Worten zurück: „Bleiben Sie immer, meine Herren! Ihr Geschäft steht ja mit dem der Deputation im genauen Zusammenhange. Diese kommt, um mir meine Verbannung aus Frankreich anzukündigen, Sie sind bestimmt, den Verbannten in sein Exil zu führen."

Während dessen war die Deputation schon eingetreten. Sie bestand aus mehreren Marschällen und Mit-

gliedern des Senats. Auffallend war es dabei, daß einer der Abgeordneten sich sichtbar bemühte, im tiefsten Hintergrunde der Versammlung den Augen des Kaisers sich zu entziehen.

„Sire," begann der Wortführer der Deputation, „der Traktat von Fontainebleau vom 11. d. M. ist von den verbündeten Mächten vollzogen, wir sind beauftragt, das Exemplar gegen das Ihrige auszuwechseln. Alle Ihre Forderungen, Ihre Bedingungen, ja selbst alle Ihre billigen Wünsche sind nunmehr berücksichtigt, gleichwohl aber haben Sie, Sire, Ihre Entsagung auf den Thron Frankreichs bis jetzt nur zu Gunsten Ihrer Nachkommen, nur unter Voraussetzungen abgegeben, die nicht erfüllt werden können. Bevor daher eine Auswechselung der Urkunden stattfinden kann, verlangt die provisorische Regierung und der Senat Frankreichs eine unbedingte Entsagung! wir sind jetzt hier, um eine solche von Ihnen zu fordern."

„Verlangen? Fordern?" unterbrach Napoleon den Sprecher mit aller der Würde und Hoheit, die ihm als den allgewaltigen Gebieter Europa's zu Gebote stand, „ist das der Ton, in dem man mit mir sprechen zu können meint. Ich dächte, ich wäre doch auch eine Person bei diesem Handel, auch ich müßte eine Stimme dabei haben!"

„Jetzt nicht mehr, Sire!" entgegnete der Wortführer mit vermehrter Anmaßung. „Das Spiel ist aus, Sie haben es verloren. Das Volk und die Armee hat Sie

verlassen, Beide verlangen einstimmig Ihre Thronentsetzung."

„Das Volk sagen Sie, mein Herr!" fiel Napoleon ein und Verachtung sprach sich dabei auf seinen Gesichtszügen aus, „ja Sie haben Recht, wenn sie unter dem Ausdrucke „Volk" einen Theil des vornehmen und geringen Pöbels der Hauptstadt verstehen. Und die Armee," setzte der Kaiser nach einer augenblicklichen Pause, wo seine Verachtung in Rührung überging, hinzu, und der Abgeordnete im Hintergrunde der Deputation todtenbleich wurde, „ich weiß es wohl, ein Undankbarer, mit dem ich mein Zelt, mein Brod, mein Herz theilte, hat sie verrathen, verkauft, dem Feinde zugeführt. Aber es ist ja nur ein Theil, wenn auch der größere! Treten Sie her an dieses Fenster, schauen Sie hinab auf die Bivouacqs um uns, dort lagern 60,000 treue Krieger, alle entschlossen, ihren letzten Blutstropfen, ihr Leben für mich hinzugeben. Freilich eine kleine Schaar gegen die gesammte Waffenmacht Europa's, aber ein Wort von mir führt sie in die unbezwinglichen Stellungen hinter der Loire, ein Wort von mir und halb Frankreich steht für mich unter den Waffen. Habe ich wirklich das Spiel schon verloren?"

„Mein Gott!" seufzte bei dieser Erwiderung der früher so anmaßende Sprecher kleinlaut und furchtsam. „Sind wir bis jetzt noch nicht weiter, was geruhen denn Ew. Majestät sonst noch zu befehlen?"

„Nichts, mein Herr!" entgegnete Napoleon kurz und

barsch auf die demüthig ausgesprochene Frage, „nichts für meine Person. Ich habe Sie und die, von welchen Sie geschickt wurden, nur auf den Standpunkt stellen wollen, meine Verzichtleistung auf den Thron Frankreichs richtig zu beurtheilen. Ich könnte wohl thun, wie ich sagte, aber nimmermehr werde ich's! Frankreich, mein theures Frankreich, das Kind meiner rastlosen Sorge seit 20 Jahren, müßte ja dann auch unter den Greueln eines Bürgerkriegs bluten. Für diesen Preis mag ich alle Throne des Erdballs nicht kaufen. Meine Person, mein Vortheil kommt mithin nicht in Betracht. Wäre nur von mir die Rede, dann bedürfte es aller dieser Traktaten nicht, ein einfaches Cartell könnte mir das zusichern, was ich brauche. Ein kleiner Raum, wo ich frei leben kann, ein Pferd und täglich einen petit ecu ist alles, was der älteste Soldat in Europa begehrt. Aber es betrifft ja die Wohlfahrt, die Ruhe des Vaterlands, die der Senat wohl stets im Munde führt, für die ich aber zu handeln gewohnt bin. Haben Sie sich nun überzeugt, wie eigentlich das Spiel steht? Wohlan, so sollen Sie auch sehen, wie ich es freiwillig aufgebe. Setzen Sie sich und schreiben Sie!"

Und der Kaiser diktirte:

„Nachdem die verbündeten Mächte ausgesprochen haben, daß der Kaiser Napoleon das einzige Hinderniß der Wiederherstellung des Friedens in Europa sei, erklärt der Kaiser Napoleon, seinem Eide getreu, daß er für sich und seine Erben den Thronen von Frankreich

und Italien entsage, und daß es kein persönliches Opfer gibt, selbst das seines Lebens nicht ausgenommen, das er nicht dem Interesse Frankreichs darzubringen bereit ist.

Gegeben im Pallaste zu Fontainebleau am 13. April 1814."

„Wollen Ew. Majestät nun noch die Gnade haben, zu unterzeichnen?" fragte der Schreiber, als Napoleon schwieg und legte dem Monarchen, mit schlecht verhehlter Freude, die entscheidende Urkunde zur Unterschrift vor.

„Auch das werde *ich!*" entgegnete Napoleon, „zuvor aber noch eine Frage: Man hat bisher meine Gemahlin, meinen Sohn wider *göttliches* und *menschliches* Recht von mir getrennt, sie gewaltsam verhindert, das Loos des Gatten, des Vaters zu theilen. Wann werden Beide mir zurückgegeben?"

„Ihre Majestät, die Kaiserin, sind jetzt so wenig, als jemals früher, verhindert, sich aller Orten hin nach eigenem Belieben zu begeben; ihre Trennung von ihrem erhabenen Gemahle war Allerhöchstderselben freiwilliger, ungezwungener Entschluß," antwortete der Sprecher der Deputation.

„Herr, entehren Sie sich nicht selbst durch unwürdige Lüge!" donnerte ihn der Kaiser im höchsten Zorne an, fuhr aber gleich darauf beruhigter fort, „doch warum erzürne ich mich über eine Sache, wo es mir so leicht wird, den Lügner zu beschämen. Herr Baron von Koller! Ein tiefgekränkter Gatte und Vater nimmt seine

Zuflucht zu Ihrer Rechtlichkeit. Widerlegen Sie die unwürdige Behauptung!"

Ach! der wahrheitliebende Feldmarschall-Lieutenant vermochte nicht dem Verlangen des Kaisers zu entsprechen, so sehr auch sein mitfühlendes Herz es selbst wünschte. „Sire!" stammelte er mühsam hervor, „ich kann nicht lügen, was jener Herr sprach, ist wahr!"

Die wenigen Worte des Feldmarschall-Lieutenant waren hinreichend, die ganze, bisher unerschütterte Kraft des schwergeprüften Monarchen mit einem Male zu brechen.

„Wahr! Also wirklich wahr! Gott, diesen Schlag habe ich nicht gefürchtet! Ach Maria Louise, du ahnest nicht, wie namenlos elend du mich gemacht hast," seufzte er hohl und tonlos aus wildwogender Brust, deckte mit der Hand das todtenbleiche Gesicht und schwankte aus dem Zimmer.

Die Entsagungsurkunde blieb unvollzogen, unverrichteter Sache zog die Deputation ab, mit einem Wechsel seltsamer Empfindungen folgten ihr die Kommissarien. Zufällig waren Max, Labedoyere und jener Abgeordnete, der sich so auffallend Napoleons Blicken entzogen hatte, die Letzten im Zimmer. Da trat Labedoyere zu dem zweideutigen Unbekannten hin, hielt ihn mit eiserner Kraft zurück und sprach: „Heute, Herr Herzog, hat niedriger Undank, feiger Verrath über wahre Heldengröße gesiegt. Freuen Sie sich Ihres Werks, freuen Sie sich Ihres Triumphs, Sie haben ihn theuer erkauft, erkauft

mit der tiefsten Verachtung jedes Biedermannes, aller Völker, mit der ewigen Schande Ihres einst ruhmbedeckten Namens. Vergessen Sie auf immer, daß ich einst unter Ihren Fahnen diente, ich werde Sie nie daran erinnern. Fliehen Sie, verbergen Sie sich vor sich selbst in dem verborgensten Winkel der Erde!" Die Stimme Labedoyere's war die Stimme von Europa!

Und wie einst Judas Ischarioth verzweiflungsvoll vor dem Blicke des verrathenen Heilands floh, so stürzte auch jetzt der Herzog, vernichtet, zerfallen mit sich und der Welt, aus dem Pallaste von Fontainebleau.

VI.

Die Morgensonne des folgenden Tags goß ihre goldenen Strahlen in eins der prachtvollen Zimmer im Schlosse zu Fontainebleau, wo seit gestern die Kommissarien der verbündeten Monarchen ihre Wohnungen für die nächste Zukunft angewiesen erhalten hatten. An einem seiner Fenster stand Max Hohenthal und überschaute mit Entzücken einen Theil des herrlichen, unabsehbaren Schloßparks, der vor seinen Blicken sich ausbreitete. Es war ein himmlisch schöner Morgen. Blatt und Blume erglänzte im Strahle der Himmelskönigin, in den grün belaubten Bäumen jubelten muntere Vögel ihr fröhliches

Lied, im blinkenden Weiher spielten Fische, auf seinen Wellen schaukelte sich majestätisch der stolze Schwan und zog zitternde Furchen in die silberne Fläche, aus dem Halbdunkel des Gebüsches flötete die Nachtigall ihre harmonischen Töne, durch die stillen Lüfte erzitterten die magischen Accorde einer fernen Aeols-Harfe, von den Thürmen der nahen Stadt her riefen die feierlichen Klänge der Glocken zur Andacht, zum Danke gegen den Schöpfer. Die Natur hatte ihren unendlichen Liebreiz überreich ausgegossen, entzückt von ihrer verschwenderischen Güte, tief ergriffen von ihrer unerreichbaren Erhabenheit, stürzte Max hinaus an ihre Brust, in den duftenden Schloßpark von Fontainebleau. Seine mäandrisch verschlungenen Gänge führten ihn weit und immer weiter, bis zu einer tief versteckt liegenden Einsiedelei, fast am Ende des Parks. Hohe ehrwürdige Eichen, Ulmen und Linden warfen in ihrem Hintergrunde schauerliche Schatten in weiten Kreisen umher, aber vor ihr erblühten dem grünen Rasen lieblich duftende Veilchen in reicher Menge.

„Ah sieh da," rief Max bei ihrem Anblicke in schwärmerischer Freude aus, „holde Kinder der wiedererwachenden Natur, freundliche Erinnerungen an mein fernes Heimathsland, euch rief des Frühlings belebender Odem hervor, eure Blüthenzeit wird hoffentlich dem sturmbewegten Europa den heißersehnten, goldenen Frieden schenken. Ach! wäre es mir doch dann auch vergönnt, eure später erblühenden Schwestern in den stillen Thä-

lern des finstern Harzwaldes zu pflücken! Doch dieses Glück soll mir sobald noch nicht zu Theil werden. Ein seltsames Spiel des Zufalls, oder eine höhere Fügung des unerforschlichen Schicksals, weis't mich hinaus, in ein fremdes Land, an die Seite des Mannes, den ich einst glühend haßte, und bei dem jetzt so oft all' meine Gedanken mit Staunen und Bewunderung, ja mit Gefühlen verweilen, für die ich keine Worte finde. Darum vertretet ihr jetzt die Stelle eurer fernen Schwestern in meiner Heimath, verbreitet euren Wohlgeruch in dem stolzen Zimmer des Pallasts von Fontainebleau und versetzt mich mit wohlthuender Täuschung in das stille, vertrauliche Stübchen meiner anspruchslosen, kaum gekannten Vaterstadt."

Und emsig suchte Max auf dem grünen Rasenteppich vor der Einsiedelei nach den lieblichen Kindern des Frühlings, und die blauen, bescheidenen Blümchen häuften sich in seiner Hand und wuchsen zum duftenden Strauße an. Da öffnete sich die Thür der Einsiedelei, zwei Männer traten daraus hervor. Max sah auf, und vor ihm stand Napoleon, begleitet — von Labedoyere. Ehrerbietig begrüßte Hohenthal den Monarchen, herablassend dankte dieser, blieb stehen und sagte:

„Sieh da! unser unpartheiischer Richter in dem Rechtsstreite der mächtigsten Herrscher von Europa, unser tapferer Gegner in der Schlacht bei Arcis sur Aube, unser brave Sekretär des braven Koller! Willkommen im

Freien, genießen Sie auch die Schönheit der wieder-erwachten Natur?"

„Ja Sire!" beantwortete Max die Frage, und zeigte dabei auf die Veilchen in seiner Hand, „in so reichem Maaße, daß sie mich sogar verleitet hat, mich an fremdem Gute zu vergreifen. Gestatten Ew. Majestät, daß ich das geraubte Gut dem rechtmäßigen Eigenthümer ehrfurchtsvoll zu Füßen legen darf."

„Behalten Sie immer die unscheinbaren Blumen," erwiederte mit freundlicher Huld der sonst so finstre Monarch, „sie sind ja nicht des Sammelns werth, und doch scheinen Sie einen Werth darauf zu legen, warum thun Sie das, boten Ihnen der Park von Fontainebleau, boten Ihnen seine gefüllten Treibhäuser keine bessere Ausbeute dar?"

„Wohl ist dies der Fall;" versetzte Max mit bescheidener Freimüthigkeit, „aber dürfen sich auch jene prachtvollen Erzeugnisse der Kunst mit diesen anspruchslosen Kindern der Natur messen? In meiner Heimath erblickt man in dem bescheidenen Veilchen, das verborgen im Grase seinen süßen Wohlgeruch aushaucht, das Sinnbild des edlen Mannes, der fern von dem erborgten Glanze der Welt, im Verborgenen wohlthuend schafft und wirkt, der, sich selbst genug, den prunkenden Schein meidet, seinen innern Werth nie zur Schau trägt."

„In der That, Ihre dichterische Schilderung des unbeachteten Veilchens," bemerkte der Kaiser, „könnte mich verleiten, in ihm ein Symbol meiner eigenen Zukunft,

meiner Ansprüche, Wünsche und Hoffnungen in dem neuen, kleinen, mir angewiesenen Wirkungskreise zu finden. Sie haben mich für die bescheidene Blume gewonnen, Herr Sekretär, jetzt finde ich es der Mühe werth, mich mit ihr zu befreunden, bleiben Sie einstweilen hier mit Labedoyere, ich will indessen hingehen, das Sinnbild meiner Zukunft in der Verborgenheit aufzusuchen."

Während Napoleon in den Schattengängen des Parks fortwandelte, bis er den Blicken der Zurückgebliebenen ganz entschwunden war, nahmen Max und Labedoyere auf einer Gartenbank Platz, saßen aber dort schweigend neben einander, denn Labedoyere dachte über die auffallende Wirkung nach, die Hohenthals dichterische Schilderung des Veilchens auf Napoleon hervorgebracht hatte, und Max verfolgte in Gedanken das zweideutige Benehmen, das Labedoyere durch sein jetziges noch fortdauerndes Dienstverhältniß bei dem Kaiser als dessen treuester Anhänger, als dessen geheimster Vertrauter an den Tag legte. Endlich wurde doch dem unverstellten Gemüthe Hohenthals das gezwungene Verhältniß zu drückend, er unterbrach das lästige Schweigen und sagte:

„Herr Oberst! Verstellung ist mir fremd und verhaßt, ich benutze daher die jetzige Gelegenheit, mir einigen Aufschluß darüber zu erbitten, warum Ihr Benehmen in der Hauptstadt so ganz von dem, das Sie im Schlosse Fontainebleau beobachten, abweicht? Wahr ist es, Sie haben sich stets als ein eifriger Anhänger Napoleons er=

klärt, in Paris aber suchen Sie durch Kleidung, Rede und Handlung den Glauben zu erwecken, daß Sie aller Meinungsverschiedenheit, allen politischen Umtrieben fremd sind, und hier zeigen Sie sich durch Kleidung, Wort und Benehmen als ein eifriger Diener, als einen der innigsten Vertrauten Ihres Kaisers. Welches ist denn nun eigentlich Ihre wahre, unverstellte Gesinnung?"

„War das der Grund, warum Sie in Fontainebleau kälter und wortkarger gegen mich waren, als sonst in Paris?" erwiederte lachend Labedoyere. „Hätten Sie mich doch schon früher zur Rede gesetzt, Freund, wir würden uns schnell verständiget haben. Hören Sie jetzt meine Rechtfertigung: Was ich bin, was ich habe, Reichthum, Rang, Ehre, Ansehen, alles verdanke ich dem großen Manne, der unter der Riesenlast von Staatsgeschäften, die er allein tragen mußte, dennoch den ungekannten, unbedeutenden Jüngling seiner Beachtung werth fand, dem er Gelegenheit gab, sich unter seinen Augen, in seinem Dienste hervorzuthun, dessen guten Willen, aber schwachen Kräften er eben so gütig, als gerecht, Anerkennung zu Theil werden ließ, den seine Hand späterhin emporhob, den er seines Vertrauens würdigte. Kann es Sie nun noch befremden, daß ich fest, treu und innig an diesem Manne hänge? Gern wäre ich ihm in seine Verbannung gefolgt, aber er selbst will es nicht, doch es scheint ihm wohlzuthun, wenn ich in den Tagen schwerer Prüfungen, wo so viele von Denen, die er mit Wohlthaten überhäufte, ihn treulos

verlassen, treu bei ihm ausharre. Finden Sie es nun noch unnatürlich, wenn ich einen so billigen Wunsch Dessen, dem ich Alles verdanke, erfülle? In seinem Dienste bin ich geworden, was ich jetzt bin, soll ich jetzt diesen Dienst feig verlassen, jetzt, wo das Leben des Mannes, dem ich diene, selbst in Gefahr ist?"

„Aber berücksichtigen Sie wohl, Freund," fuhr Labedoyere fort, „was ich thue gilt nicht dem Kaiser von Frankreich, der ist mir fremd wie Ludwig XVIII., es gilt dem Manne selbst, den ich liebe, den ich hochachte, den ich bewundere. Wäre er der ärmste Bettler im Volke, ich würde nicht anders gegen ihn handeln. Weshalb finden Sie also mein Benehmen im Schlosse Fontainebleau zweideutig? Und nun halten Sie es zusammen mit meinem Thun und Handeln in der Hauptstadt. Verlangen Sie, daß ich für Monsieur, für die provisorische Regierung, für den Senat eben das fühlen soll, wie für jenen großen Mann. Greifen Sie in Ihre Brust, Hohenthal, dort finden Sie Ihre Antwort auf meine Frage. Oder, soll ich die Maßregeln loben, die ich nicht billigen kann, soll ich, der Einzelne, die thörichten Handlungen des aufgeregten, vielköpfigen Ungeheuers „Volk" hindern, soll ich ihm schmeicheln, wo ich es verachte? Ist es also nicht ganz meiner Denkweise angemessen, wenn ich dort mich kalt, theilnahmlos, abgestorben für dieses unwürdige Treiben zeige, wenn ich es offen durch mein Aeußeres kund gebe, wenn mein Mund schweigt, wo ich nicht loben kann, nicht tadeln

darf? Nennen Sie mir doch nur das Zweideutige in meiner Handlungsweise, Hohenthal, ich bin doch neugierig, Ihre Gründe dafür zu hören."

„Gründe, nach allen Regeln der Logik, vermag ich Ihnen freilich nicht aufzustellen, Herr Oberst" antwortete Max unverholen, „aber ich bin meinem Gefühle gefolgt, und da läßt sich selbst jetzt, nach Ihrer gewinnenden Rechtfertigung, noch eine Stimme hören, die mich abhält, Ihnen so recht von Herzen beizustimmen. Darum ist es besser, wir lassen die Sache für jetzt und für immer auf sich beruhen. Hier biete ich Ihnen die Hand zum ehrlichen Frieden unter uns; und nun beantworten Sie mir noch eine Frage, wenn Sie wollen, wenn Sie dürfen." Wer war der Mann, der gestern auf Ihre Donnerworte wie der Brudermörder Cain, vernichtet in seinem Innern, aus dem Audienzzimmer des Kaisers fortstürzte?"

„Fragen Sie nicht nach dem Namen, nach der That jenes Mannes, ehrlicher, rechtschaffener Hohenthal," entgegnete Labedoyere und drückte, von seinen Empfindungen hingerissen, die dargebotene Versöhnungshand fast gewaltsam. „Ihr biederes Herz würde das, was Sie hören müßten, nicht glauben wollen, nicht glauben können. Sein Name, seine That ist kein Geheimniß, jedes Kind in Paris würde Ihnen seinen Namen nennen, seine That hat die Geschichte in ihre unvertilgbaren Urkunden eingetragen und die Nachwelt wird über ihn richten. Aber nie wird mein Mund jenen Namen wieder

nennen. Er theilte das Zelt, das Brod seines Kaisers, er war sein Kind, der Nächste an seinem Herzen, der Erste in seinem Vertrauen. Und doch hat er seinen Kaiser, seinen Wohlthäter, seinen Vater verrathen, aber er wird unglücklicher sein, wie der, den seine That in's Unglück stieß!"

Während dieses Gesprächs war Napoleon, bald Veilchen suchend, bald seinen Gedanken nachhängend, den Windungen des Parks nach einer entgegengesetzten Richtung gefolgt. Auch dort erblühten die bescheidenen Blumen dem grünen Rasen, er bückte sich nieder, sie zu pflücken, da hörte er eine Stimme in seiner Nähe, die ihm zurief: „Sire! in einem Jahre pflücken Sie die Veilchen bequemer, sie stehen dann dichter."

Der Kaiser sah nach dem kühnen Propheten, und in geringer Entfernung stand ein Grenadier seiner alten Garde als Wachtposten.

„Was thust Du hier auf Wache, Chaudier?" fragte Napoleon. „An dieser Stelle stand ja sonst kein Posten."

„Sire," entgegnete der Grenadier, „es stehen noch mancher Orten dergleichen, wo es sonst nicht gebräuchlich war. Die alte Garde hat gehört, daß Ihre Person, Ihr Leben bedroht ist, da haben wir in aller Stille unsere Wachsamkeit für unseren Feldherrn verdoppelt."

„Ihr meint es gut mit mir, Kinder," sagte der Kaiser gerührt, bringe Deinen Kameraden meinen Dank. Aber nun erkläre mir, was soll Deine Prophezeiung bedeuten?"

„Nichts weiter Sire," entgegnete Chaudier treuherzig, „als was sie wörtlich besagt. Ueber ein Jahr pflücken Sie hier wieder Veilchen, und dann sollen sie schon dichter stehen!"

„So lautet allerdings Deine Prophezeiung," gab Napoleon zu, „aber ihre Erfüllung ist ja unmöglich. Weißt Du nicht, daß ich Euch in wenigen Tagen verlassen muß, um nie wieder hierher zurückzukehren?"

„Das sprechen Sie jetzt, Sire," fiel der Grenadier ein, „aber Ihr neues Reich ist viel zu klein für einen Geist, der halb Europa zu beherrschen gewohnt ist."

„Wenn auch Chaudier," versetzte lachend der Kaiser, „aber soll ich denn als Geist die Veilchen pflücken?"

„Scherz bei Seite, Sire," unterbrach ihn der Grenadier, „sorgen Sie nur dafür, daß Ihr Fuß zur Veilchenzeit den Boden von Frankreich betritt, und Ihre alten Schnurrbärte werden dann schon dafür sorgen, daß meine Prophezeiung in Erfüllung geht."

„So denkst Du wohl," entgegnete Napoleon, „aber was würden Deine Kameraden zu meiner Rückkehr sagen?"

„Ach, es gibt nur Einen kleinen Korporal!" rief Chaudier mit Begeisterung aus, „nur für ihn geht der französische Soldat willig und unerschrocken in den gewissen Tod!"

Napoleon brach das Gespräch ab, reichte aber einen Theil der Veilchen dem Grenadier hin und sagte:

„Da nimm, Du verwegener Prophet, der Großmarschall wird sie mit Goldstücken auslösen."

„Den Handel werde ich sicher bleiben lassen," zürnte Chaudier und griff nach den Blumen, „wenn ich gleich nur die wenigsten davon für mich behalten will. Ich werde sie unter meine Kameraden vertheilen, und sie sollen von nun an das Erkennungszeichen für alle treuen Anhänger des großen Kaisers werden. Le petit Corporal scheidet von uns, aber père la violette wird bald wieder seine Kinder unter seinen Adlerfittigen versammeln!"

Das Gespräch mit dem Grenadier hatte bei Napoleon die Wirkung von Hohenthals Schilderung der sinnbildlichen Bedeutung des Veilchens für den Augenblick zwar zurückgedrängt, aber doch nicht ganz zu unterdrücken vermocht, und von zwei ganz entgegengesetzten Gefühlen in seinem Innern bestürmt, kehrte er zu Labedoyere und Max zurück.

„Kommen Sie mit mir auf mein Zimmer, Colonel," sprach dort Napoleon zu Ersterem, „ich habe mit Ihnen zu reden."

Max zog sich zurück und kehrte auf einem andern Wege zum Schlosse zurück, im Fortgehen aber hörte er noch, daß Labedoyere zum Kaiser sagte:

„Sire, zu Ihrem Ruhme, zum Heil und Wohl Frankreichs, will ich hoffen, daß Ihr Gefühl beim Anblick dieser Veilchen nicht länger dauert, als die Blumen, die es erweckten."

Das bisher unbeachtete, bescheidene Veilchen hatte seit heute in den Augen des Kaisers eine hohe, sich ganz entgegengesetzte, Bedeutung erhalten. Welche von beiden den Monarchen am meisten ansprach, welche von beiden seinen Lebensplan bestimmen werde, das blieb für jetzt der Zukunft anheimgestellt; aber noch an demselben Tage ging die von Napoleon unterzeichnete Urkunde über seine unbedingte Verzichtleistung auf die Throne von Frankreich und Italien ab.

VII.

Jetzt stand der Abreise des Kaisers nach Elba kein Hinderniß mehr entgegen. Der 20ste April 1814 war dazu festgesetzt. Um 11 Uhr jenes Tags ließ der Großmarschall General Bertrand melden, daß die Wagen zur Abfahrt bereit ständen. Napoleon ließ seine Blicke noch einmal über den Ort hingleiten, an dem er oft und gern verweilte und den er jetzt verlassen sollte, um ihn wohl nie wieder zu betreten, griff dann nach dem kleinen, dreieckigen Hute und verließ das Zimmer. Aber mit eben der festen Ruhe, mit eben der Würde und Hoheit in den starren, kalten Gesichtszügen, mit der er sonst in dem Pallaste der Tuilerien die Stufen seines

Thrones hinaufzusteigen gewohnt war, um von dort aus Throne zu stürzen, Völker aus der Reihe der Staaten auszustreichen, stieg er jetzt von der Marmortreppe vor dem Portale des Schlosses von Fontainebleau in den Hofraum hinab, um als Verbannter in einem unbekannten Eilande ein trauriges Exil wieder zu finden. Die alte Garde stand aufmarschirt, ihrem scheidenden General das letzte Lebewohl zuzurufen. Bei ihrem Anblicke konnte sich doch der eiserne Mann einer tiefen Rührung nicht erwehren.

„Brave Gefährten auf der Bahn der Ehre," sprach er, „ich scheide von Euch, aber mein Herz bleibt bei Euch. Ich kann Euch nicht Alle umarmen, ich umarme Euren General, ich küsse Eure Adler, meine Küsse werden in die Nachwelt hinüber hallen. Lebt wohl, meine Kinder, beklagt mein Loos nicht, ich werde glücklich sein, wenn ich weiß, daß Ihr es seid!"

Der Kaiser umarmte den General und küßte den Adler, Offiziere und Gemeine der alten Garde küßten ihm Rock und Hände, mit einer Thräne im Auge wendete er sich ab von seinen Braven. Und Labedoyere trat zu dem Scheidenden, wortlos im tiefgefühlten Schmerze, aber laut sprach sein Herz.

„Braver Labedoyere," redete ihn der Kaiser an, „Sie haben treu bei mir ausgeharrt bis zum letzten Augenblicke. Lohnen kann, lohnen will ich Ihnen Ihre Treue nicht, aber das Andenken eines Soldaten, an seinen Kameraden erinnere Sie zuweilen an Ihren fernen Freund.

Dieser Degen begleitete mich bisher in alle Schlachten, ich trug ihn gern, denn er verließ mich nicht, wenn ich seiner brauchte, auch Sie haben eben so gehandelt."

„Lassen Sie uns nicht den Abschied durch nutzlose Rührung trüben," fuhr Napoleon fort, als Labedoyere das theure Geschenk mit zitternder Hand, mit weinendem Auge empfing, „Männer, wie wir, müssen stark, ja wohl hart sein, um nicht den Schlägen des Schicksals zu unterliegen! Leisten Sie mir jetzt noch den letzten Dienst, von Freundes Hand geleitet wünsche ich den Wagen zu besteigen, der mich meinem theuren Frankreich entführt."

Des Kaisers Wunsch ward erfüllt, der Zug setzte sich in Bewegung, noch weit hinaus auf die Straße von Briare folgte ihm der Nachruf: „Vive l'empereur" den die alte Garde donnernd erschallen ließ. Voraus fuhr der General Drouot, dann kam der Wagen des Kaisers mit Napoleon und dem Großmarschall General Bertrand, dicht hinter ihm fuhren der Feldmarschall-Lieutenant von Koller und Max Hohenthal und nach diesen die übrigen Commissarien mit ihrem Gefolge.

In dem Wagen des Generals Koller saßen Onkel und Neffe nicht eben in der heitersten Stimmung, in der friedlichsten Eintracht neben einander. Man sah es Beiden an, daß jeder von ihnen gegen den Andern etwas auf dem Herzen haben mochte und nur auf eine Gelegenheit warte, sich darüber auszusprechen. Beide ließen den erbärmlichen Taback, den die französische Tabacks-Regie unter dem prahlerischen Namen des besten virgi-

nischen Knasters für einen unerhörten Preis zu verkaufen pflegte, ihren innern Mismuth entgelten und bliesen das schlechte Kraut in dicken Wolken der reinen Morgenluft zu. Schon hatten die Wagen die erste Station der Reise zurückgelegt, als dem offenen geraden Sinn Hohenthals der lästige Zwang unerträglich wurde und er sich mit den Worten an den schmollenden Onkel wendete:

„Bester Oheim, Ihr sonst so heiteres und jetzt so unfreundliches Gesicht spricht deutlich genug, wenn auch Ihr Mund schweigt, daß sie unzufrieden mit mir sind Wollen wir uns denn die lange Reise, die uns bevorsteht, durch gegenseitige Verstimmung muthwillig verbittern? Sprechen Sie doch aus, was Sie gegen mich auf dem Herzen haben und geben Sie mir Gelegenheit, mich zu entschuldigen, vielleicht gar zu rechtfertigen."

„Vielleicht soll ich Dich gar wohl noch loben," brach der Onkel los, „wirklich, Dein unbesonnenes, unberufenes Urtheil bei der Vorstellung der Commissarien vor Napoleon, ist nicht zu entschuldigen, vielweniger zu rechtfertigen. Hat Dich denn die Erfahrung noch nicht genug belehrt, daß selbst eine Nadelspitze in der Hand dieses Mannes zum Dolche werden kann, oder glaubst Du, daß er nicht der Mann ist, sein Recht geltend zu machen, wenn er auch nur den geringsten Schein davon für sich hat. Nein, Max, ich muß Dir frei heraussagen, daß ich Dich für besonnener, für verständiger gehalten hätte."

„Gut, lieber Onkel, daß Sie mich endlich mein Unrecht wissen lassen," unterbrach Max den Strassermon.

„Auch Ihren Tadel ehre und beachte ich, wie den eines liebenden Vaters, der Sie mir auch stets waren. Aber ehe Sie weiter darin fortfahren, beantworten Sie mir eine kurze Frage ehrlich und wahr, wie ich es von Ihnen gewohnt bin: Wie würden Sie denn die Scherzfrage des Kaisers entschieden haben, wenn sie gezwungen gewesen wären, ein Urtheil darin abzugeben?"

„Freilich nicht anders wie Du," gab der wahrheitliebende Koller zu, „aber nimmermehr würde ich so unbesonnen, so vermessen gewesen sein, einem Manne, wie Napoleon, gegenüber, eine solche Meinung frei auszusprechen."

„Gut Oheim," griff Max die gegebene Antwort schnell auf, „bis auf diesen Punkt habe ich Sie haben wollen. Sie geben mir selbst zu, daß ich unpartheiisch und meiner Ueberzeugung getreu nicht anders hätte entscheiden dürfen, und nun frage ich Sie: wenn Sie wußten, daß einem solchen Manne, wie Napoleon, nur ein besonnener, lebenskluger, feingewitzigter Mensch gegenüber gestellt werden mußte, warum haben Sie selbst eine so ganz unpassende Person wie mich, an einen so gefährlichen Posten gestellt? Warum haben Sie denn meinen zweiten und dritten Einwand dagegen nicht einmal angehört? Glauben Sie mir, bester Oheim, ich erkenne Ihre wohlgemeinte Absicht, Ihre große Güte gegen mich, mit dem aufrichtigsten Danke, und ich bin deshalb auch weit davon entfernt, einen Vorwurf gegen Sie auszusprechen, aber ich will Sie nur darauf aumferksam machen,

daß in der Folge wohl noch mancher Fall vorkommen dürfte, wo ich nur nach meiner Ueberzeugung handeln werde. Fürchten Sie Unheil daraus, so lassen Sie mich jetzt noch umkehren, jetzt, wo es allenfalls noch Zeit dazu ist, oder wollen Sie das nicht, dann seien Sie mir auch nicht wieder gram, wenn früh oder spät noch mancher Fall der Art vorkommen sollte, denn offen gestanden, bester Onkel, ich fühle jetzt gegen den Mann, von dem Sie so argen Misbrauch seines Rechts fürchten, unwillkürlich ganz anders, als es früher der Fall war."

„Nun, bei Gott," unterbrach der Feldmarschall-Lieutenant gutmüthig auflachend Hohenthals lange Verantwortung, „die Gerechtigkeit muß ich Dir wenigstens widerfahren lassen, Max, daß Du Deine Rechtsstudien auf der Universität fleißig absolvirt hast, und daß Du Deinem zukünftigen Advokatenstande Ehre machen wirst. Wirklich ich thue besser die Sache auf sich beruhen zu lassen, denn sonst trage ich selbst noch die Schuld von allem, was Du gethan hast. Aber wenn ich auch jetzt schweige, das sage ich Dir noch, überzieht der Weltstürmer noch ein Mal ganz Europa mit Krieg, dann magst Du auch allein den Kampf mit ihm ausfechten."

Da mußte Max über die drollige Drohung des Oheims laut auflachen, auch Koller selbst stimmte herzlich mit ein und in schönster Eintracht setzten Beide die Reise fort.

Schon auf der bisherigen Reise hatte sich die Volksstimmung überall durch den jubelnden Zuruf: „Vive

l'empereur" und durch schmähende Aeußerungen über die Verbündeten und ihre Kommissarien kund gegeben. Eine gleiche Volksstimmung zeigte sich auch im ferneren Verlauf in allen Städten und Dörfern, durch die der Kaiser und seine Begleitung kamen und ohne ein besonderes Ereigniß wurde der Weg über Briare, wo Napoleon erst übernachtete, und von da über Nevers bis Ville neuve sur Allier zurückgelegt. Wenn der einstimmige laute Volksjubel den gefeierten Monarchen umbraus'te und gemeine, unverdiente Schmähungen von allen Seiten auf die Kommissarien einstürmten, konnte sich wohl Max zuweilen eines triumphirenden Lächelns über die Bestätigung seiner früher geäußerten Meinung, daß eine Beschirmung Napoleons durch feindliche Kommissarien überflüssig und nutzlos sei, gegen den anders denkenden Onkel nicht erwehren, dieser aber pflegte dann nur zu erwiedern: „das Sprüchwort sagt, wer zuletzt lacht, lacht am besten, wir wollen sehen wer der Lachende sein wird!" Jenseits der Stadt Ville neuve sur Allier zeigten sich die ersten Kosackenhaufen und Oesterreichischen Truppen. Sie erboten sich zuvorkommend, den Kaiser mit Eskorte zu versehen, dieser aber lehnte das Erbieten mit der Bemerkung ab, daß er eines solchen Schutzes nicht benöthiget sei. Doch je weiter die Reise ging, je mehr verlor sich der bisherige gewohnte Ruf „Vive l'empereur" und immer spärlicher wurden die Beifallsbezeigungen des Volks. In Moutins sah man schon überall weiße Cocarden und die Einwohner begrüßten

die Ankommenden mit dem Rufe „Vivent les alliés!“ Nicht anders war es in Lyon und vor Valence erwartete den entthronten Monarchen die erste bittere Kränkung von einem seiner ältesten Waffengenossen, deren wahrhaft Unwürdiges freilich nur den Kränkenden selbst in dem Urtheile der Mit- und Nachwelt tief herabsetzen, die aber gleichwohl den Kaiser aus solcher Hand mit gerechtem Schmerze erfüllen mußte. Vor Valence trafen nämlich Napoleon und seine Begleiter mit dem Marschall Angereau, dem Herzog von Castiglione zusammen. Der Kaiser, wie der Herzog stieg aus dem Wagen, der Erstere begrüßte den Letztern mit Abnehmen des Huts und mit einer Umarmung, der Marschall erwiederte keine dieser Höflichkeiten.

„Du gehst an den Hof Ludwig XVIII., Angereau,“ begann der Kaiser die Unterhaltung, „Du bist schon längst von mir abgefallen, Deine Proklamation an die Truppen hat mich davon in Kenntniß gesetzt. Ich will Dir darüber keinen Vorwurf machen, ich weiß Du warst schon früher oft mit mir unzufrieden. Aber sage mir, warum hast Du mich in jener Proclamation mit unverdienten Schmähungen überhäuft, wäre es nicht genug gewesen, wenn Du wahr und einfach gesagt hättest: Der Wunsch der Nation hat sich zu Gunsten einer andern Regierung erklärt, es ist Pflicht der Armee sich diesem Wunsche zu fügen. Es lebe der König, es lebe Ludwig XVIII.“ Der Marschall hingegen erwiederte den gerechten und doch schonenden Tadel seines vieljährigen

Waffengefährten und Gebieters mit einer Fluth von Schmähungen, in welchen er dem Kaiser vorwarf: daß dieser durch seinen unsinnigen Ehrgeiz, durch seine wüthende Herrschgier, durch seine unbezähmbare Eroberungssucht sich selbst, seine Freunde, sein Volk und seine Armee nutzlos und unverantwortlich aufgeopfert habe. Da trat Napoleon kalt zurück, zog abermals den kleinen Hut vor dem Marschall und kehrte zu seinem Wagen zurück, der Herzog aber, ohne den Abschiedsgruß des Kaisers der Erwiederung zu würdigen, freute sich seines vermeintlichen Triumphs über seinen vormaligen Herrn und Gebieter und näherte sich, Beifall erwartend, dem Wagen des Feldmarschall-Lieutenants Koller. Doch hier fand Angereau nicht was er suchte.

„Herr," donnerte ihm der brave Koller in gerechtem Unwillen zu, „ein so unverschämtes Betragen würde sich ein deutscher General gegen seinen Fürsten nimmermehr zu Schulden kommen lassen, thäte er's, die wohlverdiente Verachtung jedes Biedermanns würde ihn unfehlbar treffen!"

Mit diesen Worten wendete der Feldmarschall-Lieutenant dem Marschall den Rücken, die Pferde zogen an und die nachfolgenden Wagen flogen an dem Beschämten vorüber. Besser und würdiger, als ihr Gebieter, betrugen sich Angereau's Truppen bei der Ankunft Napoleons in Valence selbst. Auch sie trugen zwar weiße Cocarden, aber sie begrüßten ihren entthronten Monarchen

mit dem Hurah: Vive l'empereur! und erwiesen ihm alle militärischen Ehrenbezeugungen.

Je mehr sich die Reisenden der Provence näherten, um desto ungünstiger für Napoleon ward die Volksstimmung. In Avignon empfing ihn das Volk mit dem tumultuarischem Geschrei: vivi ler roi! à bas Napoleon! à bas le tyran! auf jedem Dorfe wurde sie bedenklicher, bald mußte sie die höchste Besorgniß einflößen.

Schon beim Beginn der Reise hatte Max seine bürgerliche Kleidung mit der Uniform eines Adjutanten des Feldmarschall-Lieutenants vertauscht; als die Stimmung gegen Napoleon anfing ungünstig zu werden und der Onkel Koller sich den Triumph nicht versagen konnte, den sich klüger dünkenden Neffen recht oft an das Sprichwort zu erinnern: Wer zuletzt lacht, lacht am besten, war Max häufig dem Reisezuge als Courier vorausgeritten, theils weil ihn das fortwährende Fahren ermüdete, mehr aber auch, um sich davon zu unterrichten, ob aus der sichtlich an den Tag gelegten Abneigung der Provencalen gegen Napoleon, wirklich Gefahr für den letztern zu besorgen stehe. Auch von Avignon, nach dem nächsten Orte Orgon, war Max seiner bisherigen Reiseart treu geblieben. Die Sonnenstrahlen brannten heftig, der Staub drohte ihn zu ersticken, der Weg war höchst ermüdend. Max setzte sich bald so, bald anders im Sattel, um die Beschwerlichkeiten sich einigermaßen zu erleichtern. Der Postillon, der ihn nun gewöhnlich begleite und seinen Reisegenossen für einen gewöhnlichen

Courier hielt, und voraussetzte, daß dieser, wie jeder andere Courier, herzlich froh sein würde, die beschwerliche Courierreise möglichst bald überstanden zu haben, suchte Hohenthal treuherzig, aber unter dem Siegel der Verschwiegenheit, mit der Zusicherung zu trösten, daß er in Orgon das Ziel seiner Beschwerden erreichen würde. „Wie meinst du das, Schwager?“ fragte Max auflachend. „Je nun,“ versetzte der Postillon, „der, für den ihr eben Courier reiten müßt, um Pferde für sein Fortkommen zu bestellen, wird jenseits Orgon keiner Pferde weiter bedürfen; er wird seine Ruhe wohl für immer dort finden.“

„Und warum glaubst Du das?“ fragte Max dringender.

„Darum,“ fuhr der Postillon fort, „weil das gewaltig aufgebrachte Volk in Orgon, jenseits des Orts schon einen Galgen errichtet hat, um den Mann, für den ihr reitet, daran zu hängen. Ich habe gestern, als ich dort war, das Werk selbst gesehen, und, wie ich gehört habe, fangen die Leutchen die Sache pfiffig genug an, um jeden Verdacht zu vermeiden. Erst wollen sie die Wagen ruhig umspannen lassen, wenn der Zug den Galgen jenseits der Stadt erreicht hat, fällt das gesammte Volk über den Wagen her, reißt den Mann heraus und hängt ihn an den Galgen, ehe sich Jemand besinnen kann.“

„Da bin ich doch selbst neugierig, das merkwüdige Werk zu sehen,“ unterbrach Max den Sprecher mit be-

sonnener Verstellung. „Gib Deinem Gaule tüchtig die Sporen, Schwager, wir wollen reiten, was die Pferde laufen können, um zeitig in Orgon einzutreffen."

„Aber um des Himmelswillen," lauchte der Postillon dem vermeintlichen Courier zu, als die Pferde von Sporn und Peitsche getrieben in gestreckter Carriere davon flogen, „verrathet mich und Euch ja nicht durch ein unbesonnenes Wort, sonst gebe ich für unser Beide Leben nicht einen Sous."

Im gestreckten Rosseslauf erreichten Max und der Postillon die Stadt Orgon, eben so ging es durch sie hindurch, bis an die Stelle, wo der Galgen stehen sollte, und siehe, das entsetzliche Gerüst war wirklich aufgeführt, zwei aus Lumpen zusammengesetzte mit Blut übergossene Gestalten waren bereits daran aufgehangen, ein beträchtlicher Haufe des wuthentbrannten Pöbels von Orgon ergoß sich in den rohesten, gemeinsten Scherzen und Witzen über die glänzende That; die er an den Schandbildern schon vollbracht hatte, und über die gräßliche That, die er an dem größten Manne seiner Zeit noch zu vollbringen gedachte.

„Nimm diesen Napoleond'or," flüsterte Max dem Postillon zu, „und bringe mich so schnell und so unbemerkt als Du kannst zum Maire der Stadt."

Das Geldstück that Wunder, in wenig Augenblicken stürmte Max in das Haus des Stadt-Oberhaupts. „Herr," donnerte er dort dem entgegenkommenden Maire zu, „Herr, sind Sie wahnsinnig geworden, oder sind

Sie Ihrem eigenen Leben so feind, daß Sie Ihre Mitbürger nicht von der scheußlichen That auf jede Weise zurückzuhalten suchen, die unter Ihren Augen begangen werden soll, die die ganze Provence mit ewiger Schmach brandmarken, die Ihnen selbst den Kopf kosten und Ihre Mitbürger in unabsehbares Verderben stürzen muß. Sehen Sie denn nicht ein, daß die Verbündeten selbst einen solchen blutigen Frevel nie verzeihen und die Stadt Orgon der Erde gleich machen werden, um ihren Namen, ihr Gedächtniß in dem Andenken der Menschen vertilgen."

„Ach! der Allmächtige ist Zeuge," antwortete der rechtschaffene, aber allzuängstliche Maire, „alles was Sie mir sagen, Herr, habe ich dem wüthenden Volkshaufen schon vorgestellt, aber alle meine Ermahnungen, alle meine Bitten, meine Drohungen waren in den Wind gesprochen, und wenn der Kaiser nicht von einer hinlänglich zahlreichen Escorte begleitet wird, um mit Gewalt der Waffen das tobende Volk von seinem abscheulichen Vorhaben zurückzuhalten, dann — stehe ich nicht für das Leben des Unglücklichen."

„Wissen Sie keinen andern Ausweg, um Gotteswillen, sprechen Sie," rief Max mit gesteigerter Angst.

„Wohl gäbe es einen solchen," jammerte der Maire, „aber es ist leider zu spät, und wer will es wagen, ihn einzuschlagen. Drei Stunden von hier, in dem Städtchen Montalivert stehen zwei Escadrons östreichischer Dragoner. Eine von ihnen würde genug sein,

das wüthende Volk zur Ruhe zu bringen; aber wen soll ich hinschicken, sie zu Hülfe zu rufen. In Orgon ist nicht ein Mensch, der nicht den allgemeinen Haß gegen den Tyrannen theilt, und wollte ich selbst es versuchen, so würden mich meine eigenen Mitbürger, denen ich ohnedies verdächtig bin, in Stücke zerreißen."

„Ich will den Versuch wagen," jauchzte Max rasch und freudig auf. „Schaffen Sie mir nur das schnellste Pferd, das Sie auftreiben können, Maire, unter zwei bis drei Stunden kann der Kaiser hier noch nicht eintreffen, noch ist es möglich, ihn zu retten, ich will thun, was in meinen Kräften steht, alles Uebrige bleibt dem gütigen Himmel anheim gestellt."

„Nehmen sie mein eigenes Pferd," fiel der Maire ein, „reiten Sie es in Gottes Namen todt, mit Freuden bringe ich es zum Opfer, wenn ich dadurch von meiner Vaterstadt die unvertilgbare Schmach abwenden kann."

„Halten Sie den Kaiser, wenn er hier eintrifft, möglichst lange auf, ehe er seine Reise fortsetzt," stürmte Max dem Maire noch zu, als er sich in den Sattel schwang, „halten Sie eine lange Anrede an ihn, legen Sie der Umspannung der Pferde jedes erdenkliche Hinderniß in den Weg, thun Sie alles, um sein Leben nur so lange zu retten, bis ich zurückkomme."

Und mit der Schnelligkeit des Windes im Wettkampfe jagte Hohenthal auf der Straße nach Montalivert davon, bis er in den dicht aufwirbelnden Staubwolken den Blicken entschwand.

Zwei bange, qualvolle Stunden hatte der Maire in tödlicher Angst und Unruhe verlebt, denn auch sein eignes Leben stand auf dem Spiele, wenn das wüthende Volk die versuchte Rettung des Kaisers entdeckte, ehe sie geglückt war, da fuhr Napoleon ohne alle Escorte, blos von dem östreichischen, preußischen und russischen Commissarius begleitet, in Orgon ein, denn auch der englische Commissär hatte von Lyon aus einen andern Weg eingeschlagen, um auf den Wunsch Napoleon's eine englische Fregatte aus dem Hafen von Toulon und Marseille zu dessen Ueberfahrt nach Elba bereit zu halten. Der weltbekannte graue Ueberrock machte den Monarchen auf den ersten Blick kenntlich. Wohl versuchte der Maire, Hohenthal's Abschiedsworte eingedenk, durch eine Anrede an den Kaiser, durch Hindernisse, die er der Umspannung der Pferde entgegenzustellen suchte, die Weiterreise möglichst zu verzögern, aber der wilde Jubel, mit dem das Volk seine Freude über den sichern Besitz des Opfers seiner Wuth an den Tag legte, und den Napoleon wie seine Umgebung irriger Weise für die früher gewohnten Beifallszeichen aufnahm, ließ den Maire nicht zum Worte kommen, beseitigte jedes Hinderniß gegen die Umspannung. Die Pferde wurden vorgelegt, die Wagen fuhren fort, dicht umringt von tobenden Volkshaufen. Als aber Platz unter dem errichteten Galgen erreicht war, hielten mit einem Male die verrätherischen Postillons die Pferde an. Der entzügelte Pöbel stürzte sich auf den Wagen des Kaisers, riß ihn mit Gewall heraus und schleppte

ihn unter den Galgen, wo erst Gericht über ihn gehalten, und dann das schon gefällte blutige Urtheil vollstreckt werden sollte. Zwar warf sich der brave Feldmarschal-Lieutenant Koller dem wüthenden Volke mit Verachtung des eignen Lebens muthig entgegen, und wie er, thaten alle die übrigen Commissarien und ihre Adjutanten, aber Napoleon selbst rief sie zurück und sagte mit eben der Ruhe, mit eben der Würde, als er sonst die demüthigen Huldigungen seines Volks anzunehmen gewohnt war:

„Lassen Sie mich hören, was meine Provencalen zu klagen haben, ich will ihren Beschwerden Rede stehen."

Eine schon bejahrte Frau, vom Kopf bis zu den Füßen in die tiefste Trauer gekleidet, trat vor Napoleon hin und sprach:

„Gefühlloser, entsetzlicher Mensch, sieh hier Dein Werk. Ich war einst das glückliche Weib eines liebenden und geliebten Mannes, die stolze Mutter dreier hoffnungsvoller Söhne. Da riß das blutige Gesetz der Conscription den Mann von der Seite des hülflosen Weibes. Er fiel für seinen Kaiser in der Schlacht bei Wagram. Ich weinte in bitterm Schmerze, aber mir blieben noch drei Söhne, sie wurden meine Stütze, mein Trost. Zwei von ihnen trieb Deine wahnsinnige Kriegswuth in den schrecklichen nordischen Feldzug, sie erstarrten in Rußlands Schneewüsten. Mir blieb noch ein einziges Kind, der jüngste meiner Söhne, auf ihn hatte ich all' meine Liebe übergetragen, er ersetzte mir den Gatten, meine zwei entrissenen Söhne. Auch ihn spähten

die entmenschten Handlanger Deiner Conscription in meiner einsamen Hütte auf, ich weinte, ich flehte, ich kniete, ich bot all' meine ganze geringe Habe für seine Freigebung. Vergebens! mit Gewalt rissen die Unmenschen mein einziges, mein letztes Kind, meine Stütze, meinen Trost, meine Hoffnung für das Alter von meiner Seite, er mußte Dir folgen, als Du den Kampf gegen das verbündete Rußland und Preußen auf's Neue begannst, er ertrank nach der Völkerschlacht bei Leipzig in der Elster, als Dein entsetzlicher Befehl die Brücke gesprengt, den Söhnen Frankreichs den letzten Rettungsweg zur Rückkehr in ihr Vaterland abgeschnitten hatte! Sprich nun selbst Dein Urtheil, entmenschter Tyrann, ist der namenlose Haß, den ich gegen Dich fühle, nicht gerecht?"

„Ich beklage Dich von Grund meines Herzens, arme, unglückliche Frau," antwortete Napoleon, als das trauernde Weib schwieg, „wärst Du mit Deinen Klagen zu mir selbst gekommen, hätte ich je Deine Bitten gehört, Deine Thränen gesehen, bei meiner Ehre, Dein Gatte, Deine drei Söhne würden Dir geblieben sein! aber glaube mir auch, sorgfältig hat man stets jedes unerfreuliche Bild der Conscription meinen Blicken verborgen, stets hat man mich zu überreden gesucht, daß sich die Söhne Frankreichs freiwillig mit unbezwinglicher Kampflust unter meine Fahnen drängten, und wenn ich selbst die unglücklichen Opfer der Conscription sah, sie mit der Besorgniß eines Vaters über ihr Loos fragte,

da antwortete mir nur ihm lauter Jubelruf, in ihr verhallte unvernommen die leise Klage des Einzelnen. Mußte ich da nicht selbst glauben, daß das, was meine Diener mir sagten, wahr sei, wie konnte ich nach dem, was meine eignen Augen sahen, diese Schrecknisse der Conscription ahnen? Könnte Dir mein Leben Deinen Gatten, Deine Söhne wiedergeben, ich selbst würde es Dir darbieten, aber tödtest Du mich jetzt, um Deinen Haß, deine Rache gegen mich zu sättigen, so fügst Du dem Gefühle Deines Schmerzes nur noch die Qual der Reue hinzu, jetzt bist Du unglücklich, dann wirst Du elend, thue nun, was Dein Herz Dir sagt!"

Unentschlossen, von den mächtigsten sich ganz entgegengesetzten Gefühlen, der Befriedigung ihres Hasses und der sanften Neigung zur Vergebung in ihrem Innern gleich stark bestürmt, stand die Frau vor dem Kaiser. Keine Thräne hatte bisher ihre Augen befeuchtet, nur stürmisch wogte die Brust auf und ab, in lautloser Stille harrte der Volkshaufe ihres Ausspruchs, ihres Rufs zur Rache. Da lös'te sich die Eisdecke, mit der der Haß ihr Herz umzogen hatte, ihren Augen entströmte wohlthätig ein reichen Thränenquell, sie erhob ihre Blicke zu dem sonst so gehaßten und jetzt selbst so tief gebeugten Monarchen und sagte:

„Herr, mein Unglück habt Ihr nicht von mir nehmen können, aber Eure Worte haben den peinigenden Durst nach Rache gestillt, der bis heute den Schlaf von meinem Lager, den innern Frieden aus meiner Brust

verscheuchte, ich vergebe Euch, was Ihr mir gethan habt, wie mein Vater im Himmel mir vergeben möge."

Und mit erleichterter Brust, mit versöhntem Herzen verlor sich das trauernde Weib unter der Volksmenge.

Aber ein wild aussehender, von allen Furien gejagter junger Mann stürzte statt ihrer hervor, riß die ärmlichen Kleider, die seinen Körper deckten ab, zeigte dem Kaiser den zerfleischten, von blutigen Streifen, von tiefen Narben zerrissenen Rücken, ein schwarzblaues, groß hervortretendes Brandmal auf dem Oberarm, und schnaubte mit donnernden Worten:

„Kennst Du diese Denkmäler, unmenschlicher Tyrann, es sind die Insignien eines Galeeren-Sclaven. Auch mich traf das Loos der Conscription, aber ich war der einzige Sohn, die einzige Stütze meines alten, hülflosen Vaters, ich entfloh heimlich dem heimathlichen Heerde und verbarg mich den Blicken Deiner Häscher in Schluchten der Gebirge. Ach hätte ich damals gewußt, welches Loos meine Flucht meinem unglücklichen Vater bereitete, lieber würde ich meinen Kopf dem Henkerbeile dargeboten haben. Der unschuldige Greis, der den Winkel, der mich barg, selbst nicht wußte, sollte mich ausliefern, den Ort meines Verstecks anzeigen. Vergebens betheuerte er die Wahrheit, man verlachte seine Schwüre, man spottete seiner Verzweiflung. Deine entmenschten Schergen beraubten ihn all' seiner dürftigen Habe, stießen den zitternden Alten aus der armseligen Hütte, stürzten ihn gefühllos in den tiefsten Abgrund menschlichen Elends.

So fand ich den unglücklichen Greis zu spät bei der Rückkehr aus dem Gebirge. Er hungerte, er durstete, er hatte keinen Lumpen, der seine Blöße bedeckte, und ich, sein Sohn, der diesen namenlosen Jammer über den innigst geliebten Vater verhängt, ich hatte keinen Bissen Brod, keinen labenden Trunk, keinen armseligen Kittel zur Bekleidung. Was blieb uns beiden zu thun übrig, um den nagenden Hunger zu stillen, wir suchten, und fanden ein erbärmliches Mittel, dem Hungertode zu entgehen, ein Mittel, schrecklicher, als der Tod selbst, wir betrieben das unselige Handwerk des Schmugglers. Aber schon bei der zweiten Landung an den Küsten des Landes, das uns geächtet hatte, ergriffen uns Deine Duanen, sie führten uns vor das unerbittliche Gericht Deiner Assisen, wir wurden schuldig befunden, und bereueten, was wir gethan, zu spät auf den Galeeren von Toulon. Meinen guten Vater schützte wohlthätig ein baldiger Tod vor der Barbarei entmenschter Henkersknechte, ich aber benetzte Jahre lang die schweren eisernen Ketten des Galeeren-Sclaven mit meinen Thränen, mit meinem Blute. Erst Dein Sturz, Tyrann, befreiete mich aus jener Hölle, für die die Sprache keinen Namen hat, ich kehrte hierher zurück, nur Ein Gefühl beseelte noch meine Brust, Durst nach Rache. Jetzt ist dieser längstersehnte Augenblick gekommen, sprich, entsetzlicher Despot, hast du auch noch ein Wort, das namenlose Elend, das ich erdulden mußte, zu beschönigen?!"

„Du hast nur den Lohn Deiner Thaten empfangen," entgegnete Napoleon mit dem Ernste, mit der Würde eines Richters, „Du hast nur die Strafe erlitten, die Du verwirkt hast. Du kanntest den strengen Buchstaben des Gesetzes, und hast es dennoch übertreten. Nicht ich habe Dein Urtheil gesprochen, die Assisen, unpartheiische Richter aus Deinem eignen Volke, Männer Deinesgleichen, haben Dich schuldig gefunden, ich hätte nichts thun können, als Dich begnadigen. Aber wärest Du auch meiner Gnade empfohlen worden, ich würde es nicht gethan haben, Begnadigung des schuldigen Verbrechers ist eine Ungerechtigkeit gegen den ruhigen Bürger, gegen die Gesetze des Staats, ist das Mittel, den rechtlichen Mann zum Verbrechen zu verleiten. Die Strafe, die Du erlitten hast, war hart, sehr hart, das will ich Dir zugestehen, aber Du selbst hast kein Wort, Deine That zu beschönigen, traust Du mir zu, daß ich Recht für Unrecht erklären würde, nur um mein Leben zu retten? Du weißt, ich bin in Deine Gewalt gegeben, wohlan, sättige Deinen Durst nach Rache, und beschließe Dein verlornes Leben — durch Henkershand!" „Du hast wahr gesprochen, Tyrann, ich habe ein verlornes Leben gelebt, wohlan, es sei dem Henkertode verfallen, wenn ich meinen Durst nach Rache befriediget habe," rief der unglückliche junge Mann aus, und stürzte, seiner selbst nicht mehr mächtig, auf den Kaiser los. Festen, unverwandten Blicks sah der Kaiser dem Wuthentbrannten in das zornsprühende Auge.

Und den starren, strafenden Blick des Kaisers vermochte der unglückliche Mann nicht zu ertragen, er stand, versank einen Augenblick in Nachsinnen, sprach dann mit hohler, tonloser Stimme: „Vergeben kann ich Dir nicht, aber sterbend hat mein Vater für Dich gebetet, Dein Blut komme nicht über mich", und stürzte verzweifelnd unter die Volksmenge.

Die ruhige Würde und Hoheit des Kaisers hatte wohl den Nachedurst der kinderlosen Wittwe, des vaterlosen Sohnes zu beschwichtigen vermocht, aber den unnatürlichen Haß des blutgierigen Volkshaufens vermochte nichts zu besänftigen. Zweimal schon war ihm das gewiß geglaubte Opfer entgangen, ein dritter Ankläger wagte nicht hervorzutreten, das beschönigende Verdammungsurtheil konnte nicht gefällt werden, aber dennoch sollte das längst Beschlossene vollzogen werden. Aus dem dichtesten Gewühl der entzügelten Menge erhoben sich wilde verworrene Stimmen: „Haltet die Commissarien zurück! bindet den Tyrannen! an den Galgen mit den Despoten!" und Steinwürfe flogen von mehreren Seiten nach dem Kaiser, immer enger schloß sich der undurchdringliche Kreis, den das Volk rings umher gebildet hatte, die Hinteren drängten die Vorderen gewaltsam vorwärts, einzelne wuthschnaubende Verworfene machten sich Bahn nach dem Monarchen, andere drängten sich zwischen ihn und die Commissarien, diese zogen ihre Degen, spannten ihre Pistolen, um, ihrer Pflicht getreu, ihren Schutzbefohlenen bis zum letzten Augenblicke zu verthei-

digen, oder rühmlich mit ihm zu sterben, der Augenblick des Ausbruchs der Volkswuth war gekommen.

Da sprengte Max auf schaumbedecktem Pferde wild in den tobenden Volkshaufen, in hageldichten Hieben fuhr sein Schwerdt auf die Menge nieder, erschrocken wichen die Hintersten, oder fielen, von der Gewalt des Pferdes niedergeworfen. Doch auch sein übermäßig angestrengtes Pferd stürzte mitten im dichtesten Gedränge todt unter ihm zusammen, ihm blieb jetzt nur noch sein treues Schwerdt zur Vertheidigung gegen die wuthschnaubende Volksmasse, die jetzt sich von ihrem ersten Schrekken zu erholen anfing, und sich bald überzeugte, daß ein einzelner es wagte, der Gesammtheit einer ganzen Stadt feindlich gegenüber zu treten, und die Wuth der Gesammtheit richtete sich gegen den tollkühnen Einzelnen. Noch wehrte sich Max tapfer und unerschrocken, und sein im Kreise geschwungenes Schwerdt hielt die feige Menge in ehrerbietiger Entfernung. Aber auch seine Kraft fing an, der übermäßigen Anstrengung zu erliegen, die unverhältnißmäßige Mehrzahl drohete ihn zu erdrücken, unter ihre Füße niederzutreten. Da schmetterten Trompeten auf der Straße von Montalivert her und in dicht geschlossenen Reihen, in gestreckter Carriere sprengten zwei Escadrons österreichischer Dragoner auf die tobenden Volkshaufen zu. Bei dem unerwarteten furchtbaren Anblick floh die feige Menge auseinander, so schnell nur jeder laufen konnte. Max stürzte auf den den Kaiser zu, warf seinen Adjutanten-Mantel um dessen

Schultern, setzte ihm die Officiermütze auf, hob ihn in den Wagen, schwang sich selbst auf den Kutschbock, und drohte mit gespanntem Pistol dem verrätherischen Postillon unvermeidlichen Tod, wenn er nicht augenblicklich so schnell, als die Pferde laufen könnten, nach der nächsten Station St. Canut fahre.

Dies Alles war das Werk einer einzigen Minute, und ehe noch der Kaiser sich besinnen konnte, was mit ihm vorgegangen war, rollten schon die Wagen im raschen Laufe auf der Straße nach St. Canut davon.

VIII.

Das Sädtchen Canut wurde ohne weitere Anfechtung erreicht. Auch das Volk war dort ruhig. Mar sprang, als der Zug vor dem unansehnlichen Gasthofe, der zum Nachtlager Napoleon's dienen sollte, hielt, von dem Kutschbocke des kaiserlichen Wagens herab, schlich unbemerkt in den Gasthof, und ließ sich dort ein abgelegenes Stübchen anweisen, um in einem langen erquickenden Schlaf Erholung von den heutigen Strapazen zu finden. Sein Wunsch und Vorhaben sollte jedoch für jetzt noch nicht in Erfüllung gehen. Kaum war er in das Stübchen eingetreten, und hatte die bestaubten Reisekleider abgelegt, als sich ein gewichtiger Schritt vor der Thür des Stübchens wahrnehmen ließ, und einige

Augenblicke darauf der Onkel Feldmarschall-Lieutenant eintrat.

„Braver Junge," sprach er mit einer herzlichen Umarmung zu Max, „ich komme, Dir in meinem und der übrigen Herren Namen für das zu danken, was Du heute gethan hast. Du weißt, ich habe Dir den Text darüber lesen müssen, daß Du in der Conferenz bei Napoleon auf dem Schlosse Fontainebleau so unbesonnen Dich zum Richter aufgeworfen hattest, drum ist es nicht mehr als billig, daß ich Dir Gerechtigkeit wiederfahren lasse, wo Du Lob verdient hast. Und das hast Du heute durch Deine Geistesgegenwart, durch Deine kluge Besonnenheit, durch Deine brave That. Die Conferenz in Fontainebleau ist vergessen, was Du in dem vermaledeiten Orgon thatest, hebt das, was Du in Fontainebleau verschuldetest, reichlich auf; wir beide sind wieder die Alten. Ich will Dir es nur gestehen, mir war bei dem fatalen Handel gar nicht wohl zu Muthe; denn wenn ich auch in der mörderischen Schlacht meinen Mann gewiß so gut, wie jeder Andere stehe, und bei dem tollen Spuk in Orgon fest entschlossen war, lieber mein Leben aufzuopfern, als unsern gemeinschaftlichen hohen Schützling Preis zu geben, so hatt ich doch gar keine Lust, mich unter die Füße eines wüthenden Pöbelhaufens treten zu lassen, ja wol gar das schreckliche Loos des unglücklichen de Witt zu theilen. Ich sage Dir das frei heraus, damit Du hörst, wie sehr Dir Dein alter Oheim selbst für seine Person verpflichtet ist."

Max wollte jedoch das, was er heute gethan, eben so wenig als etwas Preiswürdiges erkennen, als in seinem Benehmen zu Fontaineblau etwas so höchst Ahndungswürdiges finden, und lehnte noch den Dank des biedern Feldmarschalls bescheiden ab, als ihn ein eintretender Kammerdiener zu seiner Majestät, dem Kaiser beschied, der ihn zu sprechen wünsche. Trotz seiner Ermüdung beeilte sich Max, dem hohen Befehle Folge zu leisten, und stand bald darauf vor Napoleon.

„Junger Mann," redete ihn dieser an, „Sie haben sich meinem Danke entzogen, und wollen dadurch meine Verpflichtung gegen Sie noch vergrößern. Daß Sie mein Leben vor der Wuth eines entzügelten Volkshaufens geschützt haben, erkenne ich mit Danke, aber tiefer noch hat es mich ergriffen, daß Sie das Ihrige Preis stellten, um einen Mann zu beschützen, den Sie sonst als ihren Todfeind zu hassen gewohnt waren. Nicht um Ihnen zu lohnen, nein! nur um Ihnen zu beweisen, daß mich diese Veränderung Ihrer Gesinnungen wohlthuend erfreut, frage ich Sie jetzt: Haben Sie irgend einen Wunsch, den ich zu erfüllen im Stande bin, so nennen Sie mir ihn!"

„Sire," entgegnete Max bescheiden, „was könnte ich wünschen? Ich brauche wenig, denn ich bin bald zufriedengestellt, und das Wenige, was ich brauche, verschafft mir meine Hauptmannsgage. Fehlt es ja einmal, so thut der freigebige Onkel seine milde Hand auf, und gibt mir mehr, als ich zu hoffen wagte. Wollen jedoch

Ew. Majestät, daß ich durchaus einen Wunsch aussprechen soll, so ist es der: „Tragen Sie die österreichische Uniform, in der ich Sie heute dem tollgewordenen Volke in Orgon entführte, so lange fort, bis Sie völlig in Sicherheit sind, und überlassen Sie mir dafür den grauen Ueberrock, der Sie so kenntlich macht, weil Europa gewohnt ist, sich vor ihm zu demüthigen.“

„Wahrlich, das ist mir neu!“ rief staunend der Kaiser aus. „Zum ersten Male in meinem Leben finde ich den Glücklichen, den ich selbst auf dem Gipfel meiner Universalmonarchie hätte beneiden müssen. Ja für einen solchen Glücklichen bin ich jetzt und war ich jederzeit zu arm, ihm eine Bitte zu gewähren, ich selbst muß als Bittender vor ihn treten. Gut, ich verspreche es Ihnen, junger Mann, ich will den großmüthigen Kleidertausch eingehen, aber nun gewähren auch Sie mir eine Bitte: Setzen Sie den Ueberrest der Reise in meinem Wagen mit mir fort, es würde mir sehr angenehm sein, Sie näher kennen zu lernen, als es jetzt noch der Fall ist. Sagen Sie mir, wie ist Ihr Name?“

„Hohenthal,“ antwortete der Gefragte.

„Au-én-tall, Au-én-tall,“ wiederholte Napoleon mehrmals hintereinander, bemühte sich aber vergeblich, seine Aussprache dem wirklichen Klange des Namens ähnlich zu machen, und mußte zuletzt so herzlich über seine Ungeschicklichkeit lachen, daß selbst Max nicht umhin konnte, mit einzustimmen.

„Au-én-tall," versuchte der Kaiser auf's Neue, aber eben so vergeblich, als vorhin. „Nein! dieses schreckliche deutsche Wort kann kein französischer Mund nachsprechen. Führen Sie nicht noch einen andern Namen?"

„Mein Vorname ist Max," beantwortete der unaussprechliche Au-én-tall die Frage.

„Ach! Max! das lautet ganz anders," sagte Napoleon, „der Name ist berühmt und gefeiert in der Geschichte, den kann ich wohl sprechen. Ich werde Dich Max nennen und Du, und nun sprich: Nicht wahr, Du bewilligst meine Bitte von vorhin, oder willst Du mich nöthigen, den Onkel Koller zu Hülfe zu rufen? ich weiß es aus seinem Munde, wie er gewohnt ist, seinen Wünschen Gehör zu verschaffen."

„Ich weiß die Huld Ew. Majestät zu würdigen," wendete Max bescheiden ein, „aber gerade weil ich sie nicht gern wieder selbst verscherzen möchte, stehe ich an, in etwas einzuwilligen, was Ew. Majestät mit dem schmeichelhaften Namen einer Bitte zu bezeichnen geruhen und was ich nicht anders als eine hohe, unverdiente Vergünstigung ansehen kann. Jetzt beurtheilen mich Ew. Majestät nach dem günstigen Eindruck, den ich für mich zu erwecken so glücklich war, aber vor den Blicken des Kenners wird der Nimbus nur zu schnell schwinden und der schlichte, alltägliche Mensch muß beschämt zurücktreten."

„Fürchte das nicht, Max," widerlegte Napoleon die geäußerte Besorgniß. „Nicht Deine heutige That allein

bestimmt mein Urtheil über Dich, schon in dem Schlosse von Fontainebleau habe ich Dich auf die Probe gestellt, und bewährt gefunden. Labedoyere machte mich damals zuerst auf Dich aufmerksam. Glaube mir, Max," fuhr der Kaiser zutraulich fort, „ich habe Gelegenheit gehabt, die Menschen kennen zu lernen, und leider habe ich sie meistens verachten müssen, weil ihre Gesinnungen, wie ihr Thun und Handeln nur dieses Gefühl bei mir hervorrufen konnte, aber ich weiß auch den Schein von der Wahrheit zu unterscheiden und den innern werthvollen Gehalt zu erkennen, wenn auch Bescheidenheit den leeren äußeren Prunk fliehet. Ich erfreue mich gern des lieblichen Dufts des unbemerkt blühenden Veilchens, wo ich an der prahlenden Klatschrose kalt vorüber gehe."

Als am Morgen des folgenden Tages die Wagen das Städtchen St. Canut verließen, saß Max nicht wieder auf dem Kutschbocke, sondern im kaiserlichen Wagen selbst, dem Manne gegenüber, an den ihn die Laune des Schicksals immer fester und fester binden zu wollen schien.

Auch im Wagen setzte Napoleon die schon in Fontainebleau begonnene Prüfung Hohenthal's fort. Er sprach oft und viel über sein Lieblingsthema, die Kriegskunst, Fortification und was in jenes schreckliche Gebiet einschlug, aber Max gestand unverholen, daß er vom ganzen Kriegswesen durchaus nichts weiter verstehe, als gegen den bewaffneten Feind tapfer zu kämpfen, des entwaffneten aber zu schonen, daß er die ganze Befestigungskunst nur als

ein nothwendiges Uebel betrachte, um dem noch schrecklichern Uebel des Kriegs ein nur wenig besseres Bollwerk entgegen zu setzen. Der Kaiser ging auf die Mathematik über, und hier zeigte Max, daß er in ihr wohl unterrichtet sei, aber er barg auch nicht, daß er ihre abstrakten Lehren wohl für das sicherste Mittel halte, den Verstand zu schärfen, nicht aber Stoff zu einer ansprechenden Unterhaltung abzugeben! Aber wenn Napoleon sich über Geschichte oder Länderkunde verbreitete, dann war Max in seinem Elemente, dann sah man, daß er nicht blos in die Form, sondern in den Geist dieser Studien tief eingedrungen war, dann wurde die Unterhaltung ansprechend, geistreich, belehrend, dann sprach der Kaiser seine überraschenden Ideen bald in französischer, bald in italienischer Sprache aus, und Max antwortete geläufig in eben der Sprache, deren sich Napoleon bediente.

So hatte sich eines Tags beim Verlauf der Reise zwischen dem Kaiser und Hohenthal eine Unterhaltung entsponnen, in welcher der Erstere eine anerkannt unrichtige Behauptung aussprach und vertheidigte. Max widerlegte anfänglich mit Bescheidenheit, als aber Napoleon hartnäckig, fast heftig auf seinem Irrthum beharrte, versetzte Max ruhig: „Ew. Majestät haben gewiß Unrecht!“ und schwieg.

„Unrecht?“ fuhr der Kaiser bei diesen Worten, anscheinend höchst unwillig auf, „meinst Du, und wenn

es auch wäre, wagst Du mir dies so dreist ins Gesicht zu behaupten?"

„Warum nicht?" antwortete Max ruhig, „warum soll ich es nicht wagen, Ew. Majestät das zu sagen, was mir so leicht werden würde, zu beweisen, wenn Sie nur gestatten wollten, den Beweis dafür zu führen."

„Ew. Majestät haben Unrecht," wiederholte Napoleon, „ja! ja! es sind dieselben Worte, ganz so lautete damals die Antwort. Max," fuhr der Kaiser fort, „Du hast meinen frühern Wunsch erfüllt und ich habe dabei gewonnen, jetzt erfülle mir noch eine größere Bitte, bleibe bei mir auf Elba, sei mir ein treuer, theilnehmender Gefährte aller Freuden, aller Leiden, die mich dort erwarten. Versprich mir, meine Bitte zu erfüllen."

Höchst erstaunt über die unerwartete Wendung des Gesprächs sah Max zu dem Monarchen auf, Napoleon bemerkte Hohenthal's Ueberraschung und fuhr fort:

„Du findest keinen natürlichen Zusammenhang zwischen meiner Bitte und Deiner Aeußerung, ich will Dir Aufschluß geben. Im Gespräch mit dem rechtschaffenen Koller sagte dieser mehrmals unverholen zu mir: Ew. Majestät haben Unrecht! Lange hatte ich dabei geschwiegen, endlich aber wurde ich unwillig und erwiederte: „Sie sagen mir immer, daß ich Unrecht habe, und wiederholen oft genug: Ew. Majestät haben Unrecht, sprechen Sie denn auch so zu Ihrem Kaiser? und Dein Onkel versicherte mir, daß sein Kaiser es ihm im Ge-

gentheil sehr übel nehmen würde, wenn ihm seine Diener ihre Meinung nicht jederzeit sagten. Da wurde ich schnell besänftigt und konnte die Bemerkung nicht unterdrücken: „In diesem Falle wird Ihr Herr besser bedient, als es bei mir je geschehen ist," aber gleichzeitig wurde auch in mir der Wunsch recht lebendig, wenigstens Einen Mann stets um mich zu haben, der wahr und ehrlich genug sein möge, nur dreist zu widersprechen, wo ich Unrecht habe, mich offen zu tadeln, wo ich es verdiene. Deinen biedern Oheim binden seine Verhältnisse, er kann meinen Wunsch nicht erfüllen, aber anders ist es mit Dir, Max. Auch Du hast mir jetzt unverstellt ins Gesicht gesagt: „Ew. Majestät haben Unrecht!" wo ich gegen eigene Ueberzeugung etwas Unrichtiges hartnäckig behauptete, nur um Dich zu prüfen. Erkennst Du nun den Zusammenhang zwischen Deiner Aeußerung und meiner Bitte? Wirst Du sie mir abschlagen?"

„Sire," antwortete Max, „ich habe wahrlich mir noch nie auch nur die Möglichkeit gedacht, daß Ew. Majestät je einen solchen Wunsch gegen mich äußern könnten, und ich bin deshalb nicht darauf vorbereitet, ihn auf der Stelle zu beantworten. Wahr ist es wohl, mich bindet nichts an die Heimath, kein liebender Vater, keine zärtliche Mutter, kein Bruder, keine Schwester, kein Herz, das mir wohl will, hofft daheim im Vaterlande auf die Rückkehr des Einsamstehenden. Von dieser Seite betrachtet, könnte ich unbedenklich ja sagen, und ich möchte es wohl selbst, aber was könnte ich Ew. Maje-

stät auf Elba nützen, ich würde dort als ein unnützer, überflüssiger Diener unverdientes Brod essen, während ich mir daheim in meinem Vaterlande vielleicht nur einen dürftigen, aber durch nützliche Arbeit redlich erworbenen Unterhalt verschaffen kann."

„Besorge das nicht, Max," unterbrach ihn der Kaiser, „Du sollst ein schweres Amt, das schwerste das ich kenne, übernehmen. Du sollst mein Geheim-Secretair sein, nicht um meine Befehle niederzuschreiben, nein! um die Ideen auszuführen, die wir gemeinschaftlich für das Wohl meiner neuen Unterthanen fassen wollen, um mir berathend, belehrend, helfend, ja auch wohl tadelnd zur Seite zu stehen, wo das eine oder andere Noth thut. Freilich wird unser neuer Wirkungskreis nur klein sein, aber denke an das Sinnbild, das man in Deinem Vaterlande dem Veilchen unterlegt. Ich habe die Schilderung nicht vergessen, die mich im Parke von Fontainebleau für die bescheidene Blume gewonnen hat. Max, Du mußt bei mir bleiben, Du mußt den Bau vollenden, zu dem Deine Worte den Grundstein legten."

Max hatte zwar beim Schlusse dieses Gesprächs seine Einwilligung nicht bestimmt ausgesprochen, gleichwohl aber begrüßte ihn noch an demselben Tage das Gefolge Napoleon's als kaiserlichen Geheim-Sekretair und selbst der Oheim Feldmarschall-Lieutenant stattete seinen herzlichen, aufrichtigen Glückwunsch zu dem neuen Wirkungskreise des geliebten Neffen ab.

IX.

Bei der Fortsetzung der Reise über Aix und Maximin trug Napoleon, dem Versprechen getreu, das er auf Hohenthal's Bitte abgegeben hatte, die Uniform eines österreichischen Generals, die er zu diesem Behufe von dem Baron Koller geliehen hatte, da die zierliche Taille in der Uniform Hohenthal's dem weit beleibteren Monarchen deren Gebrauch nicht gestattete. Die Maßregel selbst bewährte sich als sehr heilsam und gut, denn die Volksstimmung in Aix und Maximin war fast nicht minder ungünstig gegen Napoleon, als in Orgon und den meisten Orten der Südspitze der Provence, und wahrscheinlich würden sich dort ähnliche Vorfälle ereignet haben, wenn das aufgeregte Volk den Kaiser in seiner Kleidung zu erkennen vermogt hätte.

Es war in der Mittagsstunde des 26. April 1814, als die Wagen in einem bei der Stadt Luc liegenden einladenden Landhause anhielten. Das Landhaus gehörte zwar einem Privatmann, aber es diente jetzt der Prinzessin Pauline Borghese, der zweiten Schwester Napoleon's zum Aufenthalte, die dort ihren kaiserlichen Bruder erwartete. Geschäftige Diener eilten bei der Ankunft des hohen Reisenden herbei, um die Ankommenden zu empfangen, aber vergebens suchten ihre Blicke unter den Letzteren den erhabenen Bruder ihrer Gebieterin, denn sie erkannten ihn nicht in der österreichischen Generals-Uniform. Bestürzt eilten mehrere von ihnen zurück, der

Prinzessin die befremdende Wahrnehmung zu verkünden. Beim Eintritte in einen zur Erde gelegenen Saal des Landhauses empfingen drei Gesellschaftsdamen der Fürstin die Ankommenden, aber auch sie vermißten mit Schrecken den erwarteten Monarchen unter ihnen. Max war der letzte der Eintretenden, an ihn wendete sich eine der erschrockenen Damen und bat um Aufklärung des beängstigenden Räthsels. Eben wollte Max die Fragende ihrer Besorgniß entheben, da stürzte die Prinzessin Borghese selbst in den Saal. „Ist es wahr, was meine Diener mir verkünden?" rief sie mit sichtbarer Angst. „Gott, was soll ich bei dieser Schreckensnachricht denken, was werde ich hören müssen? Um Gotteswillen sprechen Sie, meine Herren, warum ist der Kaiser nicht mit Ihnen gekommen? Ach ich ahne, was Sie mir verhehlen wollen, mein Bruder ist todt."

Ein lautes Lachen aus dem Vordergrunde des Saals beantwortete die Angst der Prinzessin, und Napoleon, in der geliehenen Uniform eines österreichischen Generals, mit dem Theresien-Orden auf der Brust, trat vor die fürstliche Schwester.

„Sehen Sie, Pauline," sprach er noch immer lachend, „was das Schicksal aus mir gemacht hat. Nicht wahr, in der österreichischen Uniform hätten Sie den Kaiser von Frankreich nimmermehr erkannt. Und doch mußte ich diese Verkleidung wählen, um den etwas abstoßenden Ehrenbezeugungen meiner getreuen Provencalen mich zu entziehen."

„Wäre es möglich," klagte die Prinzessin, „daß das entartete Volk die Ehrfurcht vergessen konnte, die ihrem frühern Herrscher, die dem Unglücke in jedem Verhältnisse gebührt. Erzählen Sie, mein Bruder, was haben Sie Unnatürliches erdulden müssen?"

„Warum die Freude des ersten Wiedersehens verbittern?" entgegnete Napoleon, die Bitte ablehnend. „Erlauben Sie mir, Sie auf Ihr Zimmer zu begleiten, Pauline, dort sollen Sie späterhin mehr noch erfahren, als Sie werden hören, oder glauben wollen."

Mit diesen Worten bot der Kaiser seiner Schwester den Arm, und verließ mit ihr den Saal, während auch die übrige Begleitung Napoleon's sich in die den Einzelnen angewiesenen Zimmer verfügte.

Es war in der Abendstunden jenes Tags, als Max in seiner glänzendsten Adjutanten-Uniform vor dem hohen Spiegel seines Zimmers stand, um den Anzug noch einmal genauer zu mustern und zu ordnen. Da trat der Oheim Koller bei ihm ein.

„Die Mühe hättest Du Dir ersparen können, armer Max," begann der Feldmarschall-Lieutenant, „wenn Du gewußt hättest, was auch ich freilich jetzt erst aus dem Munde des Großmarschalls Bertrand erfahren habe. Die auf die jetzige Stunde festgesetzte Vorstellung bei der Prinzessin Borghese kann nicht stattfinden, bei der Erzählung des Kaisers von den fatalen Bewillkommnungen in der Provence ist sie ohnmächtig geworden und befindet sich jetzt sehr leidend. Mir war die Nach-

richt von der unterbliebenen Vorstellung bei der Fürstin bisher nicht unangenehm, denn auf die Weise kann auch ich in meiner Bequemlichkeit bleiben, und die hat, wie Du weißt, ihren recht soliden Werth für mich; aber wenn ich Dich so recht betrachte, Max, wie Du jetzt in vollendeter Männerschönheit vor mir stehst, da fange ich doch an, zu bedauern, daß Dich die Prinzessin nunmehr nicht zu sehen bekommen soll.

„Sie schlagen ja einen ganz neuen, originellen Weg ein, bester Oheim, über mich spotten zu können," fiel Max lachend ein, mußte sich aber doch bei einem unwillkührlichen flüchtigen Blick in den Spiegel nicht ungern selbst gestehen, daß der vermeintliche Spott des Oheims wenigstens nicht eben ganz gerecht sein würde. „Ich bedauere die zärtlich besorgte Fürstin von Herzen. Wohl ihr, daß sie das nicht hat ansehen müssen, was wir erlebt haben."

„Eben darum," unterbrach ihn der Feldmarschall, „eben darum, nach dem, was sie von Dir gehört hat, mußt Du bereits Interesse für Dich bei ihr erweckt haben, wie würde es vollends sein, wenn sie sähe, daß Du eben so hübsch, als brav bist. Indessen, wenn ich es recht überlege, ist es so, wie es gekommen ist, wohl noch besser. Die Prinzessin Borghese versteht sich auf Männerschönheit, und ist selbst eine Frau, die auch jetzt noch jedem Mann von Geschmack eine recht wohlgefällige Beachtung einflößen muß. Nicht immer aber schützt der

fürstliche Hermelin vor thörichten Streichen. Hast Du mich verstanden, Neffe?"

Jetzt hielt doch der Neffe die verfänglichen Aeußerungen des Oheims für wirklichen bitteren Spott, und böse darüber, entgegnete er mit gerötheten Wangen:

„Es scheint, Sie haben es sich heute zum Zweck gesetzt, mich schamroth zu machen, Herr Oheim, Ihre Absicht ist Ihnen gelungen, aber zur Strafe dafür sollen Sie nun auch mit ansehen müssen, wie ich die glänzende Adjutanten-Uniform des Herrn Feldmarschall-Lieutenant, Baron v. Koller, ganz gleichgültig gegen meinen einfachen Ueberrock vertausche; denn doch nur dieser, nicht aber mir selbst, gelten ja Ihre übertriebenen und deshalb unwahren Schmeicheleien. Artiger wäre es freilich von dem Herrn Großmarschall gewesen, wenn er mich durch eine Benachrichtigung von dem Unterbleiben der Vorstellung bei der Prinzessin der Mühe überhoben hätte, den gefeierten Rock anzulegen, und mich dadurch Ihren Spottreden preiszustellen."

Den angekündigten Umtausch der Kleidungsstücke verhinderte jedoch der Eintritt des Großmarschalls, Grafen Bertrand.

„Die Anwesenheit des Herrn Feldmarschall-Lieutenant Excellenz," begann der Eingetretene nach den gewöhnlichen Begrüßungen, „legt mir die Verpflichtung auf, gleich bei meinem Eintritte eine Entschuldigung für mich selbst vorauszuschicken. Ich darf wohl voraussetzen, daß Sie, Herr Hauptmann, bereits aus dem Munde Sr. Excel-

lenz davon unterrichtet sind, daß und warum die früher angekündigte Vorstellung der Herren Commissarien bei der Prinzessin Borghese unterbleiben muß. Es wäre mithin meine Obliegenheit gewesen, auch Sie, Herr Hauptmann, davon in Kenntniß zu setzen, hätte nicht die Fürstin, in Betreff Ihrer, eine ausdrückliche Ausnahme befohlen. So leidend sie auch jetzt noch ist, so wünscht sie doch, Sie persönlich kennen zu lernen. Ich bin beauftragt, Sie vorzustellen, und ersuche Sie deshalb, mich sogleich zur Fürstin zu begleiten."

Max griff rasch nach dem abgelegten Federhute, um den Wunsch der interessanten Prinzessin unverzüglich zu erfüllen, der Oheim hob sich schwerfällig vom Sopha, auf dem er Platz genommen, flüsterte dem Neffen nur noch die Worte zu: „Vergiß meine wohlgemeinte Warnung nicht, Max!" und ging, um in seinem Zimmer die soliden Annehmlichkeiten der Bequemlichkeit im vollsten Umfange zu genießen.

Während dessen trat Max in das Zimmer der Prinzessin ein. Sie ruhte, sichtbar noch angegriffen, halb sitzend halb liegend auf dem Divan, im reizenden, fast üppigen Negligee. Ungeachtet sie bereits das 30. Lebensjahr zurückgelegt haben mochte, war sie noch immer eine hinreißend schöne Frau, und die zurückgebliebene zarte Bläße ihrer Wangen, die noch wahrnehmbaren Zeichen der überstandenen Ohnmacht, das Leidende, das sich über ihr ganzes Wesen ausgegossen hatte, machte sie gerade in dem jetzigen Augenblicke doppelt anziehend.

„Der Zustand, in welchem Sie mich finden, Herr Hauptmann," redete sie diesen sogleich an, „wird Ihnen besser, als ich es vermöchte, sagen, wie lebendig mein Wunsch sein mußte, Sie persönlich kennen zu lernen. Die kalte Erzählung der Schrecknisse, die mein Bruder erleben mußte, hat mich so angegriffen, wie Sie mich sehen; beurtheilen Sie hiernach, wie sehr ich mich dem Mann verpflichtet fühle, der durch seine kühne That meinen Bruder aus jenen Schrecknissen glücklich rettete. Der Kaiser hat Ihnen in seiner Weise gedankt, erlauben Sie mir jetzt, daß ich dasselbe nach meiner Weise thue. Wir Frauen legen nun einmal auf Kleinigkeiten einen Werth, die das stärkere Geschlecht der Beachtung nicht werth findet. Darum nehmen Sie aus meiner Hand diese Kleinigkeit, die Sie nur zuweilen an die dankbare Geberin erinnern soll."

Bei diesen Worten reichte die Prinzessin Hohenthal einen Diamantring hin, dessen Werth allein vollkommen ausgereicht haben würde, ihm eine sorgenlose Zukunft zu sichern.

„Gnädigste Frau," stammelte Max bei diesem Anblick in sichtbarer Verwirrung, und erfaßte statt des Ringes die Hand der schönen Geberin selbst, „die huldvollen Worte, die Ihr Mund zu mir sprach, haben mich hoch über mein Verdienst erhoben, aber der überreiche Lohn, den Ihre Hand mir darreicht, vernichtet schmerzlich den wohlthuenden Eindruck. Lippen, wie die Ihrigen, er-

habene Fürstin, haben mild und freundlich über mich geurtheilt, es war mir vergönnt, diese zarte Hand zu berühren, könnte mir nun noch ein schönerer, ein herrlicherer Lohn für das Wenige, was ich that, zu Theil werden? O! nehmen Sie das stolze Geschenk zurück, und lassen Sie mir die süße Erinnerung an die jetzige Stunde."

Die Fürstin Borghese erhob einen strafenden Blick auf den kühnen Schmeichler, aber je länger ihr Auge auf dem Jünglinge verweilte, der in vollendeter Männerschönheit mit lieblicher Verwirrung vor ihr stand, je mehr verlor sich der strafende Blick, und ging endlich in sinniges Anschauen über.

„Nicht doch, lieber junger Mann, Sie verkennen meine Gefühle, es thut mir weh, mich von Ihnen mißverstanden zu sehen," lispelte die schöne Prinzessin, und schob unter diesen, blos geflüsterten Worten den Ring an Hohenthal's Hand. „Die unbedeutende Gabe sollte Sie nicht kränken, nehmen Sie dieselbe als eine Erinnerung an die jetzige Stunde, die ich nicht vergessen werde, es sei Ihnen vergönnt, der Hand den Schmerz entgelten zu lassen, den ihre Gabe Ihnen verursachte."

Da preßte Max, hoch entzückt, die fein geformte Hand der schönen Frau in einem endlosen Kusse an seine Lippen, und sein Entzücken erstieg den höchsten Gipfel, als er einen leisen Druck der Erwiederung fühlte.

„Entschuldigen Sie, Herr Hauptmann," bat die Prinzessin, in den kalten Ton des Hofceremoniels übergehend, „daß mein Zustand mich nöthigt, Sie nach kurzer Bekanntschaft schon wieder zu entlassen, ich hoffe indessen, daß es nicht das einzige Mal ist, wo wir uns sehen, denn jetzt steht mein Entschluß fest, ich trenne nun mein Schicksal nicht wieder von dem meines unglücklichen Bruders. Bald nach Ihrer Ankunft auf Elba gedenke auch ich dort einzutreffen. Leben Sie wohl bis dahin, bereiten Sie mir dort einstweilen einen freundlichen Empfang, lieber Hauptmann!"

Mit hochklopfender Brust schritt Max seinem Zimmer wieder zu, er mußte sich selbst gestehen, die wohlgemeinte Warnung des besorgten Oheims war nicht ohne Grund gewesen. Dennoch schwamm Max in einem Meere von Seligkeit über das, was er erlebt hatte. Nur eine Stimme in seinem Innern, die er nicht zu unterdrücken vermochte, goß den Wermuth des Tadels in die süße Wonne des Entzückens, indem sie ihm warnend zurief: Es ist die Schwester des großen Kaisers, es ist die unauflöslich gebundene Gattin eines andern Mannes, für die unerlaubte Gefühle in deinem Herzen auftauchen. —

Guter Max, wärest Du nicht noch zur Zeit ein so arger Neuling in den Geheimnissen der Liebe gewesen, Du hättest Dir wenigstens für jetzt noch die Vorwürfe Deines Gewissens ersparen können. In Deiner Unerfahrenheit hieltest Du das Dir noch unbekannte Gefühl

in deiner Brust für Liebe, während es nichts weiter war als der Sinnenrausch geschmeichelter Eitelkeit. Damals wußtest Du noch nicht, daß dieses Schattenbild vor der wahren edlen Liebe schwinden muß, wie der schwache Nebel vor den Strahlen der siegreichen Sonne.

X.

Auf den Wunsch der Prinzessin Borghese begleitete von Luc aus eine Abtheilung österreichischer Husaren den Kaiser, der deshalb auch seine eigene Uniform wieder trug, da unter den jetzigen Umständen unangenehme Vorfälle aus der ungünstigen Volksstimmung nicht mehr zu besorgen standen. Unangefochten erreichte Napoleon am 27. April 1814 Frejus, das Ziel seiner Reise in Frankreich. In dem dortigen Hafen lagen zwei Schiffe zur Aufnahme des Kaisers bereit, das Eine eine französische Brigg, l'Inconstant genannt, und von Toulon zu dem angegebenen Behufe hierher geschickt, das Andere eine englische Fregatte, der Unerschrockene genannt, unter dem Befehle des Capitains Usher, die der englische Commissarius Sir Niel Campbell auf den Wunsch Napoleon's hierher beordert hatte, um nöthigenfalls zu demselben Zwecke, wie die französische Brigg, zu dienen.

Dem Wunsche des Kaisers mogte wohl versteckt die Abneigung zu Grunde liegen, unter der Flagge der Bourbons in seinem neuen Reiche zu landen, in der That aber war es gut, daß jene versteckte Abneigung ein brittisches Schiff zu seiner Verfügung gestellt hatte, denn in der Absendung jener Brigg zeigte sich auf's Neue die unwürdige Handlungsweise des französischen Gouvernements gegen seinen vormaligen, hochgefeierten Gebieter. Dem darüber abgeschlossenen Tractate zufolge, sollte eine Corvette den großen Kaiser aus dem undankbaren Frankreich nach Elba überfahren, doch statt ihrer erschien nur jene Brigg und noch dazu in einem erbärmlichen Zustande, so daß auch Napoleon bei ihrem Anblicke sich in gerechtem Unwillen der Bemerkung nicht enthalten konnte: „Hätte die Regierung gewußt, was sie sich selbst, und dem, der bisher ihr Chef war, schuldig sei, so würde sie mir ein Schiff mit drei Verdecken geschickt haben, und nicht diese alte, halbverfaulte Brigg, die zu besteigen unter meiner Würde sein würde."

Leider sollte diese Kränkung nicht einmal die letzte sein, die Napoleon auf französischem Boden erfuhr. Während der Kaiser im Zimmer des Hôtels, das zu seiner Aufnahme diente, ernsten, oft wehmüthigen Gedanken und Gefühlen nachhing, besorgte Max die Vorbereitung zur Einschiffung. Zu seinem Befremden bemerkte er dabei, daß zwei der Officianten Napoleon's, die ihren Gebieter bis hierher begleitet hatten, fehlten, er forschte weiter nach, und siehe, sie hatten ihren Ge-

bieter nicht nur treulos verlassen, sondern auch dessen Cassette, die zur Bestreitung der Reiseausgaben bestimmt war, mit 60,000 Franken diebisch entwendet.

Mit zornrothem Angesichte über den empörenden Undank meldete Max dem Kaiser die schändliche That, und erbot sich, den Entflohenen unverzüglich nachzusetzen, mit dem Versprechen, nicht eher zu rasten, bis er im Stande sein würde, sie zur wohlverdienten Strafe wieder zurück zu bringen. Aber der Kaiser selbst hielt ihn zurück, und sagte mit gewohnter Ruhe und Würde: „Warum erzürnst Du Dich, Max, über Treulosigkeit und Undank? Wohl Dir, daß Du noch nicht die bittern Erfahrungen darüber hast machen müssen, die mir die neueste Zeit so vielfältig aufgedrungen hat. Eigennutz fesselte jene Elenden, die mich verlassen haben, nicht an meine Person, nur an mein Glück, an die Güter, die ich ihnen zuwarf. Jetzt fürchten sie, ihrem Götzen nicht mehr fröhnen zu können, darum haben sie mich verlassen. Daß sie es gethan haben, kann den nicht schmerzen, der sich von Gattin und Kind hat trennen müssen. Und die unbedeutende Summe, die sie mir entwendet haben, soll die mich kümmern? Max, wer die Krone von Frankreich und Italien von seinem Haupte fallen sah, den schmerzt der Verlust des verächtlichen Geldes nicht mehr!!"

In den Mittagsstunden des 28. April 1814 war Alles zur Einschiffung des Kaisers bereit. Mit der französischen Brigg ging der General Drouot voraus, um

im Namen Napoleon's einstweilen von der Insel Elba Besitz zu nehmen, der Kaiser selbst aber wählte für sich und seine Begleitung die englische Fregatte: „der Unerschrockene" zu seiner Ueberfahrt dahin. Napoleon nahm freundlichen Abschied von dem preußischen und russischen Commissarius, die sich von hier aus nach Paris zurück begaben, während der österreichische und brittische die Reise bis Elba mit fortzusetzen bestimmt waren, und begab sich dann in den Hafen St. Raphor, denselben Hafen, wo er vor 14 Jahren bei seiner Rückkehr von dem Feldzuge in Aegypten landete. In dem Hafen St. Raphor war jenes Meteor aufgestiegen, das 14 Jahre hindurch, Entsetzen einflößend und Bewunderung erzwingend, Verderben verbreitend und Segen spendend, über den Welttheil Europa dahin zog, und in den Hafen St. Raphor sollte dieses Meteor jetzt wieder untergehen. Zwar flammte es in dem Hafen von Cannes noch einmal wieder auf, aber seine ursprüngliche Kraft war gebrochen, und nach hundert Tagen ging es auf immer unter im Weltocean. Mit getheilten Gefühlen sah die Mitwelt das Meteor auf immer verlöschen, und dem Urtheile der Nachwelt muß es daher überlassen bleiben, ein strenges, aber gerechtes Urtheil über seine Schrecknisse, wie über seine Wohlthaten zu fällen.

Von der englischen Fregatte her erdonnerten 24 Kanonenschüsse zur Bewillkommnung des großen Mannes, den sie gastlich aufzunehmen bestimmt war, und Napoleon mit seiner Begleitung bestieg ihren Bord. Die

Anker wurden gelichtet, die brittische Flagge rauschte an ihren Masten in die Luft, und der „Unerschrockene" schwamm stolz hinaus in das Weltmeer. Napoleon stand auf dem Verdecke, schauete hinüber nach den Küsten Frankreichs, die im Golde der untergehenden Abendsonne erglänzten, rief ihnen zu: „Lebe wohl, du theures Land, lebe wohl, sei glücklich!" und stieg festen Schritts hinab in die Cajüte.

Capitain Usher, der Befehlshaber der Fregatte, gab zu Ehren des Kaisers an einem der folgenden Tage ein glänzendes Mittagsmahl, die Unterhaltung war allgemein und anziehend, man sprach über den Glauben an Wahrsagungen, über die Möglichkeit, das Schicksal eines Menschen aus den Linien seiner Hand voraus zu verkünden, die Mehrzahl der Anwesenden bestritt diese Möglichkeit, und leugnete den Glauben an Wahrsagungen. Capitain Usher bat den Kaiser, sein Urtheil darüber auszusprechen.

„Verschonen sie mich damit, Capitain," erwiederte Napoleon auf diese Bitte, und tiefer Ernst verbreitete sich über seine Gesichtszüge, „es war eine Zeit, wo auch ich den Glauben an jede Prophezeihung der Art verlachte, aber ein sonderbares Ereigniß in meinem eigenen Leben hat sich meinem Gedächtnisse unauslöschlich tief eingeprägt, und daß ich mich auf Ihrer Fregatte befinde, Capitain, steht mit jenem Ereignisse in unmittelbarem Zusammenhange. Ich will Ihnen das Ereigniß mit-

theilen. Meine Herren, das Urtheil darüber mögen Sie selbst fällen."

Und der Kaiser erzählte:

„Der Sturm auf St. Jean d'Acre war zurückgeschlagen, die Belagerung aufgehoben, das erschöpfte französische Heer ruhte am Fuße des Bergs Karmel, um Kräfte für den Rückzug aus dem brennend heißen Syrien nach Kahiro zu sammeln. Mitten im Toben des letzten Sturms waren mir Papiere zugestellt worden, die für mich von höchster Wichtigkeit waren, damals aber konnte ich sie nur flüchtig überblicken, ich befahl, sie auf das Sorgfältigste aufzubewahren. Nach eingetretener Ruhe im Lager am Karmel forderte ich meine Papiere zurück, man will meinen Befehl erfüllen, aber man ist es nicht im Stande, die Papiere sind nicht zu finden! Man fragt, man sucht, man schlägt alle Kisten, alle Behältnisse im Lager auf, man wendet die Bagage der ganzen Armee um, vergebens; die Papiere sind verloren. Ihr Verlust war für mich unersetzbar, der Erfolg des Verlusts unermeßlich groß. Der Gedanke daran raubte mir die Ruhe am Tage, verscheuchte den Schlaf von meinem nächtlichen Lager, machte mich unfähig für meine Pflicht als Feldherr. So saß ich auch eines Nachmittags in fruchtloses Nachsinnen versunken, wo etwa nach dem Verlorenen gesucht werden könnte, als mein braver Desair mich theilnehmend aus meinem Hinbrüten mit den Worten aufweckte: „General! Dein jetziger Zustand setzt mich und die ganze Armee in bange Besorgniß; Du mußt

Alles aufbieten, um Dich ihm zu entreißen. Ich weiß nur noch Ein Mittel, diesen Zweck zu erreichen, ein Mittel so sonderbar, daß ich es kaum auszusprechen wage; aber der Schiffbrüchige, den die Wellen des tobenden Meeres zu verschlingen drohen, greift ja nach dem Strohhalm, sein Leben dadurch zu retten. Einer der mit uns verbündeten Araber hat mir vertraut, daß in den Thälern des Karmelgebirgs eine Zigeunerin haust, die die verborgensten Geheimnisse zu ergründen im Stande ist, vor deren Auge Vergangenheit und Zukunft unverschleiert daliegen. Laß uns einen Versuch machen, ihre Kunst auf die Probe zu stellen, General. Freilich," setzte Desair hinzu, „ist der Weg zu der Zigeunerin unsicher gemacht durch herumstreifende Feinde und es darf uns deshalb Niemand für Generale der französischen Armee erkennen; wir müssen die Tracht der Landeseingeborenen anlegen, jedes Gefolge zurücklassen und als Araber auf unsern Kameelen den Weg durch das Gebirge zu ihr suchen, aber Dein Glück wird Dich nicht verlassen, General, und ich bin Dein treuer Begleiter."

„Ich," fuhr Napoleon fort, „hatte zwar keinen Glauben an die gerühmte Kunst der Wahrsagerin, aber das abentheuerliche des Versuchs reizte mich, den Versuch selbst zu bestehen. Noch an demselben Abend traten ich und Desair, als Araber gekleidet, ohne alles Gefolge den Weg in das Gebirge Karmel an, ohne daß Jemand im Lager um unser Vorhaben wußte. Die äußerste Vorpostenlinie unserer Armee lag weit hinter uns, als wir

auf einige wenige Zelte der Eingebornen stießen. Wir stiegen von unsern Kameele, um uns nach dem Wege zu der Wahrsagerin zu erkundigen, aber die Zelte waren sämmtlich leer, bis auf eins, in welchem wir einen jungen Menschen von 17 — 18 Jahren antrafen. Sein Aeußeres war fast abstoßend, er sah weder einem Türken, noch einem Syrier, weder einem Aegypter, noch einem Araber ähnlich, und doch trugen seine Gesichtszüge von allen diesen Völkern etwas an sich, er glich am meisten den Zigeunern, die sonst Bandenweis aus den Schluchten der Pyrenäen sich nach Frankreich einschlichen. Als wir ihn fanden, stand er eben im Begriff, ein todtes Kaninchen, das er in der Hand hielt, roh und unzubereitet, wie es war, zu verzehren. Desair, der besser als ich arabisch sprach, fragte ihm nach dem Wege zur Wahrsagerin. Dennoch richtete er seine Rede an mich und fragte: „Dahin wollt Ihr? Ich möchte Euch wohl rathen, von Euerm Vorhaben abzustehen; beharrt Ihr aber dabei, so richtet Euern Weg nur nach der ersten Bergschlucht, verfolgt diese bis an ihr Ende. Dort steht Ihr an dem Saum eines kleinen Dattelwaldes, durchschneidet ihn und jenseits desselben werdet Ihr das ausgetrocknete Bette des Flusses Dar finden und in ihm das Feuer sehen, an welchem die Zigeunermutter Sor el Moïla mit ihren Leuten lagert."

„Ich reichte," erzählte der Kaiser weiter, „dem Menschen für die Auskunft, die er uns bereitwillig ertheilt hatte, ein Goldstück. Er griff nach meiner Hand,

um sie als Zeichen seines Danks an seine Brust zu drücken, und warf dabei einen forschenden Blick auf die Linien in meiner Hand. Kaum aber war das geschehen, als er meine Hand erschrocken fahren ließ, einige Schritte zurücksprang, sich vor mir niederwarf, mit der Stirne den Staub der Erde berührte und dabei ausrief: „Herr, Du bist nicht, was Du scheinen willst, setze unbesorgt Deinen Weg fort, Dich wird kein Unfall treffen, Du bist zu großen Dingen ausersehen!" „Nicht wissend," fuhr Napoleon fort, „was wir von dem ebenerlebten Vorfall denken sollten, setzten Desaix und ich unsre Wanderung fort; wir fanden die Bergschlucht, verfolgten sie bis an ihr Ende, und traten in den Dattelwald ein. Unser Weg war wirklich schauerlich. In der Nähe heulten Schakals, aus der Ferne her rollte das Brüllen eines Löwen und uns war es stets, als folge eine menschliche Gestalt in geringer Entfernung allen unsern Schritten nach, aber wenn wir unsre Kameele anhielten, um genauer nach der verdächtigen Erscheinung hinzublicken, war diese jederzeit verschwunden. Am jenseitigen Ende des Dattelwaldes mußten wir unsre Kameele zurücklassen, denn nur mit Hülfe einiger Sträucher, die dort wuchsen, und an welchen wir uns festhielten, bis es unsern Füßen gelungen war, einen Stützpunkt zu finden, konnten wir den Weg in das tiefe, steilhinabgehende Flußbett zurücklegen. Dort sahen wir auch das weitleuchtende Feuer, um das die Zigeunerbande lagerte; kaum aber hatten wir uns demselben so weit genähert, daß sein Wieder-

schein uns erreichte, so stürzten mehrere große, unbändige Hunde auf uns los, die uns mit fletschendem Rachen jeden Schritt vor- oder rückwärts streitig machten, ihnen folgte ein Haufen tobender, wild aussehender Männer, die uns mit Gewalt ergriffen und uns trotz unsrer Gegenrede, trotz unsers muthigen Widerstands in den Kreis der um das Feuer gelagerten Zigeunerbande schleppten. In ihrer Mitte stand ein scheußlich aussehendes, altes Weib, dem aber alle Uebrigen demüthige Ehrerbietung bewiesen, es war die Zigeunermutter Sor el Moïla, das Haupt der Bande. Auch jetzt versuchten wir es noch zu behaupten, daß wir Eingeborne des Landes wären, die von St. Jean d'Acre kommend, diesen Weg eingeschlagen hätten, um das Lager der Franzosen zu umgehen; aber Mutter Sor el Moïla ergriff einen Feuerbrand, beleuchtete uns damit vom Kopf bis zum Fuße, und stieß eine Fluth von Worten gegen uns aus, von welchen wir nur so viel verstanden, daß sie unsre Aussagen für Lügen, uns selbst für Franzosen hielt und kein Eingeborner des Landes es je wagen werde, sich zur Nachtzeit ihrem Feuer zu nähern, ohne aus weiter Ferne her schon zu fragen, ob ihm die Erlaubniß dazu ertheilt sei. Darauf rief sie ihrer Bande einige Worte in einer Sprache zu, die wir noch nie gehört hatten, und augenblicklich fiel eine Menge Männer über uns her, die uns Hände und Füße fesselten, und uns dann im Hintergrund des Zigeunerlagers auf dem nackten steinigten Boden des Flußbettes unsere Lagerstätte anwiesen;

Unfähig, uns zu rühren, mußten unsere Blicke den scheußlichen Anblick des Lagers in seiner ganzen Gräßlichkeit auffassen. Uns gegenüber, am jenseitigen Ufer des Flußbettes war die Hälfte eines Büffelochsens aufgehängt, die andere wurde an Spießen und in Kesseln über dem Feuer gebraten und gekocht. Schrecklich aussehende Männer in der abenteuerlichsten Kleidung, nicht minder abstoßende Weiber, ja selbst kleine Kinder, die mit den blutigen Ueberbleibseln des Mahles spielten, saßen im Kreise herum. In der Mitte des Kreises aber stand das Haupt der Bande, die Mutter Sor el Moïla, von dem Wiederschein des Feuers mit glühender Röthe übergossen, und trug ihren aufmerksamen Zuhörern vor, daß sie uns, die sie als Franzosen erkannt habe, entweder nach St. Jean d'Acre ausliefern, oder als Sclaven in das Innere der Wüste verkaufen wolle. Ein tobendes Jauchzen der Bande sprach ihren Beifall zu diesem Entschlusse aus, Männer und Weiber fielen über uns her, und fingen an, uns unserer Kleider zu berauben. In diesem entscheidenden Augenblicke rief vom Rande des Flußbettes herab eine Stimme: Mutter halt ein mit dem, was geschehen soll, bis Du die Linien in der Hand des jüngern der beiden Männer gesehen hast, und der abstoßende Jüngling aus dem Zelte, unser Wegweiser in das Gebirge, sprang, flüchtig wie eine Gemse, den Uferrand herab in den Kreis der Zigeuner-Bande."

Bis hierher hatte der Kaiser fast ununterbrochen erzählt, und seine Zuhörer hatten in lautloser Stille jedes

seiner Worte vom Munde weggehascht, jetzt aber schob er den Stuhl zurück und sagte, von der Tafel aufstehend: „Verzeihen Sie, meine Herren, daß ich bisher ihre Geduld mit der Erzählung aller jener Einzelnheiten ermüdete, die meinem Gedächtnisse mit gräßlicher Deutlichkeit eingeprägt sind, aber ich hielt ihre Mittheilung für nöthig, um Sie in den Stand zu setzen, den Ausgang jenes Ereignisses streng zu beurtheilen. Doch die Erinnerung an jenen Vorfall hat mich in der That angegriffen, erlassen Sie mir für heute die Fortsetzung, morgen bei'm Frühstück bin ich erbötig, wenn Sie es wünschen sollten, den Ausgang mitzutheilen.“ Mit dieser Entschuldigung grüßte der Kaiser die Anwesenden, und begab sich in seine Cajüte.

XI.

Die Insel Corsika, das Geburtsland Napoleon's, lag im Angesichte der Fregatte, auf deren Verdecke der goldne Morgen des folgenden Tages die sämmtlichen Zuhörer bei der gestrigen Erzählung des Kaisers versammelt hatte, und wo heute das Frühstück für den Monarchen bereit stand. Leise flüsternde Winde schwellten die Segel des

„Unerschrockenen", der wie der stolze Schwan ruhig und majestätisch die silbernen Wellen des mittelländischen Meeres theilte. Mit verdoppelter Sehnsucht hoffte man heute auf das Erscheinen des Kaisers, der auch zur gewohnten Zeit unter die Versammelten trat, und freundlich lächelnd sie mit den Worten anredete:

„Möchte ich doch fast glauben, meine Herren, daß meine gestrige Erzählung Ihre Neugierde rege gemacht hat, da ich keinen meiner gefälligen Zuhörer vermisse. Wenn nur nicht der Ausgang hinter Ihrer Erwartung zurückbleibt, aber da ich einmal den Anfang gemacht habe, so ist es billig, daß ich Ihnen auch den Schluß liefere; doch lassen Sie uns sehen, was uns unser freigebiger Capitain zum Morgenimbiß reicht."

Mit diesen Worten trank Napoleon nach gewohnter Weise eine einzige Tasse schwarzen Kaffees, genoß dazu einige Scheiben gerösteten Brodes, und nahm dann nur noch ein einziges gesottenes Ei zu sich. Wie früher in dem Palaste der Tuilerien, war auch heute auf dem Verdecke des „Unerschrockenen" das frugale Frühstück des Kaisers in wenigen Minuten beendigt, gesättigt, oder nicht, legte auch seine gesammte Umgebung Messer und Gabel zur Seite, Napoleon lehnte sich in seinen Sessel zurück, und fuhr in der abgebrochenen Erzählung fort:

„Was willst Du hier? wo kommst Du her? warum hast Du ohne meine Erlaubniß die Zelte verlassen, Omar? redete Sor el Moïla den Angekommenen heftig an, doch dieser antwortete unerschrocken: Mutter, Du bist eine

kluge Frau, die weiseste Führerin im Lande Syrien, das wird Dir jeder, der Dich kennt, zugestehen. Aber Leidenschaftlichkeit und Menschenhaß werden nur zu oft über Deine Klugheit Meister. Aehnliches habe ich befürchtet, als mich diese Männer nach dem Wege zu Dir fragten, und ich die Linien in der Hand des einen von ihnen sah, darum bin ich ihnen nachgesetzt, darum habe ich die Zelte verlassen, darum bin ich jetzt hier, und daß es so ist, ist gut nach dem, was ich gesehen."

„Will das Ei klüger sein, als die Henne, die es legte?" unterbrach ihn die Zigeuner-Mutter mit wiederholter Heftigkeit, „will das Kind die Mutter belehren, die es gebar? Omar, Omar, vergiß nicht, daß ich das Haupt dieser Bande bin, zu der auch Du gehörst, damit ich nicht vergesse, daß ich Dich einst unter meinem Herzen trug. Blick hin auf den Kreis dieser kräftigen Männer, sie alle gehorchen in Demuth meinen Befehlen, und Du, Kind, willst mir trotzen? Zu spät wirst Du bereuen, wenn ich Dich meine Macht fühlen lasse!"

„Poche nur auf Deine Macht, versuche sie nur an den Lineamenten jenes Mannes, versuche sie, und sie wird ohnmächtig erlahmen, entgegnete Omar kalt, drehte seiner Mutter fast verächtlich den Rücken zu, und setzte sich zu den Fleischkesseln am Feuer nieder, denen er ohne weitere sichtliche Theilnahme an den fernern Verhandlungen kräftig zusprach; Mutter Sor el Moïla aber ergriff wiederum einen Feuerbrand, schritt auf uns zu, schnitt meine und Desair's Bande rasch durch, daß

wir unsere bisher gefesselten Glieder wieder frei gebrauchen konnten, ergriff meine Hände und ihre grauen stechenden Augen schienen darauf fast wurzeln zu wollen. Mehrmals schüttelte sie während dieser stummen Beschauung das alte graue Haupt, dann warf sie sich, wie früher Omar, zur Erde, rieb sich Gesicht und Arme mit dem Sande des Flußbettes, wendete ihr Antlitz nach der Gegend von Mecca und betete laut:

„Allah, vergib mir, daß ich den Mann, den Du gesalbt hast, nicht gleich erkannte vergib mir, daß ich meine frevelnde Hand an Den legen wollte, den Du bestimmt hast, Throne zu errichten und Throne zu besteigen.“

„Und noch einmal,“ fuhr Napoleon fort, „ergriff sie meine Hände, und genauer, als zuvor, forschte sie ihren Linien nach. Solche Lineamente sahen meine Augen noch nie, murmelte sie während dieser neuen Beschauung vor sich hin, hu! wie sie wild und kraus durch einander laufen. Er wird hoch über alle Erdenkinder erhoben werden, um wieder in die tiefste Tiefe herabzustürzen, er wird Völker in Fesseln schlagen, und seine Feinde werden ihm eine Spanne Land im weiten Meere zu seinem Kerker anweisen. Er wird leben in Schlachten und Blutvergießen. Er wird von zahllosen Feinden umgeben sein, die alle nach seinem Leben trachten. Ein Höllenwerk wird zu seinem Untergange bereitet werden und er wird sterben, wie der alltäglichste Erdensohn, — im Bette, nach langem schmerzlichen Krankenlager.“

„Willst Du nicht auch meine Zukunft mir verkünden, weise Mutter?“ bat jetzt Desair die Prophetin und hielt ihr die Hand hin. Sor el Moïla ließ ihre Blicke darüber hingleiten und sprach: „Die Lineamente Deiner Hand stehen nahe an der Vollendung ihres Kreislaufs, und wie sie, wirst Du die irdische Bahn bald zurückgelegt haben, die das Schicksal Dir anwies. Du wirst sterben, um in dem Gedächtnisse kommender Geschlechter ehrenvoll fortzuleben. Unter der belebenden Sonne des südlichen Himmels mußt Du fallen, um unter der Eisdecke des höchsten bewohnten Gipfels der Welt Deinen ewigen Schlaf zu schlafen. Vollende Deinen Lauf, ich preise Dich glücklich.“

„Ich will es nicht leugnen,“ gestand Napoleon seinen Zuhörern, „die prophetischen Worte des Zigeunerweibes, die seltsame Zukunft, die sie uns verkündete, hatten mich und Desair sonderbar mächtig ergriffen, aber wer bürgte uns für die Wahrheit, der Prophezeihung, ich beschloß, die Wahrsagergabe der Seherin zu erproben und sagte:

„Mutter Sor el Moïla, da meine Zukunft Deinem Auge enthüllt ist, so wirst Du auch wissen, was mich hierher in Dein Lager geführt hat, ich vermisse — —“

„Ueberhebe Dich der Mühe, Günstling des großen Propheten,“ unterbrach mich Sor el Moïla, „mir das mit Worten sagen zu wollen, was meine Blicke längst schon in den Linien Deiner Hand gelesen haben. Du findest die vermißten Papiere wohl aufbewahrt, in den Kisten, die das dritte Deiner Kameele Dir nach Kahiro vor-

austrägt. Thue genau, was jene Papiere enthalten, sie sind der Grundstein zu Deinem zukünftigen Weltthrone. Und nun," fuhr die Zigeunerin fort," kehre schnell zurück in das Lager der Franken, man vermißt, man sucht Dich und Deinen Gefährten dort mit Angst. Euer Verschwinden hat allgemeine Bestürzung verbreitet."

Ohne ein Wort, ohne einen Beweis unsers Dankes anzunehmen, verließ Sor el Moïla den Kreis ihrer Bande, und verschwand unsern Blicken im Dunkel der Nacht. Desair und ich traten unangefochten unsern Rückweg an. Wir fanden unsere Kameele an derselben Stelle, wo wir sie verließen, und trabten rasch durch den Dattelwald, aber so schnell wir ritten, die verdächtige menschliche Gestalt, die uns auf dem Hinwege gefolgt war, schwebte auch auf dem Rückwege wie ein Schattenbild vor uns her. Bei den Wachtfeuern der Vorpostenlinie unserer Armee hielten wir an, und — Omar stand neben uns.

„Ich freue mich, seltsamer Fremdling, daß Du Dich unserm Danke nicht auch, wie Deine Mutter, entzogen hast," redete ich den Jüngling an, und reichte ihm eine Hand voll Goldstücke hin, aber Omar wies das Geschenk kurz und unwillig zurück und sagte:

„Du willst mich über mein Verdienst belohnen, Herr, und dennoch ist der Lohn, den Du mir bietest, Deiner Größe nicht angemessen. Behalte Dein Gold, und gib mir statt seiner den Shawl, den Du um Deine Hüften

geschlungen hast, als ein Pfand Deiner Verpflichtung gegen mich, ich werde Dich einst mahnen, das Pfand auszulösen."

„Ich gab ihm den Shawl," erzählte der Kaiser weiter, „und Omar verließ uns. Unsere Zurückkunft in das Lager beruhigte die besorgte Armee, am folgenden Tage brach das Heer nach Kahiro auf. Auf dem Wege dahin holten wir die Kameele ein, die unmittelbar nach dem letzten Sturme auf St. Jean d'Acre mit meiner Bagage vorausgegangen waren. Das dritte derselben im Zuge trug eine Kiste, die, so viel ich weiß, nie geöffnet worden war, in ihr fand ich die schmerzlich vermißten Papiere unversehrt und wohl eingepackt wieder. Ihr Inhalt bestimmte mich eiligst nach Frankreich zurückzukehren." —

„Halten Sie nun, meine Herren," wendete sich der Kaiser an seine Zuhörer, „die prophetischen Worte der Mutter Sor el Moïla mit dem zusammen, was sich später begab. An demselben Tage, wo das Heer in Kahiro eintraf, starb ein Jahr später mein braver Desair den Heldentod auf dem Bette der Ehre, in der Schlacht bei Marengo, seine Asche ruht unter dem ewigen Schnee des St. Bernhard, und mich trägt jetzt das Schiff einer feindlichen Macht zu der Spanne Land im weiten Meere, das mein Kerker werden soll, um dort den Tod des Alltagsmenschen auf dem Bette zu finden."

Die letzten Worte hatten den Kaiser sichtlich ergriffen,

er schwieg, und eine lautlose Stille trat ein, erst nach geraumer Weile wagte Capitain Usher zu bemerken:

„Ihre Majestät haben uns noch nicht Alles erzählt, hat Omar das Pfand zur Einlösung später zurückgestellt?"

„Meine Augen haben ihn bis jetzt nie wieder gesehen, das Pfand ist noch in seiner Hand," beantwortete Napoleon die Frage, und gleichzeitig erdonnerten aus den Stücklugen die Kanonen der Fregatte; denn der „Unerschrockene" ließ nach einer fünftägigen Fahrt im Hafen von Porto Ferrajo, der Hauptstadt von Elba, seine Anker fallen.

XII.

Wohl durfte der Mann, der einst eine Länderstrecke von den Küsten der pyrenäischen Halbinsel bis zu den Ufern des Niemen mit allmächtigem Scepter zu beherrschen gewohnt war, und der jetzt sein ganzes Reich nur auf das Gebiet der Insel Elba beschränkt sah, dieses neue Reich einen Kerker nennen.

Die Insel Elba umfaßt einen Flächeninhalt von 7 Quadratmeilen. Ihre Hauptstadt Porto Ferrajo zählt 3000 Einwohner, Porto Longone, die zweite Stadt der

Insel kaum 1600. Sie ist arm an Getraide, arm an Viehzucht, arm an Holz. Die einzigen Erzeugnisse, die sie auszuführen vermag, sind Eisen, Seesalz und Fische. Aber ihre Lage im mittelländischen Meere, zwischen Corsika und den Küsten von Toscana ist gesund, ihr Klima unter dem südlichen Himmel Italiens mild und entzückend schön, ihrem Boden entsprießen, ohne Pflege, Thymian und Salbey, Rosmarin und andere wohlriechende Kräuter, ihre 14,000 Einwohner sind ein harmloses und zufriedenes Völkchen.

Als Napoleon am Morgen des 4. Mai 1814 die Insel zum ersten Male betrat, herrschte dort auffallende Unordnung und Verwirrung. Zwar hatte General Drouot bereits Besitz von dem neuen Reiche seines Gebieters ergriffen und das Castell von Porto Ferrajo bezogen, aber der französische Commandant hatte die Insel noch nicht förmlich übergeben, und die Einwohner wußten nicht, welchem Herrscher sie angehörten. Auf dem Castell von Porto Ferrajo hatte Drouot die Fahne Napoleons, eine weiße Flagge mit rother Binde, und mit eingewebten Bienen, aufgezogen, in Porto Ferrajo selbst aber wehte noch die weiße Fahne der Bourbonen, und in Porto Longano sogar die bisherige dreifarbige Nationalfahne Frankreichs. Indessen sahen doch die Einwohner von Elba augenblicklich die großen Vortheile ein, die ihnen die Anwesenheit ihres Beherrschers auf der kleinen Insel unfehlbar gewähren würde, und bestrebten sich, ihren neuen Gebieter mit allen ihnen zu Gebote

stehenden Feierlichkeiten zu empfangen. Während der General Drouot vom Fort aus die Landung des Kaisers mit 100 Kanonenschüssen nach allen Theilen der Insel verkündete, und der „Unerschrockene“ dem Scheidenden eine königliche Salve nachsendete, inzwischen aber der französische Commandant seine bisherige Herrschaft über die Insel niederlegte, und Castell, Waffen und alle Kriegsvorräthe förmlich übergab, bewillkommneten der Gouverneur, der Präfect mit der Municipalität und alle übrigen Behörden den neuen Herrscher am Gestade mit den feierlichsten Ehrenbezeugungen. Freilich mußte man dabei nur den guten Willen, nicht die Ausführung in Anschlag bringen, denn die Feierlichkeiten selbst konnten bei dem unbetheiligten Zuschauer wohl herzliches Lachen, nimmermehr aber Bewunderung ihrer Großartigkeit erzeugen. Ein klägliches Musikantenkorps, aus drei Violinspielern und zwei Baßgeigen bestehend, quälte sich ab, das Ohr des Kaisers mit den jämmerlichsten Mißtönen zu zerreißen, und unter einem Baldachin, aus verblichenem Scharlachtuche und neuem Goldpapier in aller Eile zusammengeflickt, hielt Napoleon unter jubelndem Freudengeschrei seiner Unterthanen seinen feierlichen Einzug in die Residenz. Dort hatte man zwar das Gouvernementsgebäude zu seiner Aufnahme eingerichtet, und in einem bisher für die öffentlichen Bälle bestimmten Saale einen dem Baldachin völlig gleichstehenden kaiserlichen Thron aufgeführt, aber das Gebäude selbst, wie die kaiserlichen Zimmer waren von allem, nicht blos zum Luxus,

selbst zur Nothdurft gehörigen Hausgeräthe so entblößt, daß der gute Feldmarschall-Lieutenant Koller allen und jeden soliden Annehmlichkeiten der von ihm so geschätzten Bequemlichkeit hier auf immer hätte Valet sagen müssen. Er schlug sich deshalb auch unverzüglich ins Mittel, und ließ, ohne des Kaisers Vorwissen, die benöthigten Mobilien aus den Schlössern der Prinzessin Borghese zu Lucca und Piombino nach Elba herüber bringen. Ungeachtet aber der biedere Koller nur den Eingebungen seines eigenen Zartgefühls folgte, und dem Kaiser selbst ganz fremd blieb, was jener that, hatte doch niedere Schmähsucht dem Kaiser aus jener Herbeischaffung den Vorwurf zur Last gelegt, daß er ein seinem Schwager, dem Fürsten Borghese zugehöriges Schiff blos um deswillen eigenmächtiger Weise habe wegnehmen lassen, weil es die Mitgift seiner Schwester Pauline, der Prinzessin Borghese enthalten hätte.

Napoleon übersah zwar alle diese Erbärmlichkeiten mit Stolz und Gleichmuth, aber wider seinen Willen machten sie ihn auf den ungeheuern Abstand zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart aufmerksam und ein solcher Vergleich konnte nur ein schmerzliches, ein bitteres, feindseliges Gefühl in einem solchen Charakter hervorrufen.

Noch fühlbarer ward dieser Abstand, als der Kaiser am folgenden Tage bei einem Ritte in den Umgebungen von Porto Ferrajo, einen unbedeutenden Berg bestieg und von dessen Gipfel aus nach allen Richtungen hin

sah, wie das Meer die Küsten der Insel bespülte. „Wahrlich," rief er bei diesem Anblicke aus, „ich werde im Stande sein, mein neues Reich zu überschauen!" und sein Mund lächelte bei diesem Ausrufe; aber es war nicht das Lächeln der Genügsamkeit, es war das Lächeln eines tiefen, nagenden Schmerzes; denn eine Stimme in seiner Brust sprach: „Dir genügte die Alleinherrschaft über die Hälfte eines Welttheils nicht, und nun sollen sich all' Deine Riesenentwürfe, Deine hochfliegenden Plane auf eine elende Scholle Land beschränken, wie willst Du solch' einen Abstand ertragen!" Kein Wunder war es, daß bei solchen täglich und stündlich wiederholten Eindrücken das Gemüth Napoleons verschlossen, verstimmt, feindselig gegen Alles, was ihn umgab, werden mußte. Er vermied die Menschen, zog sich auf sein Zimmer zurück und suchte sich dort durch das Lesen der Zeitungen und öffentlichen Nachrichten zu zerstreuen. Doch diese konnten die feindselige, trübe Stimmung des Kaisers nicht verscheuchen, sie mußten sie vielmehr wesentlich steigern; denn sie enthielten ja nur die unverdientesten Kränkungen und Schmähungen gegen ihn. Zwar durfte sich ein Mann wie Napoleon, im gerechten Bewußtsein seiner Größe, stolz über die kleinlichen Anfechtungen niedriger Verleumder hinwegsetzen; aber wenn er es auch that, das Gefühl tiefer Verachtung des ganzen Menschengeschlechts drängte sich ihm unwillkührlich auf. Kurze Zeit nach seiner Landung auf der Insel, warf auch das Schiff in dem Hafen von Porto Ferrajo Anker, das

seine zukünftige gesammte Truppenmacht von Frankreich dahin überführte. Sie bestand aus 400 Mann der alten Garde und 200 Polen, die dem großen Feldherrn in seine Verbannung gefolgt waren. Napoleon war bei ihrer Ausschiffung zugegen, sie begrüßten ihren gefeierten Gebieter mit dem Jubel der Begeisterung; jeder der Ankommenden trug ein verwelktes Veilchen in die Uniform eingeknüpft. Napoleon dankte ihnen mit einem Lächeln; aber auch dieses Lächeln war das Lächeln des Schmerzes, denn die innere Stimme rief ihm zu: „Du, der Du sonst Hunderttausende in eine einzige Schlacht führtest, bist jetzt auf eine solche Waffenmacht beschränkt, und selbst diese ist Dir von Ueberfluß, denn sie ist zu Deiner Vertheidigung gegen das feindselig gestimmte Europa zu klein, für den Umfang Deines Gebiets aber viel zu groß!“ Verstimmter, mißmuthiger, feindseliger als je, kehrte Napoleon nach Porto Ferrago zurück.

Auch der Feldmarschall-Lieutenant Koller und Max Hohenthal hatten die Ausschiffung der Truppen mit angesehen, und sich dabei mit innigem Bedauern von der unglücklichen Stimmung Napoleons auf's Neue überzeugt. Nach dem plötzlichen Weggange des Kaisers nahm der Feldmarschall-Lieutenant den Neffen mit zur Seite und sagte:

„Der jetzige Zustand des Kaisers will mir durchaus nicht gefallen. Er kommt mir vor, wie der Adler im Käfig, der sich vergebens abmüht, aus dem engen Kerker in die unbegrenzten Luftregionen aufzufliegen. Du

bist doch sonst nicht auf den Kopf gefallen, Max, solltest Du denn kein Mittel ausfindig machen, den Unglücklichen aus seiner jetzigen Lethargie herauszureißen?"

„Wohl habe ich auch schon darüber nachgedacht," entgegnete Max, „aber wenn mir auch ein solches Mittel beifiele, wer will es wagen, es zu versuchen?"

„Verstehen Sie mich recht, bester Oheim," fuhr Max fort, als ihn der Feldmarschall-Lieutenant befremdet ansah, „es ist nicht Furcht für meine Person, die mich davon abhält, wohl aber die wohlgemeinte Absicht, dem Schwergeprüften nicht vielleicht wider Willen auf's Neue weh zu thun. In seiner jetzigen Stimmung dürfte der Kaiser einen solchen Versuch leicht übel aufnehmen und Den, der ihn wagte, empfindlich darüber anlassen. Unbilliges aber, darin kennen Sie mich, Oheim, würde ich selbst von dem großen Napoleon nicht stillschweigend hinnehmen, so sehr ich ihn auch bewundere."

„Sei doch vernünftig, Max," fiel der Oheim ein, „und laufe Dir einmal die tollen Hörner ab; Du wirst doch einen Unterschied machen zwischen einem verdienten und einem unverdienten Tadel. Aber vor allen Dingen laß mich hören, welches Mittel Du Dir ausgedacht hast, ich, Dein Oheim, will Dir dann schon sagen, ob Du es anwenden sollst, oder nicht!"

„Da habe ich schon wieder meine eigene Art und Weise, bester Oheim," bemerkte der Neffe entschuldigend. „Was ich nach meiner Ueberzeugung für gut befunden und bei mir beschlossen habe, das führe ich auch gern allein

und ohne fremden Rath aus. Erlauben Sie mir deshalb, daß ich auch dieses Mal mir treu bleibe. Mag nun der Versuch gelingen, oder mißlingen, so trage ich auch allein die Schuld; doch in beiden Fällen sollen Sie, Herr Oheim, sogleich Kenntniß davon erhalten. Jetzt ist die Stunde, wo ich dem Kaiser die eingegangenen Papiere vorzulegen habe, vielleicht bietet sich mir dabei eine Gelegenheit dar, den Versuch zu wagen. Erlauben Sie daher, daß ich nach Porto Ferrajo zurückkehre."

„Thue das, Max," billigte der Feldmarschall-Lieutenant, „auch ich will einmal von dem französischen Schiffskapitän, der die Truppen hierher geführt hat, hören, ob ich auf seinem Schiffe eine Rückfahrt nach dem festen Lande machen kann. Auf dem Rückwege aber spreche ich wohl auf einige Augenblicke im Gouvernementshause bei Dir ein, um zu hören, was Du mir zu sagen hast."

Während der Oheim sich nach der Hafenseite wendete, eilte der Neffe in das ihm angewiesene Zimmer im Gouvernementshause zurück, suchte dort einige Augenblicke unter seinen Habseligkeiten, nahm daraus ein kleines in Papier geschlagenes Päckchen zu sich, ergriff die dem Kaiser vorzulegenden Schriften und begab sich auf dessen Zimmer. Napoleon war noch in einem andern Zimmer beim Frühstücke. Max legte daher die Papiere auf dem Schreibtische nieder, obenauf aber das Päckchen, das er zuvor geöffnet hatte, damit sein Inhalt gleich ins

Auge fallen mußte, und entfernte sich wieder eben so unbemerkt, wie er gekommen war.

Bald darauf trat der Kaiser ein und setzte sich vor den Papieren am Schreibtische nieder. Er warf einen finstern, unzufriedenen Blick auf das, was offenbar absichtlich vor seine Augen niedergelegt worden war und klingelte.

„Wer hat diese Papiere und sonstige Sachen auf meinen Schreibtisch gelegt?" fragte Napoleon den eintretenden Kammerdiener.

„Es ist Niemand im Zimmer gewesen, als der Geheimsekretär Ihrer Majestät," antwortete der Gefragte; „dieser allein wird die nöthige Auskunft darüber zu ertheilen im Stande sein."

„Man bescheide denselben sogleich zu mir!" befahl der Kaiser, und fing an, die Papiere einzeln durchzusehen, wobei er das darauf liegende Päckchen unwillig zur Seite warf.

Der Geheimsekretär Hohenthal erschien in Folge des kaiserlichen Befehls unverzüglich und Napoleon fragte rasch und finster:

„Auf den mir vorgelegten Papieren lag ein Strauß verwelkter Blumen; was soll es damit? zu welchem Behufe sind sie den Papieren beigefügt worden?"

„Sire!" beantwortete Max die finstere Frage mit Freundlichkeit, „es sind das dieselben Veilchen, die Ew. Majestät mir in dem Schloßparke zu Fontainebleau huldvoll überließen, die ich mit hierher nahm, weil das

Sinnbild des Veilchens Sie damals zu bestimmen schien, dasselbe Ihrem Wirkungskreise auf dieser Insel zu Grunde zu legen, und die ich jetzt diesen Papieren beifügte, um Ihnen jenen schönen Entschluß in das Gedächtniß zurück zu rufen."

„Ich liebe dergleichen Erinnerungen nicht," fiel Napoleon sichtlich unwillig ein, „auch erinnere ich mich nicht, Ihnen, Herr Geheimsecretair, eine Befugniß dazu ertheilt zu haben."

„Für den einzelnen Fall allerdings nicht," gab Max zu, „doch glaube ich nicht, mich einer unbefugten Anmaßung schuldig gemacht zu haben, da Ew. Majestät mir späterhin auf der Reise eine ungleich ausgedehntere Befugniß zuzugestehen geruhten."

„That ich das?" fuhr der Kaiser zornig auf, und ohne sich auf weitere Erörterungen einzulassen, setzte er hinzu: „Gut, ich nehme jene Befugniß hiermit ausdrücklich zurück, richten Sie sich darnach, Herr Secretair."

„Sie sind unbeschränkter Herr ihres Willens, Sire," versetzte Max, ebenfalls aufwallend, „aber erlauben Sie mir auch zu bemerken, daß durch diesen Befehl der von mir damals schon befürchtete Fall eintreten muß, wo ich als ein unnützer, überflüssiger Diener in Ihrem Solde unverdientes Brod essen müßte."

„Sie haben wohl nur auf eine Gelegenheit gehofft, mich und diese Insel, die mir zum Kerker dient, zu verlassen, Herr Secretair," fiel Napoleon, von seiner men-

schenfeindlichen Stimmung fortgerissen, ein. „Ich will Niemand zwingen, bei einem Unglücklichen auszuharren, Ich muß es ja immer mehr gewohnt werden, mich von allem, was mir lieb ist, zu trennen. Reisen Sie ab, so bald Sie wollen, des Dienstes bei mir sind sie entlassen, der Großmarschall wird Ihnen Gehalt und Reisegeld auszahlen."

„Sire, diese Beschuldigung kam nicht aus ihrem Herzen, sie war nur das Erzeugniß ihrer finstern Stimmung," bemerkte Max, und trat, voll innigen Mitleids gegen den Schmerzgebeugten, dem Monarchen einen Schritt näher, doch dieser winkte abwehrend mit der Hand, und starrte finster auf die vor ihm liegenden Papiere. Max verließ das kaiserliche Zimmer, stieg die Treppe des Gouvernementshauses hinab, und im Eingange desselben kam ihm der Feldmarschall-Lieutenant Koller entgegen.

„Ich bin eilig," redete der Oheim den Neffen sogleich an, „denn denke Dir, Max, morgen schon will der französische Schiffscapitain seine Anker lichten, um nach Genua hinüber zu segeln. Dorthin aber hat mir mein Kaiser Aufträge zum Abschluß einer Handelsverbindung gegeben, und die Gelegenheit kommt mir deshalb sehr erwünscht. Aber Du kannst denken, daß die schnelle Abreise manche Vorkehrungen nöthig macht, ich wollte deshalb auch nur eiligst und schleunigst die nögen Anordnungen zu Hause treffen. Dennoch war ich zu neugierig, zu hören, welchen Erfolg Dein Versuch

gehabt hat, darum sprich nur schnell, in einer kleinen Weile komme ich wieder, da sollst Du mir in der gehörigen Bequemlichkeit alles ausführlicher erzählen."

„Das Resultat ist kurz und entschieden," antwortete Max, als ihn der Onkel zu Worte kommen ließ, „der Versuch ist mißglückt, der Kaiser hat mich aus meinem bisherigen Dienste entlassen, eben war ich im Begriff, Sie, bester Oheim, im Hafen aufzusuchen, um Sie zu bitten, bei der Ueberfahrt nach dem festen Lande auch ein Plätzchen für Ihren Neffen mit zu bedingen."

„Das verhüte Gott, daß es dahin kommen sollte," rief der Feldmarschall-Lieutenant erschrocken aus. „Nein, Max, jetzt, gerade jetzt darfst Du den Unglücklichen, der mit sich und den Menschen zerfallen ist, nicht verlassen, jetzt, wo ihm ein Mann so noth thut, der es ehrlich und gut mit ihm meint. Uebereile Dich nicht, Neffe, versprich mir, keinen Schritt zu thun, bis ich wieder zurück komme, in aller Eile bin ich wieder bei Dir."

Das Gespräch des Oheims und Neffen wurde durch einen Staatswagen mit fürstlichem Wappen unterbrochen, der vor dem Gouvernementshause vorfuhr. Während der Feldmarschall-Lieutenant, mit Hintansetzung aller Bequemlichkeit, davoneilte, stieg aus dem Wagen eine verschleierte Dame, kam sogleich auf Max zu, warf, vor ihm stehend, den verhüllenden Schleier zurück, und Max wollte seinen Sinnen nicht trauen, es war — die Prinzessin Borghese.

„Ich betrachte es als eine gute Vorbedeutung, gerade Sie, Herr Hauptmann und Geheim-Secretair, zu finden," redete die Fürstin den Erstaunten mit wohlthuenden Worten an. „Meinem Entschlusse getreu, bin ich dem Kaiser hierher gefolgt. Vor einer Stunde bin ich gelandet, und jetzt schon eile ich hierher, um meinen Bruder zu überraschen. Sagen Sie mir, wo treffe ich ihn, wird er mich freundlich empfangen?"

„Die liebenswürdige und geliebte Schwester des Kaisers darf sich wohl stets eines freundlichen Empfangs versichert halten," bemerkte Max ausweichend, „doch," setzte er achselzuckend hinzu, „möchte ich nicht zu einer Ueberraschung des Monarchen rathen. Der Kaiser hängt in diesem Augenblicke der finstern Stimmung mehr, als gewöhnlich nach, die ihn seit seiner Landung auf dieser Insel befallen hat."

„Steht es so mit dem Bedauernswerthen?" sagte die Prinzessin, „dann ist es freilich besser, daß er mein Hiersein zuvor erfährt, ehe er mich sieht. Ich will einstweilen in Ihrem Zimmer abtreten, lieber Hauptmann, und sie haben die Güte, mich bei dem Kaiser anzumelden."

„Ihre Befehle, gnädigste Frau, würde ich augenblicklich mit Vergnügen erfüllen," entgegnete Max zögernd, „aber der Kaiser hat mich so eben meiner bisherigen Dienste für immer entlassen, doch will ich sogleich den Großmarschall von der Anwesenheit ihrer Durch-

laucht benachrichtigen, um statt meiner die Anmeldung zu besorgen."

„Was muß ich hören," fiel die Fürstin ein, und auf ihren schönen Gesichtszügen sprach sich Bestürzung und Unzufriedenheit aus, „Sie hat er seiner Dienste entlassen? Nein, nein, nein, das darf nimmermehr geschehen. O, ich habe schon manches bei ihm durchgesetzt, wo andere vor der bloßen Bitte zurückbebten. Jetzt muß ich meinen Bruder sprechen, er muß mich annehmen. Eben darum aber wiederhole ich auch meine Bitte an Sie, Herr Hauptmann, melden Sie mich dem Kaiser an, der Großmarschall möchte die Sache auf dem Wege des gewöhnlichen Hofceremoniels abmachen, und meine Absicht würde leicht verfehlt werden."

Max geleitete die Fürstin in sein Zimmer, und ging, die kaiserliche Schwester dem Kaiser anzumelden, während diese von dem Zimmer, wie von ihrem Boudoir Besitz nahm.

„Was wünschen Sie noch, mein Herr?" fragte Napoleon bei dem Eintritte seines zeitherigen Geheimsecretairs, „will der Großmarschall Sie nicht genügend befriedigen? Ich werde ihm Befehl geben, alle Ihre Wünsche zu befriedigen."

„Ew. Majestät haben Unrecht," entgegnete Max, schmerzlich aufgeregt, „stets die eigennützigsten Absichten bei mir vorauszusetzen. Für mich wünsche und begehre ich durchaus nichts mehr von Ew. Majestät, aber Ihre kaiserliche Schwester, die Fürstin Borghese, läßt durch

mich um eine freundliche Aufnahme bitten, sie ist so eben angekomen, um freiwillig das Loos ihres erhabenen Bruders zu theilen."

„Ew. Majestät haben Unrecht!" wiederholte Napoleon, mit sich selbst sprechend, und ohne die Anmeldung der Fürstin zu berücksichtigen, mehrmals vor sich hin, „ganz so lauteten auch damals die Worte. Ja, ich habe Unrecht, ehrlicher Max, daß ich Dich verkannt, daß ich Dir wehe gethan habe," fuhr er dann laut fort, stand auf, und reichte dem Geheimsecretair die Hand, „halte meine harten, ungerechten Worte der unglücklichen Stimmung zu gut, die mein Herz mit einer Eisrinde überzieht. Bleibe bei mir, Max, ich habe Deine gut gemeinte Absicht wohl verstanden, Du sollst sehen, daß ich sie zu würdigen weiß."

„Sire," versetzte Max, von der gütigen, fast demüthigen Bitte des großen Kaisers tief ergriffen, „nicht Eigennutz hat mich bestimmt, in Ihren Dienst zu treten, als Sie selbst mir den Vorschlag dazu thaten. Die hinreißende Schilderung, die Sie damals von Ihrem Leben und Wirken entwarfen, sprach mich lebendig an, der Wirkungskreis, den Ihre Gnade mir dabei zutheilte, erfüllte mich mit der schönen Hoffnung, auch nach meinen schwachen Kräften das Meinige zu dem entzückenden Bilde beitragen zu dürfen. Kann ich diesen Zweck fernerhin verfolgen, muß ich nicht als ein unnützer, überflüssiger Diener unverdientes Brod essen, dann bleibe ich gern, und gewiß werde ich dem ehrenvollen Zutrauen

das Ew. Majestät in mich setzen, mit deutscher Treue und Redlichkeit zu entsprechen suchen. Wünschen Ew. Majestät, früh oder spät, meine Dienste nicht mehr, dann scheide ich arm, wie ich gekommen bin, aber ohne Groll, und nur mit Bedauern, nicht mehr in der Nähe des großen Mannes weilen zu können, an dessen Person mich Bewunderung und Anhänglichkeit fesselten."

„Wenn Du so denkst, guter Max," fiel der Kaiser in der heitersten Stimmung ein, dann trennen wir uns nie. O, Du sollst schon mit mir schaffen, wirken und arbeiten, daß Du wohl oft genug unwillig darüber werden wirst. Dein verwelkter Veilchenstrauß hat den Mißmuth besiegt, der mich bisher gefangen hielt, sein Anblick hat die Erinnerung an das Sinnbild der bescheidenen Blume neu in mir hervorgerufen, durch sie habe ich den Wirkungskreis wieder erkannt, den mir dieses kleine Inselland anweis't. Ja, Max, Elba soll durch mich neu erblühen, und nach Jahrhunderten noch soll man hier den verbannten Napoleon segnen, wir wollen schaffen und bauen, wir wollen die Bergwerke ergründen und ausbeuten, wir wollen die Salzteiche, die Fischerei dieser Insel auf den höchsten Gipfel ihres Gedeihens führen, wir wollen neue Straßen anlegen, Wasserleitungen errichten, und den undankbaren Boden des Landes zwingen, uns seine Gaben im reichsten Maße zu spenden. Die Schnurrbärte meiner alten Garde, die bisher nur gewohnt waren, meine Schlachten zu kämpfen, sollen gleich mir lernen, die Wohlthaten des goldenen Friedens

zu erkennen, sie sollen die zerstörende Waffe mit dem schaffenden Spaten und Grabscheit vertauschen. Aus den wilden kampflustigen Kriegern will ich friedliche arbeitsame Landleute für mein kleines aber glückliches Eiland erziehen. Und Du, Max, sollst die Hand sein, die diese Wohlthaten des Friedens meinen harmlosen Unterthanen spendet, gleich jetzt beauftrage ich Dich, Max, 100,000 Fr. aus meiner Chatoulle zur Verbesserung der Straßen an die Bewohner von Porto Ferrajo auszuzahlen."

Die Schilderung alles dessen, was sein großer, rastloser, unerschöpflicher Geist für die kleine Insel Elba wirken und nützen könne, hatte Napoleon begeistert. In seinen geistreichen Augen strahlte das Feuer wieder, das sein Inneres durchglühte. Auf den Gesichtszügen malte sich das Gefühl der Zufriedenheit ab, das sein Herz bei dem Gedanken an einen segensreichen Wirkungskreis empfand. Auch Max theilte diese Begeisterung, hingerissen von ihr sank Rang und Standesverschiedenheit, Hoheit und Krone in ihr ursprüngliches Nichts vor ihm zusammen, feurig drückte er des Kaisers Hand an seine Brust, und erst nach geraumer Zeit fragte er:

„Und was darf ich der Fürstin Borghese auf ihre Bitte für eine Entscheidung bringen?"

„Ach! Du erinnerst mich wieder an die Ankunft meiner Schwester," sagte der Kaiser gleichgültig. „Schon um des Boten willen, den sie für ihre Meldung gewählt hat, darf ich sie nicht zurückweisen, bringe ihr diese Antwort, Max."

Während Max mit seinem erhabenen Gebieter das bezaubernde Bild der Segnungen entworfen hatten, die der kleinen Insel aus der Herrschaft des großen Mannes kräftig erblühen sollten, hatte die Fürstin Borghese in dem Zimmer Hohenthals sich auf dem Sopha niedergelassen, und las emsig in einem Buche, das sie zufällig dort fand. In diese Beschäftigung vertieft, hatte sie den gewichtigen Tritt nicht vernommen, der sich dem Zimmer näherte; die Thüre ging auf, und der Feldmarschall-Lieutenant Koller trat ein. Höchlich erstaunt über die Anwesenheit einer fremden, ihm unbekannten Dame in dem Zimmer seines Neffen, machte der biedere Oheim gewaltige Augen, entschuldigte aber gleichzeitig seinen unangemeldeten Eintritt mit der Bemerkung, daß er nur seinen Neffen hier zu finden geglaubt, und deshalb auch nicht durch sein Erscheinen eine Störung zu verursachen befürchtet habe.

„Der Onkel des liebenswürdigen Geheim-Secretairs ist mir zu jeder Zeit willkommen," erwiederte die Prinzessin artig, jedoch mit der Herablassung einer Fürstin, „es ist mir angenehm, Sie bei dieser Gelegenheit kennen zu lernen. Sie stören mich nicht, gern gestatte ich Ihnen, gleich mir Ihren Neffen hier zu erwarten."

Das nenne ich doch echt italienische Impertinenz, dachte der Feldmarschall-Lieutenant, fand es deshalb auch nicht der Mühe werth, die gnädige Vergünstigung der unbekannten Dame mit einem Worte zu beantworten, setzte sich ohne Weiteres auf einen Stuhl, möglichst weit

von der zweifelhaften Erscheinung, und erwartete so, geduldig, jedoch mit manchem Kopfschütteln, die Zurückkunft des Neffen. Die Fürstin Borghese warf einen Blick der Befremdung auf den unhöflichen Mann, griff wieder zum Buche, und setzte ihre frühere Lectüre fort. Endlich befreite die Zurückkunft Hohenthal's beide Theile aus der sonderbaren Stellung.

„Ihre Majestät freuen sich, die Fürstin Borghese in Porto Ferrajo willkommen heißen zu können, und erwarten Ihre Durchlaucht im Arbeitszimmer," wendete sich Max bei seinem Eintritte sogleich an die Prinzessin, ohne die Anwesenheit des Onkels zu bemerken, während dieser bei dem Namen der Prinzessin ein gewaltig langes Gesicht zog. Die Fürstin brach sogleich dahin auf, Max geleitete sie in pflichtschuldiger Ehrerbietung zu dem kaiserlichen Bruder, verkehrte dann noch einige Zeit mit dem Großmarschall, und fand bei der Zurückkunft in sein Zimmer — den Onkel.

„Lieber Oheim," redete ihn der Neffe alsbald an, „Sie sind mir herzlich willkommen, aber Sie haben sich vergebens hierher bemüht, die Umstände haben sich wesentlich verändert, ich bleibe in meinem bisherigen Dienste beim Kaiser.

„So?" fragte der Onkel, und sein Gesicht ward dabei wo möglich noch länger, „und ich komme eben zu Dir, um Dir zu sagen, daß ich Deine Abreise von hier billige, daß ich stehenden Fußes hingehen will, Deine

Ueberfahrt mit mir nach Genua bei dem französischen Schiffscapitain zu bedingen."

„Nun bei Gott," machte Max seiner Verwunderung über des Oheims Sinnesänderung Luft, „der heutige Tag scheint dazu bestimmt zu sein, mich nicht zur ruhigen Besonnenheit gelangen zu lassen. Der Kaiser entläßt mich seiner Dienste, als ich es gut mit ihm zu meinen gedachte, und jetzt bittet er selbst mich wieder, bei ihm zu bleiben, ohne daß ich ein bittendes Wort zu ihm sprach. Und Sie, Oheim, bestürmen mich, zu bleiben, als ich abreisen soll, und wollen wieder meine Ueberfahrt nach Genua bedingen, nachdem ich zu bleiben versprochen habe. Erklären Sie mir doch um Gotteswillen diese Räthsel, mein Verstand reicht nicht aus, dieses Labyrinth zu entwirren!"

„Eben darum," antwortete der Oheim mit Nachdruck, „eben darum, weil sich die Umstände, wie Du es zu nennen beliebst, so wesentlich verändert haben, hat sich auch meine Ansicht von der Sache verändert, eben darum, weil Du jetzt so bereitwillig bist, zu bleiben, stimme ich für Deine Abreise. Max, Max, schon in dem Landhause der Fürstin Borghese habe ich Dir die Warnung zugerufen: Nicht immer schützt der fürstliche Hermelin vor unbesonnenen Streichen. Meine Anwesenheit auf Deinem Zimmer, die Du im Anschauen der schönen Frau nicht einmal der Beachtung werth gefunden hast, läßt mich befürchten, daß meine Warnung schon von vorn herein leider dennoch zu spät gekommen ist."

„Schallt Ihre Besorgniß daher? O da dürfen Sie ganz ruhig sein," lachte Max laut auf, setzte aber gleichzeitig fast mit Klagetönen hinzu: „Ach, bester Oheim, ich habe inzwischen Schein von Wahrheit unterscheiden lernen, ach, ich habe ein Mädchen, nein! einen Engel gesehen, der allein unumschränkt in meinem Herzen thront, deren Gegenliebe allein mich zum glücklichsten Sterblichen machen kann!"

„Da höre ich ja immer schönere Dinge," lachte der Onkel ebenfalls, da ihn das Geständniß des Neffen wenigstens von der ursprünglichen Besorgniß befreite, „wer ist denn das Mädchen, nein! der Engel, der allein Dich zum glücklichsten Sterblichen machen kann? Verweilt sie auf diesem irdischen Eilande, wie heißt sie, wer sind ihre Eltern?"

„Ja wer das wüßte," seufzte Max kläglich „nicht eine einzige Ihrer Fragen weiß ich zu beantworten. Ich sah sie nur ein einziges Mal auf dem Marktplatze von Porto Ferrajo, wo sie gleich einem Wesen aus höheren Regionen an mir vorüber schwebte, aber dieser einzige Anblick reichte mehr als genug hin, mein Herz auf ewig an sie zu fesseln."

Lange konnte der muntere Oheim im herzlichen Lachen über die Klagen des liebekranken Neffen kein Wort der Einwendung sprechen, und erst nach geraumer Weile sagte er in gewohnter Gutmüthigkeit:

„Ich sehe, auch Du entgehst Deinem Schicksale nicht, armer Max, die Liebe fängt an, ihre Herrschaft über Dein Herz auszubreiten, der ehrliche Oheim ist zu ohnmächtig, sich der gewaltigen Göttin mit seinen Warnungen hindernd entgegen zu stellen. Nun in Gottesnamen, Neffe, folge Deinem Geschick, liebe, tobe, brause, rase wie alle Liebende, aber was Du auch thust, bewahre Dir die Reinheit Deines schönen Herzens, erspare Dir jede zu späte Reue für das Alter. Wahre edle Liebe ist ein sanftes wohlthätiges Licht, das unsern Lebenspfad mit rosigem Scheine erleuchtet und überglänzt, Sinnenrausch ist ein zündender Blitz, der aus schwarzem Gewölke herniederfährt, um uns in endlose Abgründe zu verlocken. Wähle Dir eine freundliche Gefährtin auf der Lebensbahn, sie sei hoch oder niedrig geboren, nur sei sie Deines Herzens würdig. Beherzige meine wohlgemeinte Bitte ja, Max, und sagt Dir Dein Gewissen, daß Du es gethan hast, dann gehe unbesorgt der Zukunft entgegen, mögen Reichthümer Dich lohnen, oder Armuth Dein Loos sein, mögen Rosen Dir erblühen, oder nur ihre Dornen Dich verwunden, kehre allein, oder an der Seite eines edlen Weibes in das Vaterland zurück, zu jeder Zeit sollst Du die Arme Deines treuen Oheims zum herzlichsten Empfange geöffnet finden.“

Mit sichtbarer Rührung hatte der Oheim diese Worte gesprochen, mit einer Thräne im Auge küßte er den Neffen und schied. Es war sein Abschied von ihm, nur

wenige kurze Worte benachrichtigten diesen am andern Morgen schriftlich von der Abreise des Feldmarschall-Lieutenants, Baron von Koller.

XIII.

Ein neues reges Leben hatte auf der Insel Elba begonnen, seitdem der rastlose, unerschöpfliche Geist Napoleons sich mit gewohntem Feuereifer dem Wohle seiner neuen Unterthanen zuwendete. Begleitet von seinem Geheim-Secretair durchflog er das kleine Reich nach allen Richtungen, lobte hier und ordnete dort an, verbesserte und befahl und spendete mit freigebiger Hand seine eigenen Schätze der Wohlfahrt des armen Inselvölkchens. Und auf seinen Befehl, unter seinen Augen breitete sich, wie von einem Zauberschlage hervorgerufen, ein Netz künstlicher Straßen da aus, wo früher kaum das sichere Maulthier zu fußen wagte, führte aus dem Gebirge her eine kühne Wasserleitung den Bewohnern von Porto Ferrajo das unentbehrlichste Lebensbedürfniß zu, entstanden in der Residenz Paläste und Wohlthätigkeits-Anstalten, stiegen zu Porto Longone neue Gebäude für die Salzsiedereien empor, hob sich an den Küsten die Thunfischerei, schaufelten und gruben mit Hacke und

Spaten die krieggewohnten Soldaten der alten Garde in den kargen Boden, und zwangen ihm neue, unbekannte Erzeugnisse ab. Max fand die gewünschte Beschäftigung in überreichem Maaße, sein Schreibtisch war früh und spät mit Plänen, Entwürfen und Papieren aller Art überdeckt, und nur selten blieb ihm ein freier Tag. Aber wenn ihm dieser Genuß zu Theil ward, dann streifte er hinaus in die ihm noch unbekannten Theile der Insel, träumte sich auf den Gebirgen von Elba im Geiste hinüber zu den heimathlichen Wäldern des Harzes, und kehrte erst zur späten Abendzeit mit neuen Entwürfen nach Porto Ferrajo zurück. Vor allen aber sprachen ihn die Eisenbergwerke bei dem Dorfe Rio an, dorthin richtete er vorzugsweise seinen Weg, dort fuhr er in die tiefen Schachte, und erfreute sich an der regen Betriebsamkeit der emsigen Bergleute, an der umsichtigen Leitung des schweren, mühseligen Geschäfts, die einem Bergmeister oblag, der in früheren Jahren hierher berufen worden war, dessen Namen aber die italienische Zunge nicht auszusprechen vermogte.

So kehrte Max eines Abends nach Porto Ferrajo auf einem ihm noch unbekannten Wege zurück. Er führte in ein himmlisch schönes Thal, durch das sich ein Gebirgsbach in malerischen Krümmungen hindurch schlängelte, in dem ein Hain von Olivenbäumen das dunkel gefärbte Laub entfaltete, an dessen Seiten blökende Schaf- und Ziegenheerden unter den melodischen Lauten der umgehängten Glocken weidete, über dessen trauliche Stille

der südliche Himmel Italiens sein tief dunkles Blau wölbte, seinen unendlichen Liebreiz ausgoß. In einer Einbiegung des friedlichen Thals lag ein kleines, aber malerisch schönes Landhaus, umgeben von einigen niedrigen Hütten zufriedener Landleute, vor ihm stand eine Gruppe duftender Akazien, unter ihnen verbreiteten Thymian und Lavendel süßen Wohlgeruch über den frischen Rasenteppich. Das liebliche Plätzchen lud mit unwiderstehlicher Gewalt zur Ruhe ein, der Tag war glühend heiß gewesen, selbst der Abend verbreitete nicht die ersehnte Kühle über die erschlaffte Natur, denn der Seewind hatte sich noch nicht erhoben, kein Lüftchen regte sich im Laube der Akazien. Max war ermattet, er warf sich nieder auf den grünen Rasen unter den duftenden Bäumen und seine Blicke hingen mit Entzücken, mit einer noch nie gefühlten Sehnsucht an dem stillen Thale. an dem einladenden Landhause mit seinen grünen Jalousien unter dem rothen Ziegeldache.

Der genußreiche Abend, das freundliche Thal, das malerische Landhaus wiegten den Ruhenden in schwärmerische Träume, er sah sich im Geiste an die Seite eines liebenden und geliebten Weibes versetzt, und die holde Gestalt trug die Züge des unbekannten Mädchens, dessen Anblick auf dem Marktplatze von Porto Ferrajo seinem Herzen die erste junge Liebe eingeflößt hatte. Und wie Max so recht lieblich träumte und schwärmte, schwebten aus der geöffneten Jalousie des Landhauses magische Accorde einer Guitarre zu ihm herüber, Worte in

deutscher Sprache, Laute der theuren Heimath, schlugen an sein lauschendes Ohr, und eine Stimme sang eine Nachahmung von Göthe's schönem Liede:

Kennst Du das Land, wo treue Liebe thronet,
Wo Unschuld noch in reinem Herzen wohnet,
Wo Tugend man in Wort und Werken übt,
Den Nebenmenschen wie den Bruder liebt?
Kennst Du es wohl?
Dahin, dahin,
Möcht' ich mit Dir, Du lieber Fremdling, ziehn!

Kennst Du den Berg, das Haupt mit Schnee bedeckt,
An dessen Fuß der Hammer Eisen streckt,
Der frohe Hirt bläs't dort sein Abendlied,
Wenn über ihn der kühne Jäger zieht?
Kennst Du ihn wohl?
Dahin, dahin,
Möcht' ich mit Dir, Du lieber Fremdling, ziehn!

Kennst Du das Thal, in dem mit starker Hand
Armin, der Held, der freie Mann erstand?
Wo für das Recht das Schwerdt er feurig schwang,
Dem deutschen Volk die Freiheit einst errang?
Kennst Du es wohl?
Dahin, dahin,
Möcht' ich mit Dir, Du lieber Fremdling, ziehn!

Kennst Du das Haus mit seinem Dach von Stroh,
Es lebt der Bergmann dort vergnügt und froh,
Es würzt Zufriedenheit des Dürft'gen Lebenslauf,
Ein treues Weib blickt liebend zu ihm auf?

Kennst Du es wohl?
Dahin, dahin,
Möcht' ich mit Dir, Du lieber Fremdling, ziehn!

Welche Feder vermögte Hohenthal's Erstaunen, sein namenloses Entzücken bei den deutschen Lauten, bei der unverkennbaren Schilderung des Harzwaldes zu malen! Das Lied war verklungen, der Gesang war verstummt, nur noch einzelne Accorde der Guitarre schlugen an sein Ohr, und noch schwelgte Max im Nachgefühle des bezaubernden Genusses. Jetzt aber sprang er auf, er mußte die Sängerin sehen, ihr danken für das holde Bild aus der Heimath, er eilte der geöffneten Pforte des Landhauses zu. Aber auf dem Wege dahin hüpfte ihm ein kleiner munterer Affe entgegen, und verkündete mit possirlichen Sprüngen seine Freude über die glückliche Flucht aus der strengen Haft, bald keck, bald altklug überflogen seine schnell wechselnden Blicke die Gegend. Doch seine Freude wurde garstig gestört. Feindlich stürzte aus dem Hofe einer der umliegenden Bauernhütten ein großer beißiger Hund auf ihn hin, und ehe es noch dem erschrockenen Thierchen glückte, sich am Stamme einer Akazie hinanzuschwingen, hatte es schon der scharfgezahnte Rachen des blutgierigen Hundes gefaßt. In dieser höchsten Noth sprang Max dem Unterdrückten zu Hülfe, verjagte mit dem Rechte des Stärkern den beißigen Hund, und nahm den zitternden Affen auf den Arm; das Zurückbringen des Flüchtlings gab ihm ja den erwünschtesten Vorwand, das Landhaus zu

betreten, die Sängerin in ihm aufzusuchen. Kaum hatte sich jedoch der Gerettete auf den Arm seines Retters festgesetzt, als auch schon aus der Villa her ein Mädchen dem Flüchtlinge nachflog, und mit beängstigter, zitternder Stimme, bald Max, bald den Affen anredend, in italienischer Sprache rief:

„Ach, Signor! wie danke ich Ihnen! Garstiger Jocko, die Strafe ist Dir auf dem Fuße nachgefolgt! Ich mußte den gräßlichen Anblick sehen, ohne helfen zu können! Lieber Jocko, Du bist doch nicht verwundet? Nur Ihnen, Signor, verdankt das falsche Geschöpf sein Leben. Komm, kleiner Liebling, zu Deiner allzunachsichtigen Gebieterin!"

Während dieser Doppelrede war das Mädchen herangeeilt, und stand in lieblicher Verwirung vor Max. Der kleine Affe hatte sich folgsam von Hohenthal's Arm auf den seiner Gebieterin geschwungen und schmiegte sich, um Gnade bittend, schmeichelnd an ihre Brust. Max hatte indeß, das Mädchen selbst näher zu betrachten, Zeit gewonnen, und stand nun, fast eben so verwirrt, vor der lieblichen Erscheinung, wie diese vor ihm. Es war die Gestalt, der Wuchs, es waren die Gesichtszüge des Mädchens, das er auf dem Marktplatze von Porto Ferrajo gesehen hatte, und doch war sie es nicht. Jene, wie diese, trug statt der Locken Haarflechten, die sich von der Stirn über die Wangen in zierlicher Halbrundung hinschlängelten, aber das Mädchen von Porto Ferrajo — das wußte er mit unumstößlicher Gewißheit — hatte

lichtbraunes Haar, und unter feingeformten, lichtbraunen Bogen hervor hatten ihn ein Paar feurige, dunkle Augen eines freundlichen Blickes gewürdigt, die liebliche Erscheinung vor ihm aber hatte hellblondes Haar, und die in lieblicher Scham gesenkten Augen waren blau.

Das schüchterne, hellblonde Mädchen hatte sich früher noch gesammelt wie Max selbst und sagte:

„Signor, Sie werden über das kindische Mädchen spotten und lachen, das Ihnen so eben reichlichen Stoff dazu gegeben hat, aber ich will es nicht leugnen, der undankbare Jocko ist unverdienter Weise nun einmal mein Liebling. Ich sah seine Gefahr, ohne fähig zu sein, ihm in der höchsten Noth Beistand zu leisten, Ihrem Mitleide mit dem armen Geschöpfe bin ich den herzlichsten Dank schuldig, für den ich gleichwohl selbst jetzt noch nicht Worte finden kann."

„Beschämen Sie mich nicht durch Dank, Signora," bat Max, „für die Erfüllung einer Pflicht des Mitleids, die kein Wort des Dankes verdient. Auch haben Sie mir schon überreichen Lohn für das Unbedeutende, was ich nützte, zu Theil werden lassen, ich war so kühn, Ihr entzückendes Spiel, Ihren hinreißenden Gesang zu belauschen!"

„Mein Verdienst ist dabei nur gering," entgegnete das Mädchen, „ich spielte nur die Guitarre, während meine Schwester sang. Aber ich fürchte auch, der Gesang kann Ihnen nicht gefallen haben, die Sprache, in

der er vorgetragen wurde, klingt einem italienischen Ohr rauh und mißtönend."

„Wohl möglich," antwortete Max, und faßte dabei des Mädchens Hand in die seinige, aber ich liebe diese Sprache mehr, als jede andere, sie ist ja die Meinige, die Sprache meiner unvergeßlichen Heimath!"

„Wie, Sie sind ein Deutscher?" rief das Mädchen freudig überrascht in italienischer Sprache aus, und zu den Jalousieen der Villa hinauf in deutscher Sprache: „Anna, Anna, Schwester Anna komm heraus, eile, fliege herbei, Dich erwartet große Freude!"

In der Freude ihres Herzens über das Wiederfinden eines Landsmanns in dem fremden Eilande hatte das Mädchen ihr Händchen unbewußt in Hohenthal's Hand ruhen lassen, und Hand in Hand standen Beide, als Anna aus dem Landhause herzu kam. Beim Anblick der zärtlichen Gruppe rief sie der Schwester tadelnd zu:

„Aber, Malwine, was soll ich von Dir denken, daß Du mit einem fremden Herrn!" — doch jetzt sah Anna den fremden Herrn näher an, erröthete bis zur Stirn, und verstummte mitten in ihrer Strafrede. Und eben so stand Max, erröthend, verwirrt, keines Worts mächtig, ihr gegenüber. Er erkannte in der holden Strafpredigerin das bezaubernde Mädchen vom Marktplatz zu Porto Ferrajo.

Malwine sah bald die Schwester, bald Jocko's Retter mit zweifelhaften Blicken an, parodirte dann die Schwester mit den Worten:

„Aber, Anna, was soll ich von Dir denken, daß Du beim Anblicke eines fremden Herrn" bog sich dann dicht an das Ohr der Schwester, und lispelte ihr unter schelmischen Lachen zu:

Kennst Du das Land, wo stille Liebe thront?
Kennst Du es wohl?
Dahin, dahin,
Möcht' ich mit Dir, Du lieber Fremdling, ziehn!

„Gotts Kobold und tauber Dunst!" donnerte jetzt eine kräftige Männerstimme von der Villa her, „ist das auch eine Manier, Ihr Mädchen, daß Ihr verschwindet, wie ein ausgeblasenes Grubenlicht, und laßt mich allein zu Schacht fahren. He, Mädchen, wo seid Ihr? Macht nicht, daß ich fluche! Mit diesen Worten schritt aus dem Hofe ein kleiner, wohlbeleibter Mann auf die Gruppe zu. Er war schon ziemlich bejahrt, das bewies das vom Alter gebleichte Haar, aber seine Gestalt war noch in voller Kraft, und in seinem raschen, muntern Wesen sprach sich die ganze Lebhaftigkeit der Jugend aus. Beim Anblick eines fremden Mannes zwischen den beiden Mädchen stutzte er einen Augenblick, und fragte auf italienisch:

„Darf ich fragen, wer der Signor ist, und worin sein Anliegen besteht?"

„Vater, es ist ein Deutscher," fiel Malwine ein, „ein Landsmann von uns, der mir eben meinen Jocko aus dem Rachen des beißenden Wächterhundes gerettet hat,

und den ich dadurch als unsern Landsmann habe kennen lernen."

„Ein Deutscher! ein Landsmann!" polterte der muntere Alte noch schneller, als zuvor, „und Ihr unbesonnenen Mädchen laßt ihn, wie einen italienischen Lazzaroni vor der Thüre stehen, dafür sollt Ihr mit mir morgen des Tags zu Schachte fahren, so tief, daß Ihr Himmelsgewölbe für das Flämmchen eines Oellämpchens anseht. Signor, lieber Herr, Landsmann, Freund," wendete er sich darauf an Max, „lassen Sie mich nicht ausessen, was die leichtsinnigen Mädchen eingebrockt haben. Glauben Sie ja nicht, daß der Oberberg- und Hütteninspector Zornstach einen Deutschen, einen Landsmann vor seinem Landhause ohne eine freundliche Einladung, ohne ein Gericht Gerngesehen vorüberziehen läßt. Kommen Sie Freundchen, wir müssen ein deutsches Wort mit einander plaudern, wir müssen uns näher kennen lernen. Treten Sie ein in mein kleines Eigenthum. Oder — setzte er nach kurzem Besinnen hinzu — warum wollen wir da drin in dem dumpfen Stollen, ich meine die Stube, zu Sumpfe treiben, Sie haben doch auch den lieblichen Abend unter Gottes freiem Himmel genießen wollen, bringe uns Stühle und Tische heraus, Anna, dort unter den Akazien sollst Du uns Gesänge zimmern, und Du, Malwine, Du hast die Woche, fahre flugs zur Küche, setze Handfaustel und Brechstangen, Ritzeisen und Keilfimmel, sammt allem Ge-

zeug in Bewegung, und bereite uns ein einfaches deutsches Abendbrod."

Mit freudeleuchtenden Augen flog Anna fort, den willkommenen Befehl zu vollbringen, während Malwine weniger gern der Küche zuschlich. In wenigen Minuten standen unter den Akazien Stühle und Tische, besetzt mit wohlschmeckenden Südfrüchten, mit feurigem Wein und kühlender Limonade. Dorthin führte der Oberberg- und Hütteninspector Zornstach den willkommenen deutschen Gast, und Anna nahm dem Fremdlinge gegenüber Platz.

„Nun, Freund," begann hier der Hütteninspector, nun müssen Sie mir von dem lieben deutschen Vaterlande recht viel erzählen. Es sind schon fünf Jahre, daß ich von dort hierher berufen wurde, um die Leitung des Bergbaues auf Elba zu übernehmen, aber um so lieber höre ich etwas aus der Heimath. Vor allen Dingen sagen Sie mir, aus welchem Staate, aus welcher Stadt Deutschlands sind Sie gebürtig, und wie ist Ihr Name?"

Blankenburg, im Herzogthum Braunschweig, ist mein Geburtsort, und Max Hohenthal mein Name," antwortete Max.

„Wie? was?" fiel der Hütteninspector ein, „aus Blankenburg? Gotts Richtschacht und Erzschlegel, da sind wir ja so recht eigentlich Landsleute in der engsten Bedeutung. Wissen Sie, ich bin zu Osterode, im hannöverschen Fürstenthume Hildesheim, geboren, also sind wir beide Söhne des deutschen Harzes. Nun sind Sie

mir doppelt lieb und werth. Frisch auf, das Glas zur Hand, der alte Harz soll leben!"

Der Hütteninspector füllte das Glas des werthen Gastes mit perlendem Weine, und suchte nach seinem gewohnten Abendtrunke, dem selbstgebrauten Bier, doch dieses fehlte.

„Aber, Anna," wendete er sich tadelnd zur Tochter, „was soll denn das wieder heißen? Wo ist denn mein Abendtrunk geblieben? Willst Du gleich hinfahren, und ihn holen!"

Wiederum erröthend eilte Anna davon und brachte statt des erwarteten Biers die lange Tabackspfeife, die gefüllte Dose und das brennende Wachslicht.

„Seh mir einer das verwirrte Mädchen," lachte der Vater, „doch ich merke schon, Du meinst es gut mit mir, Du willst meiner Entschuldigung zuvorkommen, unserm lieben Gaste gegenüber eine Abendpfeife rauchen zu dürfen. Die Mühe hättest Du Dir ersparen können, ich wette eine reiche Stufe gegen ein buntes Gestein, als mein Landsmann, als ein echter Sohn des Harzes raucht er selbst seine Pfeife mit mir. Nicht wahr, Freund, das thuen Sie, und dabei plaudern wir recht vertraulich von der lieben Heimath!"

Max zog die Meerschaumpfeife hervor. Anna hatte indessen dem Vater nach gewohnter Weise die Pfeife gestopft, zündete rasch den Fidibus am Lichte an, und reichte dann Dose und Licht dem lieben Fremdling freundlich zu, dieser nahm fast zitternd aus der schönen Hand

das dargebotene, aber nur so lange er den brennenden Fidibus auf den Kopf hielt, gab die Pfeife Rauch von sich, vergebens war Hohenthals Bemühen, die widerspänstige Pfeife zum Brennen zu bringen.

„Gotts Kobold und faules Wetter, Freund Landsmann, Ihr Gezeug ist in den Göpeln nicht gut gerichtet," tadelte der Oberberg- und Hütteninspector bei dieser Wahrnehmung. „Geben Sie mir doch einmal die Pfeife, daß ich sehe, woran sich das Gestänge sperrt. Alle Grubengötter," lachte er beim flüchtigen Anblick der Dargebotenen hell auf, „wie soll denn die brennen, sie ist ja nicht einmal gestopft!" und nun erröthete Max bis über die Stirn, denn seiner holden Nachbarin gegenüber, hatte er ganz vergessen, daß zum Rauchen eine gefüllte Pfeife gehört.

„Aber sagen Sie mir doch, lieber Landsmann," leitete der Hütteninspector das beabsichtigte vertrauliche Plaudern ein, als endlich Dampfwolken aus Hohenthal's Pfeife den echten Sohn des Harzes beurkundeten, „was führt Sie denn eigentlich aus dem lieben deutschen Vaterlande auf diese unbekannte italienische Insel Elba? Doch ich merke schon, ein Harzbewohner ist ein geborner Bergmann, und da haben Sie eine Vergleichung zwischen den Bergbau im Vaterlande und hier anstellen wollen. Nun, das Werk hier ist jetzt wirklich im guten Zuge, und bringt jährlich seine 500,000 Francs netto ein, doch gegen unsere Stollen am Harze kommt es nicht auf."

„500,000 Centner jährlich?“ fragte Max zerstreut, um doch auch seiner Seits seine Aufmerksamkeit auf die Worte des freundlichen Wirths an den Tag zu legen, „500,000 Centner, Herr Oberberg- und Hütteninspector?“

„Gotts alle fündige Gänge und Klüfte! Freund Hohenthal, lachte der Inspector hell auf, sind Sie denn ganz des Teufels mit Ihren 500,000 Centnern jährlich? Wo sollen denn die herkommen, in einem Ländchen, wie Elba!“

Malwine's Dazwischenkunft ersparte dem Zerstreuten Entschuldigung und weitere Beschämung, denn Malwine brachte das Tischzeug, Anna deckte den Tisch, und die Schwester setzte eine große Schüssel der köstlichsten Fische auf. Der Vater griff nach der Fischkelle, um nach alter deutscher Sitte dem lieben Gaste die besten Bissen vorzulegen, aber statt der Fischkelle fand er — den großen Vorlegelöffel zur Suppe, Max suchte vergeblich das Messer zu den zwei Gabeln seines Tischgestecks, und Anna fand zu ihrer eignen Verwunderung keine Gabel, wohl aber doppelte Messer dafür an ihrem Platze.

„Malwine, Du hast Deine Sachen gut gemacht,“ sagte der Vater belobend zur jüngern Tochter, „aber was ich heute zu meiner verständigen Anna sagen soll, das weiß ich in der That nicht,“ und tauschte während dessen den unbrauchbaren Vorlegelöffel gegen die benöthigte Fischkelle kopfschüttelnd um. Nach Beseitigung der Anstöße beim Zubereiten der Tafel ging die Mahl-

zeit selbst ziemlich glücklich vorüber, doch aßen eigentlich nur der Oberberg- und Hütteninspector und Malwine, während Max und Anna dafür desto öfterer mit Blutröthe übergossen wurden, wenn, zufällig oder absichtlich, muß dahin gestellt bleiben, die Blicke des einen den Blicken des andern begegneten.

„Ueber Ihre 500,000 Centner," bemerkte inzwischen der freundliche Wirth, „haben Sie mir meine frühere Frage noch nicht beantwortet, lieber Hohenthal, was führt Sie denn eigentlich nach Elba? denn ein Bergmann sind Sie nicht, so viel habe ich nun doch wegbekommen."

„Ich bin jetzt als Geheim-Secretair im Dienst bei dem neuen Herrscher dieser Insel," beantwortete Max die Frage.

„Ein Deutscher, ein Braunschweiger, im Dienste Napoleons, das nimmt mich Wunder," sprach mißbilligend der Hütteninspector, „da muß ich noch einmal fragen, wie in aller Welt haben Sie sich dazu entschließen können, Herr Landsmann?"

Max erzählte ehrlich und treu von seinem früheren Hasse gegen den Unterdrücker Deutschlands, von seinem Kampfe gegen denselben, ging dann auf die allmählige Umstimmung seiner Ansichten über, erwähnte dabei, wie der Kaiser selbst ihm Dienste angeboten und gewünscht habe, daß er sie annehmen mögte, und setzte endlich mit Gefühl hinzu: „Jetzt ist der Mann, den ich einst haßte, nicht mehr der Feind meines Vaterlandes, jetzt

ist er herabgestürzt aus seiner einst schwindelnden Höhe, er ist unglücklich, er fühlt sich unglücklich, er sehnt sich in seiner Verlassenheit nach einem theilnehmenden Herzen. Finden Sie es unter solchen Umständen so auffallend, mich in seinen Diensten zu sehen, Herr Ober-berg- und Hütteninspector?"

Anna's feurige Augen hingen bei diesen Worten Hohenthal's so freundlich leuchtend an dem Munde des Sprechers, daß man nicht daran zweifeln konnte, auch sie denke und fühle, wie der liebe Fremdling. Doch ihr Vater polterte gutmüthig auf.

„Was, Oberberg- und Hütteninspector? ich bin der deutsche Jacob-Franz Carl Zornstach. Nennen Sie mich nur kurzweg bei meinem ehrlichen Namen, oder nennen Sie mich Landsmann, Freund, wie Sie wollen, nur ersparen Sie sich den ewig langen Titel. Aber Ihr Wort in Ehren, Freund Hohenthal, Ihrer Ansicht stimme ich dennoch nicht bei. Ein Deutscher, der das schwer lastende Joch des Tyrannen jahrelang zu tragen gezwungen ward, sollte auch mit deutscher Festigkeit dem ursprünglichen Gefühle gegen den Despoten treu bleiben. Was meint Ihr dazu, Anna und Malwine? Mädchen sind zwar nichts weiter, als taubes Gestein und leere Wetter, und sind nicht würdig, ein Urtheil zu fällen, wo Männer mit einander streiten, doch in Ermangelung eines bessern Schiedsrichters sollt Ihr dieses Mal unverdienter Weise zu der Ehre erhoben werden."

„Verschone mich mit einem Urtheile, lieber Vater, in einer Sache, wo ich gegen beide Theile so große Verpflichtungen habe, daß ich keinen von beiden um keinen Preis Unrecht geben könnte,“ bat Malwine, Anna aber sagte entschieden:

„Lieber Vater, Du selbst wirst mir beistimmen, wenn ich ohne Bedenken auf die Seite des Herrn Geheim-Secretairs trete. Er hat gehandelt, wie jeder brave Deutsche, wie Du selbst, mein guter Vater, an seiner Stelle gehandelt haben würdest. Sprich Dir doch nicht selbst ein so ungerechtes Urtheil, Dein biederes ehrliches Herz ist nicht geschaffen, auch selbst Deinen Todfeind zu hassen, zu verdammen, zu verlassen, wenn er im Unglücke Deine Hülfe, Deine Theilnahme anfleht. Offener Kampf, ja wenn es sein muß, Haß dem muthigen, gewaffneten Feinde, aber Schonung, Mitleid, Theilnahme dem Entwaffneten, dem Hülfsbedürftigen, das ist ja stets Dein Wahlspruch, Deine Handlungsweise gewesen, mein guter Vater, und ich — ich bin ja Deine folgsame Anna.“

„Hätte ich doch nicht die Thorheit begangen, Mädchen zu Schiedsrichtern aufzufordern,“ lachte der Hütteninspector gutmüthig,“ und zog dabei den Liebling seines Herzens stolz an die Vaterbrust, während Max, von seinem Gefühle hingerissen, einen langen heißen Kuß des Dankes oder — eines andern mächtigen Gefühls auf die zarte Hand des wunderlieblichen Richters drückte. Dem Glücklichen waren die Stunden des heutigen won-

nereichen Abends wie flüchtige Augenblicke vorüberge- rauscht, am tief blauen Himmelsgewölbe strahlten die Sterne in freundlicher Klarheit, und Luna goß ihren Silberschein über Hain und Flur, über Berg und Thal aus. Er mußte scheiden, so schwer auch dem liebenden Herzen der Abschied ward. Wohl polterte der gastfreie Zornstach bei diesem ganz gegen seine Ansicht laufenden Entschlusse Hohenthal's alle Flüche der Bergmannssprache heraus, aber — die Nothwendigkeit gebot, und nur die Versicherung, daß er seinen Besuch in jeder arbeitsfreien Stunde gern wiederholen werde, konnte den muntern Alten beruhigen.

„Darf ich hoffen, auch von Ihnen nicht ungern ge- sehen zu werden, holde Anna, beste Malwine?" fragte Max beim Abschiede, und faßte die Hand der beiden Mädchen.

„Unser lieber Landsmann, der Freund meines Vaters, der mitleidige Beschützer meines Jocko wird mir stets die freundlichste Erscheinung in unserer stillen Einsamkeit sein," antwortete Malwine mit Herzlichkeit. Anna schwieg, aber ein leiser, kaum fühlbarer Druck ihrer Hand verrieth dennoch dem Entzückten mehr, als die Worte aller Sprachen je auszudrücken vermogt hätten.

„Ein braver, lieber Mensch, dieser Hohenthal," be- merkte der Vater auf dem Rückwege nach der Villa ge- gen seine Töchter, „aber beim edlen Bergbau würde ich ihn nicht einmal ohne Sold als Bergzehnder in Arbeit nehmen. Er kam mir oft gewaltig zerstreut vor."

Anna schwieg bei dieser Beschuldigung des lieben Fremdlings, seine Zerstreutheit war ihr gar nicht so mißfällig, wie dem strenger richtenden Vater gewesen, und ein tadelndes Wort darüber vermochte sie vollends nicht auszusprechen, denn ihr Gewissen sagte ihr ja deutlich genug, daß sie damit zugleich den Stab über sich brechen würde. Auch Malwine schwieg, aber sie schlang ihren Arm um den Nacken der Schwester und sang:

Kennst Du das Land, wo stille Liebe wohnt?
Kennst Du es wohl?
Dahin, dahin
Möcht' ich mit Dir, du lieber Landsmann, ziehn!

XIV.

Die Pünktlichkeit, mit welcher Max das dem Inspector Zornstach beim Abschiede am Abend seines ersten Dortseins gegebene Versprechen im Verlauf der folgenden Zeit erfüllte, ließ gegen die Treue, mit welcher er Wort zu halten pflegte, nicht den geringsten Zweifel aufkommen. Er arbeitete mit dem angestrengtesten Fleiße, früh und spät, ja nicht selten ganze Nächte hindurch am Schreibtische, um auf der einen Seite den wirklich ungeheuren Anforderungen seines kaiserlichen Herrn und Gebieters

zu genügen, der auch sein Bestreben und seine Brauchbarkeit dankbar anerkannte, und es mit dem huldvollsten Wohlwollen, mit unbeschränktem Vertrauen belohnte, und um auf der andern Seite Muße zu gewinnen, jeden freien Augenblick bei, oder mit der ihm so unendlich lieb gewordenen Familie seiner deutschen Landsleute zu verleben. Sein befreundeter Umgang mit dem vielseitig gebildeten Oberberg- und Hütteninspector blieb selbst für die Absichten des wohlthätigen Beherrschers von Elba, wie für die Wohlfahrt der Inselbewohner nicht ohne Nutzen. Max benutzte die gediegenen Kenntnisse des praktisch erfahrenen Alten, um sich über die zweckmäßigste und vortheilhafteste Anlegung von Straßen durch die Insel, über die Austrocknung der verderblichen Sümpfe, deren Dünste der Gesundheit der Inselbewohner so oft nachtheilig wurden, zu unterrichten, und seine Entwürfe sodann, mit Zornstach's Erfahrungen und belehrenden Bemerkungen bereichert, dem Kaiser vorzulegen. Der Berginspector theilte dagegen seinem Freunde und Landsmann die Wünsche mit, die er für die Beförderung des Bergbaues in Rio hegte, und er durfte versichert sein, daß der vertraute begünstigte Geheim-Secretair des freigebigen Herrschers gewiß mit musterhafter Pünktlichkeit für deren Erfüllung sorgte. So verdankte die Insel Elba Hohenthal's geheimer Liebe zu der holden Landsmännin manche wohlthätige segensreiche Einrichtung, so fehlte es dem Bergbaue bei Rio nicht mehr, wie früher, an den benöthigten Maschinen, so wurde für

größere Sicherheit der Bergleute bei ihren gefährlichen Tagewerken gesorgt, so wurden unfahrbare Stellen in ergiebige Gruben umgeschaffen. Bei solchen Gesprächen zwischen Max und dem Inspector unter vier Augen vermißte der Letztere zu seinem Erstaunen, zu seiner großen Freude ganz und gar die frühere Zerstreutheit seines ihm so werth gewordenen Landsmanns, da sprach Max so verständig, so zusammenhängend über die abstrakten Lehrsätze der Mathematik und Trigonometrie, da hörte er so aufmerksam zu, wenn der ehrliche Bergmann ihm mit allen technischen Ausdrücken der Bergmannssprache auseinandersetzte, wie die Haspelstützen gesetzt, ein Tonnenfach geschlagen, wie die Fahrten gehaspelt, das Gestänge gelegt, das Reckwerk geschlagen, die Künste gerichtet werden müßten, daß der gute Hütteninspector in der Freude seines Herzens über diese früherhin ganz von ihm bezweifelte gute Seite seines Landsmanns, den häufig gebrauchten Bezeichnungen: Landsmann, Freund, Herzensfreundchen, nicht selten auch sogar das bedeutungsvolle Prädicat: Sohn, lieber Sohn, beifügte, das Max in ganz eigenthümlicher Vorliebe vorzugsweise gern zu hören pflegte. Nur dann, wenn bei solchen Gesprächen Anna zufällig hinzukam, da wandte sich nicht selten das Blatt ganz zum Nachtheil Hohenthal's, da wurde er sichtlich zerstreut, da wußte er die Tangente nicht mehr von der Hypotenuse zu unterscheiden, da verwechselte er das edle Bergmannsgezeug so toll, daß er das beste Bergwerk total zu Sumpfe getrieben haben

würde. Nach solchen Wahrnehmungen pflegte dann der Oberberg- und Hütteninspector, wenn er nach gewohnter Weise seine Abendpfeife rauchte, und dabei, wie er vorzugsweise gern that, mit seinen Kindern über den liebgewonnenen deutschen Landsmann plauderte, zu sagen:

„Seht, Kinder, täglich entdecke ich neue fündige Adern, ich meine damit neue gute Eigenschaften, an unserm gemeinschaftlichen Freunde Hohenthal, aber auch die tauben Dünste, nämlich die Fehler an ihm, entgehen dem alten erfahrenen Zornstach nicht. Zwar hat er nur einen einzigen an sich, aber der springt dafür auch desto mehr in's Auge. Es thut mir aufrichtig leid, um den braven Jungen, aber ich muß Euch, meine Töchter, darauf aufmerksam machen, er ist ein arger — Weiberfeind. Wirklich, Anna, ich dachte, Du hättest es selbst bemerken müssen, wie er mit einem Male so ganz anders wird, wenn Du zufällig ihm nahe kommst. Sieh, Anna, das Fundament davon ist nichts weiter, als seine gewaltige Abneigung gegen das weibliche Geschlecht, Du mußt ihm das schon zu Gute halten, wir Menschen haben ja mehr oder weniger insgesammt unsere schwachen Seiten an uns, und zuletzt ist unter den mancherlei Fehlern, die Adams Kindern ankleben, der seinige noch der erträglichste.

Beide Mädchen schienen jedoch bei solchen Gesprächen die tief ergründete Ansicht ihres menschenkenntnißreichen Vaters nicht so ganz unbedingt theilen zu wollen, denn Malwine konnte sich dabei zuweilen eines recht muth-

willigen, zweideutigen Lachens nicht enthalten, und die verständige Anna pflegte wohl gar die Besorgniß des Vaters mit dem Geständnisse zu bestreiten, daß sie selbst beim Zusammensein mit Hohenthal ähnliche Wahrnehmungen zu machen noch nicht Gelegenheit gehabt habe, daß vielmehr dann der weiberscheue Landsmann so recht von Herzen zu ihr zu sprechen pflege, und ihr dabei sogar zuweilen so zärtliche Dinge sage, daß sie wie mit Blut übergossen werde. Aber der umsichtige Vater belehrte sie dann auch stets eines bessern und sagte:

„Laß Du das nur gut sein, Anna, das muß ich alter Vater doch wohl besser verstehen, als Du blutjunges Ding. Sieh, das hängt so zusammen, der brave Hohenthal erkennt seinen Fehler, und will sich gern bessern, darum zwingt er sich, artig gegen Dich zu sein, so viel Ueberwindung es ihm auch kostet, und darum höre Du nicht nur gütig zu, wenn er in den sauren Apfel beißt, und zärtlich zu Dir spricht, sondern sei auch selbst wieder so recht herzlich gegen ihn. Denn bedenke, es ist ja unsre erste Pflicht, den Nebenmenschen, der seinen Fehler erkennt, und sich zu bessern bestrebt, hülfreich unter die Arme zu greifen."

Nicht blos in dem Landhause der Familie Zornstach, auch in dem Dorfe Rio, in dessen Nähe sich die hauptsächlichsten Eisenminen befinden, pflegte Max manche Stunde seiner Muße zu verleben. Dort fand er aber auch nur zu oft einen hohen Grad menschlichen Elends. Die Bewohner von Elba bilden ein gutmüthiges, gast-

freies, wirklich liebenswerthes Völkchen. Sie sind nicht groß von Gestalt, aber kräftig gebaut und gesund, geborne Seeleute, leidenschaftliche Liebhaber der Jagd und aller anstrengenden Leibesübung; unter dem schwarzen Haare hervor blitzen aus dem braunen Gesichte ein Paar lebhafte dunkle Augen. Sie sind stark, muthig, tapfer, und an ein thätiges, frugales Leben gewöhnt, aber dennoch haben sie nur zu oft mit allen Entbehrungen des Lebens bitter zu kämpfen, denn sie sind arm, arm in voller Bedeutung des Worts. Ein schwarzer Strohhut, ein weißes Leibchen, ein kurzer rother Rock dient zum Staate, ein Band, ein großer Ring, plumpe Ohrengehänge und eine Kette, alles aber nur von Kupfer, zum höchsten Putze der Frauen. Der unter ihnen gilt für reich, der täglich dürre Hülsenfrüchte, übelriechenden und übelschmeckenden Schafkäse, gesalzenes Fleisch, grobes Brod oder Fische zu seiner Beköstigung hat, die gewöhnliche Nahrung besteht nur aus einer Polenta von Kastanienmehl zum Frühstück, aus dürren Bohnen mit Oel geschmälzt zu Mittag, und aus grobem Brod mit einem Stück eingesalzenen Fisches zu Abend, frische Gemüse, frisches Fleisch und Wein gewähren nur die höchsten Festtage den Wohlhabenderen unter den Dürftigen. Kein Wunder also, daß in diesen Hütten der Armuth das Elend schnell einen hohen Grad erreichen muß, wenn Mißernten oder andere Unglücksfälle den Armen auch noch dieses Wenige entziehen. Auch das Jahr 1814 gehörte nicht zu den vorzüglich

gesegneten, und hin und wieder zeigte sich bitterer Mangel unter den armen Bewohnern von Rio, doch hatte Max bis jetzt noch keine laute Klage vernommen, wohl aber hin und wieder gehört, wie ein Hülfsbedürftiger den andern mit den Worten tröstete: Kümmere Dich nicht um die Zukunft, Madonna wird uns auch fernerihn helfen, wie sie bisher gethan hat.

Es war in der zweiten Hälfte des Monats Juni 1814, als Max eines Tages nach Rio geritten war, in der Hoffnung, dort die Familie Zornstach zu finden. Für dieses Mal sah er sich jedoch in seiner Hoffnung getäuscht. Er benutzte deshalb den für verloren geachteten Tag, die Eisenminen in ihrem tiefsten Innern zu beschauen. In Bergmannstracht befuhr er, von dem Obersteiger begleitet, die Schachten, durchstrich die Stollen bis zu ihrem Ende, sah wie die fleißigen Bergleute mit Gefahr ihres Lebens das Gestein durch die Kraft des Pulvers sprengten, und kehrte erst nach Verlauf mancher Stunde, von Erde, Staub und Pulverdampf fast unkenntlich gemacht, zur Oberwelt zurück. Auf dem Rückwege nach Rio begegnete ihm ein Arbeitsmann, der dem Obersteiger im Vorübergehen zurief:

„Vermeidet die Hütten, Herr Obersteiger, Madonna ist eben dort beschäftigt.“

„Was bedeuten denn diese Worte?“ fragte Max seinen Begleiter. „Ich habe bisher geglaubt, nur die Mutter unsers göttlichen Herrn und Heilandes werde

mit dem Namen Madonna bezeichnet, aber es scheint, Ihr legt diesen Namen auch einem irdischen Wesen bei."

„Wohl thun wir das," antwortete der Obersteiger, „wenn wir anders den Engel der Wohlthätigkeit ein irdisches Wesen nennen sollen, der allwöchentlich ein, oft auch mehrmals in Menschengestalt zu den Hütten der Armuth in unserm Dorfe herniedersteigt, und die Hungrigen speis't, die Durstigen labt, die Nackten kleidet, mit den Traurigen weint, die Unglücklichen tröstet. Madonna, die Göttliche, wird gewiß verzeihen, daß wir ihr sterbliches Ebenbild mit jenem Namen bezeichnen. Wollt Ihr sehen und hören, Signor, wie sie Segen unter uns verbreitet, so wollen wir uns in die Nähe jener Hütten schleichen, in welchen sie jetzt verweilt, damit sie uns nicht bemerkt, denn sie liebt es nicht, wenn neugierige Blicke ihre zahllosen Wohlthaten begleiten."

„Aber wer ist denn dieser Engel der Barmherzigkeit?" fragte Max auf dem Wege nach den Hütten den Obersteiger.

„Auch Ihr kennt ihn wohl, Signor, nur sein schönes Herz kennt Ihr noch nicht," versetzte der Gefragte, und winkte dem Gefährten Stillschweigen zu, denn Madonna trat aus einer der Hütten, Madonna in Anna's Gestalt. Ihr folgte ein silberhaariger Greis, von der Last der Jahre gebeugt, die Mütze ehrerbietig in den gefalteten Händen haltend.

„Noch einmal," sprach Anna mit sanfter Stimme zu dem Alten, „noch einmal bitte ich Dich, guter Simeon, entziehe Dir doch nicht unnützer Weise die Ruhe des Lagers, die Du nach der langen harten Krankheit nöthiger brauchst. Meiner Arzeneien wirst Du hoffentlich nicht weiter bedürfen, genieße nun statt ihrer den Wein, den ich Dir brachte, er wird Dich stärken. Lebe wohl, Alter, wenn ich wieder komme, besuche ich Dich."

Thut das ja, Madonna, Signora wollt' ich sagen, Euer Anblick ist die köstlichste Stärkung," entgegnete der Greis, und in demselben Augenblicke schritt aus der niedrigen Thüre einer nahestehenden Hütte ein noch kräftiges Weib hervor. Aber abstoßend war ihr Aeußeres, verwildert hingen die Haare um den Kopf, nur spärliche schmutzige Lumpen bedeckten dürftig ihre Blöße. Ihr folgten zwei Kinder, die ihr mit kläglicher Stimme nachriefen: „Mutter, mich hungert, Mutter, bringe uns Brod mit!"

„Schweigt, Ihr ewig hungernden Raben!" schrie ihnen das Weib zu, „Eure Mutter fliegt ja eben aus, für Euch und für sich selbst einen Bissen Speise zu betteln." Sie wendete sich zum Weitergehen, da wurde sie Anna gewahr, stürzte heftig auf sie zu und belferte:

„Verruchte Ketzerin, läßt Du Dich doch wieder unter rechtgläubigen Christen sehen. Hebe Dich weg von uns, listige Verführerin, und vergifte nicht durch Dein Erscheinen das reine Christenthum. Fliehe und führe mich nicht in Versuchnng, damit ich nicht meine reinen

Hände mit dem Blute einer verworfenen Ketzerin besudele."

Der silberhaarige Greis trat zwischen das wüthende bigotte Weib und die Madonna, auch Max wollte aus seinem Verstecke hervorspringen, um die fanatische Schwärmerin mit Gewalt zur Ruhe zu bringen, aber der Obersteiger hielt ihn zurück und sagte: „Bleibt, Signor, Ihr würdet die Madonna nur kränken. Glaubt Ihr denn, daß das feindselig gesinnte Weib noch unter den Lebendigen herumwandelte, wenn uns nicht Madonna selbst jede Kränkung desselben streng verboten hätte?" Und zu dem besorgten Greise wendete sich Anna mit den Worten:

„Laß sie gewähren, Simeon, sie glaubt recht zu thun vor Gott." Zu dem bigotten Weibe aber sprach sie gütig:

„Sieh, Mutter Favietta, Du verdammst mich wegen meines Glaubens, und doch kann er so böse nicht sein, da er mir befiehlt, Dir zu verzeihen, während Du mich unverdient schmähest. Bete Du immerhin auf Deine Weise zu dem allmächtigen Gotte, aber laß auch mich es auf meine Weise thun, gehe Du Deines Wegs in Frieden, und laß mich eben so den meinigen wandeln.

Schmähend und lärmend eilte die Schwärmerin fort, ihre Kinder aber flogen auf Anna zu und baten:

„Ach Madonna, laß uns nicht entgelten, was die Mutter an Dir verschuldet. Verlaß Du uns nicht, ziehe

Du Deine milde Hand nicht von uns ab, sonst sind wir hülflos verlassen."

„Beruhigt Euch nur, Kinder," tröstete Anna die Besorgten, „Vater Simeon hat schon erhalten, was Ihr braucht, er wird es Euch geben, und aus seiner Hand wird auch Eure Mutter die Gabe nicht zurückweisen."

Weinend schlich indeß ein junger blasser Mann auf Anna zu.

„Eben wollte ich Dich besuchen, Picheon. Was macht sie?" fragte Anna.

„Ihr ist wohl, sie schläft den ewigen Schlaf," antwortete der Mann unter Thränen. „Für Euch betend, Euch segnend, Madonna, ist sie zu Euerm göttlichen Vorbilde aufgeflogen."

„Unglücklicher Picheon," klagte Anna, und auch ihr Auge wurde naß, „für Dich, Aermster, habe ich keine Hülfe, keinen Trost mehr. Nur die Hand der Zeit kann Deinen Schmerz lindern."

„Madonna, Ihr habt den armen Picheon eine Thräne des Mitleids geschenkt, ich gehe getröstet von dannen," schluchzte der Mann, und schlich nach der einsamen Hütte zurück, der helfende, verzeihende, tröstende Engel aber verschwand in einer andern Wohnung der Armuth, um neue Werke der Barmherzigkeit zu üben.

„Seht, das ist die Edle, die wir Madonna nennen," redete nach geraumer Weile der Obersteiger seinen Gefährten an, der mit feuchten Augen, mit hochklopfender

Brust, keines Wortes mächtig, der lieblichen Erscheinung noch immer nachsah. „Nicht daß sie gibt, sondern wie sie gibt, das ist es, warum wir sie mit der göttlichen Mutter vergleichen, und kann sie nicht helfen, übersteigt das Elend ihre Kräfte, so sagt uns eine mitleidige Thräne, daß sie unsere Noth theilnehmend beklagt, und wir fühlen unser Elend weniger. Die Madonna habt auch Ihr schon früher gekannt, Signor, aber ihr schönes Herz habt Ihr noch nicht so zu würdigen gewußt, wie dasselbe es verdient."

„O Ihr habt Recht, Freund," betheuerte Max, aus seinem Hinbrüten erwachend, „nein, dieses Herz habe ich noch nicht gekannt, ich stehe beschämt vor seiner Größe. Den Anblick, den ich genoß, wiegen alle Schätze der Erde nicht auf. Ich danke Euch, ich muß die Einsamkeit suchen, um mich zu sammeln."

„Guter Onkel Koller," sprach Max im Fortgehen zu sich selbst, „hättest Du gesehen, was meine Augen sahen. Doch wozu bedarf es des eigenen Anblicks? ein Herz, wie dieses, wird sich in keiner Lage des Lebens verleugnen, hier darf ich Deines Segens gewiß sein, hier brauche ich nicht zu zweifeln, daß Deine Arme sich freudig öffnen werden, einen Engel, wie diesen, als Tochter an das Vaterherz zu drücken. Ja, ich will hin zu ihr, zu der Unvergleichlichen, ich will ihr meine unendliche Liebe bekennen, ich will niederknien vor ihr, und um ihre Gegenliebe betteln. Aber Du hast geweint, Anna, weil Deine Kräfte Deinem Willen nicht gleich waren,

geweint, Anna, und ich, ich bin vielleicht im Stande, Deine Thränen zu trocknen. Nein, Anna, nicht betteln will ich um Deine Liebe, ich will suchen, sie zu verdienen, ich will handeln, um Deines schönen Herzens werth zu sein!"

So rief Max in hoher Begeisterung, schwang sich auf sein Pferd, und flog nach Porto Ferrajo.

XV.

Früher als gewöhnlich und hochaufathmend stand Max am andern Morgen im Arbeitszimmer Napoleons.

„Sire," redete er den Monarchen an, „bei einer frühern Gelegenheit stellte Ihre Huld mir eine Bitte frei. Damals hatte ich keinen Wunsch, aber jetzt bin ich gekommen, die Bitte nachzuholen. Darf ich sie aussprechen?"

„Du machst mich in der That neugierig, zu hören," fiel der Kaiser ein, was Du genügsamer Mensch so hoch Wichtiges zu wünschen haben kannst, daß Du sogar eine förmliche Einleitung zu Deiner Bitte für nöthig findest. Sprich, in Gottes Namen, was wünschest Du, Max?"

„Schon öfterer, wenn ich in Rio war," fuhr Max fort, „hatte ich Gelegenheit, mich von der drückenden Armuth, von der großen Dürftigkeit zu überzeugen, die dort auf der Mehrheit der Bewohner des mittellosen Dorfes lastet. Aber ich muß mich schuldig bekennen, der Glückliche vergaß undankbar in seinem Glücke des Unglücklichen. Doch gestern fand ich dort in den Hütten des Mangels einen Engel der Barmherzigkeit. Ich sah, wie er seine Wohlthaten spendete, hier half und dort tröstete, hier gab und dort beruhigte, aber ich sah auch aus seinem Auge eine Thräne des Kummers zur Erde niedergleiten, weil seine Kraft seinem schönen Willen nicht stets die Wage zu halten vermochte. Da erkannte ich mein Unrecht, darum stehe ich jetzt bittend vor Ihnen, Sire, um jener Thräne meine Worte zu leihen, und der freigebige, der milde, beglückende Herrscher wird gewiß da gern helfen, wo die schwache Kraft des Unterthans nicht ausreicht."

„Deine Bitte, Max," antwortete der Kaiser, „hat mir wehe gethan, ohne daß Du es vielleicht gewollt hast. Glaubtest Du bitten zu müssen, wo Du zu fordern berechtigt warst, fürchtetest Du eine abschlägliche Antwort, wo Du die erste, schönste Pflicht des Fürsten in Anspruch nimmst, willst Du das als eine Gnade annehmen, was ich zum Wohle meiner eigenen Unterthanen thue? Max, Du hast mich verkannt, den stillen Vorwurf Deiner Bitte habe ich nicht verdient. Laß Dir aus meiner Chatoulle auszahlen, was Du glaubst, das nöthig ist, um nicht

blos für den Augenblick, um für eine lange Dauer dem Nothstande der Armen abzuhelfen. Sieh an, wie leicht ich Deinen Wunsch erfüllen kann. Unnützerweise hat man in Rio das ansehnlichste Gebäude für mich eingerichtet, damit der Beherrscher von Elba die gewohnte Bequemlichkeit nicht vermissen soll, wenn es ihm irgend einmal beliebt, das Dörfchen mit seiner Gegenwart zu beglücken. Wozu das? In der armseligsten Hütte des dürftigsten Unterthans, der durch mich um eine einzige frohe Stunde reicher ward, werde ich mich glücklicher fühlen, als in den Tuilerien von Paris. Wir wollen das unbenutzte Gebäude zu einem Invalidenhause für ausgediente Bergleute verwenden, so wird es den neuen Zweck besser erfüllen, als den, zu welchem es bisher bestimmt war, und der Bergmann, der täglich und stündlich im Kampfe mit der Mutter Erde sein Leben wagt, um ihr ihre geheim gehaltenen Schätze abzugewinnen, verdient so gut eine Ruhestätt für sein Alter, als der Soldat, der sein Blut vergießt, um seinem Herrn eine elende Scholle Land zu erobern. Dir, Max, übertrage ich die Sorge für die Herstellung der Anstalt, ich brauche Dir nicht erst Eifer für die Sache zu empfehlen."

„Nein, Sire, nein! ich habe den freigebigen, den gern beglückenden Monarchen nicht verkannt, meine kühnsten Hoffnungen und Wünsche sind übertroffen, das Wohl beglückter Unterthanen möge Ihnen lohnen," rief Max in freudiger Aufwallung, und wollte sich entfernen, doch Napoleon winkte ihn zurück und sagte:

„Aber noch eins, Max, hast Du auch bedacht, wessen Hand die Unterstützung Deiner Schützlinge zweckmäßig zu verwenden vermag?“

„Wer anders,“ fiel Max feurig ein, „als der Engel der Barmherzigkeit selbst, der bisher schon seine Wohlthaten der Armuth im Verborgenen spendete!“

„Und wer ist denn dieser Engel, der Dich so begeistert hat, Max?“ fragte lächelnd der Kaiser, „ich bin begierig, seinen sterblichen Namen zu hören.“

„Anna Zornstach, die holde Tochter des Oberberg- und Hütteninspectors,“ antwortete Max ohne Zaudern.

„Zornstach, Zornstach,“ sagte Napoleon, „der Name ist mir schon genannt worden, aber der Mann ist mir noch unbekannt, Du aber wirst ihn gewiß kennen, Max, wie urtheilst Du über ihn?“

„Sire,“ entgegnete der Gefragte, „er ist mein Landsmann, er ist mein Freund, mein Urtheil über ihn könnte partheiisch erscheinen, aber offen bekenne ich, ich bin stolz darauf, ihn meinen Landsmann, meinen Freund nennen zu können.“

„Ich besinne mich,“ fuhr der Kaiser fort, „man hat mir gesagt, daß der Mann mir sehr abgeneigt ist, und recht feindlich über mich urtheilt. Ist dem so, Max?“

„Er verließ sein Vaterland zu der Zeit,“ bemerkte Max entschuldigend, „als der allgewaltige Monarch Frankreichs als strenger Gebieter Deutschlands gefürchtet wurde. Er kennt Sie noch nicht, Sire, wie ich, geben Sie ihm Gelegenheit dazu, den großen Mann wie er

es verdient zu würdigen, und seine Ansicht wird sich umgestalten, wie die meinige."

„Meinst Du?" warf Napoleon freundlich hin, „nun dazu kann Rath werden, wir wollen sehen, ob Du Recht hast."

Noch an demselben Tage hielt vor dem Landhause des Oberberg- und Hütteninspectors Zornstach ein dampfendes Pferd. Max schwang sich herab, im Hofe unter dem Laubdache eines üppig emporgeschossenen Weinstocks saß Anna, emsig strickend, neben ihr stand ein leeres Körbchen, um sie herum suchten Hühner, Tauben und allerhand Federvieh das eben erhaltene Futter mit unbesorgter Vertraulichkeit. Gestern erschien sie in Rio als der erhabene Engel der Barmherzigkeit, heute war sie das liebliche, bescheidene Bild des häuslichen Stilllebens. Gestern hatte sie den liebenden Max zur höchsten Bewunderung hingerissen, heute erfüllte ihn ihr Anblick mit einem süßen, namenlosen Verlangen nach häuslicher Glückseligkeit.

„Heute, theuerste Anna," redete Max das liebliche Mädchen an, „heute wünsche ich doppelt eine freundliche Aufnahme bei Ihnen zu finden, denn heute führt mich nicht blos meine eigene Sehnsucht, sondern auch noch zum Ueberfluß eine Bitte meines Kaisers hierher, für die ich Ihre gütige Gewährung einholen soll."

„Eine Bitte des Kaisers an mich?" fragte Anna laut auflachend. „Weiß denn der Kaiser, daß Anna Zornstach auf dieser Erde lebt? Gehen Sie, garstiger

Spötter, die Schlinge war zu plumb gelegt, um selbst das einfache Landmädchen darin zu fangen!"

„Hören Sie mich doch nur erst, liebenswürdige Ungläubige," entgegnete Max, und rückte dabei recht vertraulich an Anna's Seite. „Der Kaiser hat aus fremdem Munde die Noth der armen Bewohner von Rio vernommen, er will gern seine Schätze spenden, um dem Mangel abzuhelfen, aber er sucht dazu ein mitfühlendes Herz, eine Hand, die Wohlthaten mit weiser Umsicht zu vertheilen versteht, und wo könnte er beides im schöneren Vereine finden, als bei Ihnen, der würdigen Jüngerin der göttlichen Madonna?"

„Ha," rief Anna bei dem Ausdrucke Madonna, „dieses Wort, diese Bezeichnung, die mir unverdient beigelegt wird, gestehen Sie nur Hohenthal, Sie waren in Rio, Sie haben dort von meinem guten Willen und von meiner schwachen Kraft gehört, und daher stammt der angebliche Wunsch Ihres Kaisers. Guter, edler Hohenthal, ich danke Ihnen im Namen der Armuth für das, was Sie für dieselbe thaten."

Es war das erste Mal, daß Max seinen Namen ohne Titel aus Anna's Munde hörte, die vertrauliche Anrede erfüllte ihn mit Entzücken, gab dem Verzagten Muth, entflammte seine heiße Liebe zur auflodernden Gluth.

„Ja, herrliches, angebetetes Mädchen," sagte er, und drückte Anna's Hand an sein hochschlagendes Herz, „ja, ich war in Rio, ich hörte dort nicht blos von

Ihnen, ich sah Sie selbst als helfenden, verzeihenden, tröstenden Engel in den Hütten der Dürftigkeit. Da zog es mich mit unwiderstehlicher Gewalt hin zu Ihren Füßen, aber innige Bewunderung Ihrer stillen, reinen Tugend hielt mich wieder zurück, ich fühlte mich nicht würdig, Ihnen zu nahen. Aber jetzt hat mich Ihre himmlische Güte neu ermuthigt, ich kann die Gefühle meiner Brust nichtmehr zügeln, Anna, mein Herz lag stets offen vor Ihnen, seine Gefühle können Ihnen kein Geheimniß sein. Holde herrliche Anna, beantworte mir eine ehrliche deutsche Frage, deutsch und ehrlich: Bist Du mir gut, angebetetes Mädchen, willst Du die Meinige sein?"

Anna's Mund schwieg, aber die liebliche Röthe auf ihren Wangen, ihre niedergesenkten Augen, ein sanfter Druck ihrer Hand sprachen statt seiner, Max zog die Heißgeliebte an sein Herz, und erst als ihr Kopf an der Brust des stets geliebten Mannes ruhte, lispelte verschämt ihr Mund: „Dein in Leben und Tod!" Max bog sich zu ihr nieder, und küßte das entzückende Geständniß mit einem endlosen Kusse von ihren Lippen.

Da trat recht zur Unzeit der Oberberg- und Hütteninspector in den Hof des Landhauses, und erschrocken fuhren die Liebenden auseinander.

„Freundchen," sagte er zu Hohenthal, „bei Ihrer mir bekannten Gemüthsstimmung erkenne ich das große Opfer, daß Sie mir heute gebracht haben, mit herzlichem Danke. Sie dauern mich aufrichtig, da Sie so allein bei dem Mädchen ausharren mußten, Sie werden

meine Zurückkunft recht mit Schmerzen herbeigewünscht haben, und gerade heute mußte ich zur Unzeit so lange vom Hause bleiben. Aber, Freundchen, ich habe auch eine Bekanntschaft gemacht, von der ich Ihnen ausführlich erzählen muß, bringe mir doch meine Pfeife und meinen Abendtrunk, Anna, damit wir so recht vertraulich plaudern können. Sehen Sie, bester Hohenthal, der Mann, den ich kennen lernte, muß zur Umgebung Napoleons gehören. Er kennt den Kaiser genau, und urtheilt so ruhig, so unbefangen über ihn, daß man sicht, er entschuldigt ihn nicht unverdienter Weise, aber er tadelt ihn auch nicht, wo er es nicht verschuldet hat. Und eine Kenntniß hatte der Mann in allen Fächern, Gotts Kobold, ich hätte nimmermehr geglaubt, daß ein Franzose, ein Hofmann, so unterrichtet sein könne. Er hat mit mir die Gruben befahren, und mir dabei so durchdachte, so scharfsinnige Fragen vorgelegt, daß ich alter Practicus alle fünf Sinne aufbieten mußte, sie zu beantworten. Ja wenn der Mann ein Bergwerk hätte, und berief mich in seine Dienste, dem wollte ich bis ans Ende meiner Tage mit Freuden dienen."

Der ehrliche Oberberg- und Hütteninspector hätte sich den größten Theil seiner langen Lobrede ersparen können, denn nach Anna's Zurückkunft hatte sich ihr Händchen ganz zufällig in die Hohenthal's verirrt, und nun trat wieder dessen so oft wiederkehrender Fehler der Zerstreutheit ein.

„Wie hieß der Mann?“ fragte er in der Zerstreuung, als der Inspector schwieg, „ich habe seinen Namen überhört.“

Ja, alle Wetter, den habe ich Ihnen auch nicht nennen können, weil ich ihn selbst nicht weiß,“ antwortete der gutmüthige Alte. „Zwar habe ich den Mann mehrmals darum gefragt, aber er wußte die Antwort darauf immer geschickt zu umgehen. Ich hoffte eben von Ihnen, lieber Landsmann, etwas Näheres darüber zu erfahren.“

„Da müßte ich doch um eine nähere Beschreibung des Mannes bitten,“ bemerkte Hohenthal, aber ich sehe eben, der Reitknecht hat die Pferde schon vorgeführt, ich muß Ihnen für heute Lebewohl sagen, verehrtester Herr Inspector.“

„Anna, spring doch hinaus,“ beauftragte der Inspector seine Tochter, „und sage dem Eiligen, daß er sich geduldet.“ Max eilte der Folgsamen nach, nur um sie der Mühe zu überheben, aber beide kamen nicht wieder, und als späterhin der Vater hinzukam, zeigte sich eine recht besorgliche Röthe um Anna's Lippen, und Hohenthals Schnurbart hatte ganz die frühere Zierlichkeit eingebüßt.“

„Der Mann,“ gab der Inspector die verlangte Beschreibung, während Max nach dem Zügel griff, „trug einen einfachen Ueberrock, kleinen Hut, hohe glänzende Stiefeln, weiße Casimirweste und schwarze Halsbinde.“

„War klein von Gestalt," fuhr Max einfallend fort, und setzte den Fuß in den Steigbügel, „war dabei ziemlich beleibt, hatte schöne durchdringende Augen und einen feurigen Blick."

„Ja, ja, ganz recht," bestätigte der Inspector, „o Sie kennen ihn, Freund, sagen Sie, wer ist er?"

„Der Mann, den Sie meinen, den Sie bis an das Ende Ihrer Tage dienen wollen, bester Landsmann, ist derselbe, den Sie bisher so sehr verdammten, in dessen Dienst kein Deutscher treten sollte, der Mann — ist der Kaiser Napoleon," antwortete Max, und gab dem Pferde die Sporen, daß es sausend mit ihm davon flog.

XVI.

Bis zum Spätsommer des Jahres 1814 hatte Napoleon als ein ruhiger und beglückender Fürst in seinem neuen, kleinen Reiche geherrscht. Nur mit dem Wohle seiner Unterthanen beschäftigt, schien er der Außenwelt abgestorben, der Politik fremd geworden zu sein. Sein Leben glich ganz dem schönen Sinnbilde des bescheidenen Veilchens. Aber es schien, als beabsichtige Europa selbst, den ruhigen Löwen aus seinem Schlafe aufzuwecken, und

ihn so lange zu reizen, bis er aus seiner Höhle, an die ihn kaum die gesammte Waffenmacht eines Welttheils zu bannen vermogte, mit verjüngter Wuth auf den Kampfplatz hervorkriechen würde.

In der österreichischen Kaiserstadt Wien war ein Congreß aller Staaten Europa's zusammengetreten, um die vielseitigen Interessen zu schlichten, die der Sturz des gemeinschaftlichen Feindes ins Leben gerufen hatte. Auf die Verhandlungen dieses Congresses sah das gesammte Europa mit der gespanntesten Erwartung, mit der frohesten Hoffnung, aber die Erwartung und Hoffnung Europa's wurde schmerzlich getäuscht. Und es konnte auch nicht anders sein. Alle Nationen hatten sich vereint, um den einen Feind Aller zu bekämpfen und unschädlich zu machen, alle Nationen hatten unter seiner Geißel gelitten, alle hatten schwere blutige Opfer für ihre Befreiung dargebracht, alle wollten daher auch jetzt für diese Opfer entschädigt sein. Aber wo hätte eine so allgemeine Entschädigung Aller hergenommen werden können! Kein Wunder also, daß die Mächtigsten unter ihnen nach dem Rechte des Stärkeren zuerst auf ihre Befriedigung bedacht waren. Kein Wunder also, daß die Schwächeren mit Neid und Groll auf die Begünstigteren hinsahen. Kein Wunder also, daß alle die, deren Ansprüche nicht befriedigt wurden, die gesammten Congreßverhandlungen anfeindeten. So kam es denn, daß der Congreß zu Wien, den der allgemeine Friede Europa's zusammengeführt hatte, allge-

gemeinen Unfrieden in Europa verbreitete, daß die im Kampfe gegen den gemeinschaftlichen Feind eng und treu verbundenen Völker, nach Besiegung des gemeinschaftlichen Feindes, ihre Waffen aufs Neue rüsteten, um sich unter einander selbst zu befeinden, und daß mancher unter ihnen die Rückkehr des einen gemeinsamen Feindes im Geheimen zu wünschen anfing, um nicht allen früheren Bundesgenossen feindselig gegenüberstehen zu müssen.

Durch seine Späher, durch die Tausende seiner Anhänger und Getreuen erhielt Napoleon von dieser Uneinigkeit der Verbündeten unter sich und von den geheimen Wünschen mancher unter ihnen schnelle Kunde auf seine einsame, abgeschiedene Insel, und zum ersten Male erwachte der Gedanke in ihm, daß er jene Uneinigkeit zu seinem Vortheile nützen, daß er jene geheimen Wünsche erfüllen, daß er mit einer Reise von wenigen Tagen von Elba aus in Frankreich landen könne.

Nur ein Staat Europa's, nur der, auf dessen Kosten die Entschädigungs-Ansprüche aller übrigen befriedigt werden sollten, nur der, gegen den eben Europa früherhin in Waffen gestanden hatte, nur Frankreich theilte den Unwillen der übrigen Staaten nicht. Freilich war auch seine Stellung zu dem gesammten Europa eine höchst eigenthümliche. Wohl trug das französische Volk tiefen, bittern Groll über die Verluste, über die Demüthigungen Frankreichs im Herzen, aber das Volk war

erschöpft durch schwere, blutige Kriege, es sehnte sich nach den Segnungen des Friedens, es fühlte seine jetzige Ohnmacht, und trug knirschend das Joch, das es für den Augenblick nicht abzuschütteln vermogte. Aber ganz anders war das Interesse seines Herrschers. Durch feindliche Bajonette in sein Vaterland zurückgeführt, durch feindliche Gewalt auf den Thron seiner Väter eingesetzt, seinem Volke wider dessen Willen aufgedrungen, lag Ludwig XVIII. alles daran, den auf so seltsame Weise erlangten Thron in Ruhe zu behaupten, mochte auch sein Volk, mochte auch sein Land schwere Opfer dafür bringen müssen. Doch seine Ruhe störte fort und fort ein furchtbares Schreckbild, der Gedanke an eine mögliche Rückkehr des entthronten früheren Monarchen. Und der Charakter dieses Monarchen, wie die geringe Entfernung seines jetzigen Verbannungsorts von Frankreich machten eine solche Rückkehr ja so leicht möglich. Wer aber hätte in diesem schrecklichen Falle den König gegen sein eigenes ungünstig gestimmtes Volk, wer gegen den neuen gefährlichen Feind schützen, wenn die früheren Beschützer desselben durch eigene Uneinigkeit unter sich das schwere, undankbankbare Geschäft von der Hand wiesen? Darum ging auch Ludwig's XVIII. ganzes Bestreben nur dahin, den so sehr gefürchteten Löwen auf Elba in einen immer festern, immer schwerer zu durchbrechenden Kerker einzuschließen, und ihm Kraft und Mittel zu entziehen, jeden Durchbruch auch nur zu versuchen; darum mußte Talleyrand, der Fürst von

Benevent, als Abgeordneter Frankreichs, auf dem Congresse zu Wien dem gesammten Europa den Vorschlag vorlegen, den Kaiser Napoleon allem Rechte, aller Ehre, allen abgeschlossenen Verträgen zuwider, von Elba weg nach St. Lucca, oder nach St. Helena, in den unermeßlichen Weltocean zu versetzen, darum war der damalige französische Hof schamlos genug, dem Kaiser Napoleon die jährliche Leibrente von 2,500,000 Franks nie auszuzahlen, die nach dem 6. Artikel des Traktats von Fontainebleau in den Staatsetat von Frankreich eingetragen und dem Kaiser für seine Entsagung auf den französischen Thron zugesichert worden war, für deren pünktliche Entrichtung Frankreich seine Ehre verpfändet, die Verbündeten selbst Bürgschaft geleistet hatten. Solchen, in unseliger Verblendung gewählten Mitteln konnte auch ein unseliger Erfolg nicht fehlen. Die Bourbons beförderten gerade durch sie das, was sie zu vermeiden so eifrig trachteten. Denn als Napoleon auf seinem Eilande den empörenden Antrag vernahm, den der Herzog von Benevent auf dem Congresse zu Wien vorgelegt hatte, als der glanzgewohnte Herrscher den Mangel immer drückender empfand, den ihm die widerrechtliche, unverantwortliche Zurückbehaltung der ihm feierlich zugesicherten Geldsumme auferlegte, da erwachte zum ersten Male das Gefühl der Rache in seiner Brust, da dämmerte zum ersten Male dunkel der Entschluß in seiner Seele auf, den Treulosen für seinen schmählichen Treubruch zu züchtigen, da fühlte er zum ersten Male

die Nothwendigkeit, sich gegen Hinterlist und Verrath zu sichern, da gab er Befehl, die beiden Forts von Porto Ferrajo mit allen Kriegsvorräthen zu versehen, alle Befestigungswerke der Insel Elba in gehörigen Stand zu setzen, die alte Garde von den Beschäftigungen des Friedens zurückzurufen, und sie mit den gewohnten Waffen auszurüsten, um im schlimmsten Falle widerrechtliche Gewalt in gerechter Nothwehr von sich abzuwenden. Zwar waren dem Kaiser auch bisher unverdiente und unwürdige Kränkung, die ihm von Frankreich aus zugefügt wurde, nicht fremd geblieben, denn beim Auspacken der Kisten, die seine vermeintlichen Schätze nach Elba überführten, fand man nur wenige Dutzend Hemden, nur ein einziges Silber-Serviçe, alles übrige Silber, alle übrige Wäsche hatte man vertragswidrig in Frankreich zurückbehalten, statt dessen aber ließ man den Schwergekränkten alle Pamphlets, alle Schriften geflissentlich zukommen, die sich in den ehrenrührigsten Schmähungen über den großen Mann ergossen, ja man ernannte sogar den Chouananführer Brulart, einen Todfeind Napoleons, der geschworen hatte, den Kaiser zu ermorden, einen Menschen, nicht besser, als die verworfensten Banditen Italiens, zum Gouverneur der dicht bei Elba liegenden Insel Corsika, in der Hoffnung, daß Brulart seinen Schwur lösen werde. Jene kleinliche Handlungsweise hatte Napoleon's erhabener Charakter bisher stolz verachtet, aber die neuesten Vorschritte feindeten seine Ehre, seine Freiheit, sein Leben selbst an,

und jetzt galt es, Ehre, Freiheit und Leben sicher zu stellen.

Die Befestigung der beiden Forts Stella und Monte Falcone, die den Hafen von Porto Ferrajo beherrschen, hatten den Kaiser eines Morgens veranlaßt, sich dorthin zu begeben. Der Großmarschall Bertrand, der General Drouot, der englische Obrist Sir Niel Campbell und mehrere Offiziere waren in seiner Umgebung, auch Max gehörte mit dazu. Während Napoleon mit den Uebrigen die Forts besichtigten, spatzirte Max auf die Landzunge, Linguella genannt, hinaus, um dem regen Treiben in dem dortigen schönen und sichern Hafen zuzusehen. Am Morgen jenes Tags hatte ein Schiff von Livorno kommend seine Anker im Hafen fallen lassen. Schiff und Ladung waren jetzt geborgen. Die Mehrzahl der Matrosen derselben jubelte unter den Zelten am Ufer, bei Grog, Wein und leichtfertigen Mädchen. Nur ein einzelner junger Mann, ebenfalls in Matrosentracht, aber zierlicher als die anderen gekleidet, nahm nicht Theil an der allgemeinen Freude seiner Kameraden, sondern er ging ungeduldig am Ufer auf und ab, und sah bald nach dem Schiffe, bald nach Porto Ferrajo hinauf. Ein großer, runder Strohhut, unter dem Kinne mit einem Bande zusammengebunden, ließ seine Gesichtszüge nicht deutlich erkennen. Der räthselhafte Matrose zog Hohenthal's Aufmerksamkeit auf sich, er näherte sich ihm, auch der Matrose blieb stehen, sah aufmerksam auf den Näherkommenden, stürzte plötzlich mit geöffneten

Armen auf Hohenthal zu, und hing laut aufjubelnd an dessen Halse.

„Soll ich meinen Augen trauen," rief Max freudig erschrocken, „bist Du nicht Raimond? Wie kommst Du hierher nach Elba?"

„Es ist mir auch nicht leicht geworden," gab Raimond zur Antwort, „dem überall auflauernden Argwohn zu entgehen, nur in der Tracht eines Matrosen vermogte ich die wachsamen Späher zu täuschen."

„Aber was trieb Dich zu diesem gefährlichen Unternehmen, Du Verwegener, was suchst Du hier auf dem einsamen Eilande?" fragte Max.

„Dienste unter den Truppen des Kaisers," antwortete Raimond.

„O da hast Du Dich garstig betrogen, armer Reimond," erwiederte Max lachend aber mit Theilnahme, „die alte Garde hat das Schwerdt mit dem Spaten, ihre Officiere haben den Degen mit der Reisfeder vertauscht, und Alle arbeiten als friedliche Unterthanen eines friedlichen Fürsten. Wozu sollen wir auch Soldaten gebrauchen? Ueberdieß ist jetzt der Kaiser so arm, daß er nicht einmal seinen angestellten Dienern ihren Gehalt vollständig verabreichen lassen kann. Wo soll er mithin die Mittel hernehmen, neue anzustellen.

„Steht es wirklich so mit dem großen Monarchen?" fragte Raimond mit auflodernder Hitze. „Wir haben davon schon in Frankreich gehört, aber das Schmerzliche nicht glauben wollen. O diese Bourbons und jene Verräther,

ja ja, sie dürfen, sie sollen dem wohlverdienten Lohne nicht entgehen. Sie stehen schon auf der Pulvermine, die früher oder später mit ihnen auffliegen wird."

„Ereifere Dich nicht, treuer Reimond," unterbrach Max den Zornigen, „laß jetzt die Politik ruhen, sie ist uns ohnedies auf Elba ganz fremd geworden, und erzähle mir dafür recht viel von Paris und Deinen Lieben. Wie geht es ihnen?"

„Auch davon habe ich Dir nur wenig Erfreuliches zu berichten," bemerkte St. Cyr. „Nach der Abreise Napoleon's ergriff ein finsterer Trübsinn meinen Schwager Labedoyere, bis meine Schwester Adele die schwere Pflicht übernahm, mit der Hand des liebenden Weibes die Falten des Mißmuths auf der Stirn des Gatten zu glätten. Nach der Hochzeit reis'ten meine Eltern in die Bäder von Barége, um dem Treiben in der Hauptstadt zu entfliehen, da ward es mir zu einsam in dem menschenreichen Paris, zu unheimlich in dem friedlichen Frankreich, die Verzweiflung trieb mich von dort weg, die Hoffnung führte mich hierher. Ich sehe es als eine gute Vorbedeutung an, daß ich gerade Dich, den ich suchte, sogleich gefunden habe. Theurer Max, Du sollst, Du mußt mir Audienz bei dem Kaiser verschaffen, aber zu einer Stunde, wo er recht günstig gelaunt ist, wo ich viel zu ihm sprechen kann, denn Du, treuer Freund, sollst wissen, ich erscheine vor ihm als Bittender, nicht für mich, nein! im Namen des verkauften, des verzweifelnden, des hülfsbedürftigen Frankreichs."

„Aber was kann Napoleon dabei thun?“ wendete Max fragend ein.

„Er allein kann die Hoffnungen und Erwartungen befriedigen, die Frankreich auf ihn gesetzt hat, und er wird es,“ rief Raimond feurig aus, „darum, bester Max, verschaffe mir nur Audienz bei ihm.“

„Verstehe ich Dich recht, Raimond,“ entgegnete Max mit Nachdruck, „dann bitte ich Dich verständig, kehre um, ohne den Kaiser zu sehen, ohne ihn zu sprechen. Wie kannst Du so grausam sein, ihn aus der stillen, friedlichen Ruhe durch Deine tollkühnen Pläne aufstören zu wollen? Nimmermehr wird er darauf eingehen, und thäte er es, bedenke, Raimond, welche Verantwortung Du auf Dich laden willst! Du willst den schlummernden Löwen wecken, Du willst den zündenden Funken in die gefüllte Pulvermine werfen, vermagst Du auch die Folgen Deines frevelnden Wagstücks zu berechnen? Raimond, bei unserer Freundschaft beschwöre ich Dich, stehe ab von Deinem Vorhaben.“

„Ich kann nicht, ich darf nicht, ich will nicht,“ unterbrach Reimond den Bittenden. „Deine deutsche, kalte Besonnenheit macht Dich allzuängstlich, Max, wer Großes will, der muß auch Kühnes wagen, Du und ich sind nicht mächtig genug, die Räder des allmächtigen Geschicks aufzuhalten, verschaffe mir nur Audienz beim Kaiser zur günstigen Stunde, die Folgen davon will ich tragen.“

„Dem Schicksale vermag ich freilich nicht vorzugreifen," antwortete Max, „aber mein reines unbeflecktes Gewissen kann und will ich mir bewahren, verschone mich deshalb mit Deiner Bitte, Raimond, ich muß sie Dir bestimmt abschlagen, zu Deiner Audienz bei dem Kaiser kann ich nicht den Vermittler abgeben."

In demselben Augenblicke, als Max die Bitte des Freundes so entschieden abschlug, kehrte Napoleon von der Besichtigung des Forts zurück, und ging mit seiner Umgebung an Max und Raimond vorüber. Forschend haftete dabei sein durchdringender Blick auf dem Letzteren. Als er sich aber so weit entfernt hatte, daß seine Umgebung seine Worte nicht mehr zu verstehen vermogte, kehrte er allein zurück, trat dicht vor Raimond und sagte:

„Ich habe Sie erkannt, St. Cyr. Was wollen Sie hier?"

„Ihnen meine Ehrfurcht bezeigen, Sire, und Ihnen die Bitte eines tiefgebeugten Volkes überbringen," antwortete St. Cyr mit Betonung.

„In einer Stunde wird sich der englische Commissair entfernt haben, dann erwarte ich Sie in der Grotte meines Parks. Haben Sie verstanden, in einer Stunde!" sagte der Kaiser gleichgültig und kehrte zu seinem Gefolge zurück.

Nach Verlauf der Stunde harrte Raimond an der bezeichneten Stelle auf das Erscheinen des Kaisers. Napoleon ließ lange auf sich warten, wohl erst eine

volle Stunde später kam er, er war allein, ging an der Grotte vorüber, kam wieder zurück, und trat in die versteckte Vertiefung.

„Sie kommen von Paris, St. Cyr,“ begann der Kaiser gleichgültig, „was gibt es dort Neues? Erzählen Sie mir.“

„Sire,“ antwortete der Gefragte, „alle ächten Franzosen denken dort nur an Sie, sprechen nur von Ihnen.“

„Wirklich,“ fiel der Kaiser mit Verachtung ein, „denkt man in Frankreich noch an mich, ich habe geglaubt, man hätte mich dort längst vergessen!“

„Man wird Sie nie vergessen,“ betheuerte Raimond.

„Nie?“ entgegnete Napoleon, „Frankreich hat jetzt ein anderes Oberhaupt, und seine Pflicht, wie die Sorge für seine Ruhe gebietet ihm, nur an dieses zu denken. Bringen Sie mir Briefe von Labedoyere?“ fragte der Kaiser.

„Es würde nicht möglich gewesen sein,“ gab St. Cyr zu vernehmen, irgend etwas Schriftliches den Blikken der überall auflauernden Späher zu entziehen, nur mündlich bin ich im Stande, Ew. Majestät die Versicherung seiner treuesten Verehrung gegen Sie, Sire, auszusprechen.“

„Und wie urtheilt mein treuer Labedoyere über den jetzigen Stand der Dinge?“ fragte der Kaiser weiter.

„Sire,“ versicherte Raimond mit Feuer, „er wie alle ächten Franzosen trauert über Ihren unersetzlichen Ver-

lust. Die Bourbons haben die Erwartungen Frankreichs durchaus nicht erfüllt, täglich, stündlich, mit jedem Augenblicke wächst die Zahl der Unzufriedenen, die Ausgewanderten beherrschen den schwachen Ludwig XVIII., nur sie werden würdig befunden, Stellen im Vaterland zu bekleiden. Der alte Adel sieht mit Verachtung auf die Männer, die durch eigenes Verdienst sich bis zu den höchsten Würden aufgeschwungen haben. Die Käufer von Nationalgütern werden widerrechtlich ihres wohlerworbenen Eigenthums beraubt. Die Minister verstehen den Geist des Volks nicht aufzufassen, die Geistlichkeit macht wieder ihre längst verjährten Vorurtheile geltend, Bürger und Bauer werden ungescheut mit Füßen getreten. Und die unglückliche Armee, die braven, tapfern Vaterlandsvertheidiger müssen nicht blos mit Hunger und Elend kämpfen, nein, man denkt nur darauf, Kränkungen auf Kränkungen zu häufen, die alte Garde muß vor jedem gemeinen Garde du Corps des Königs das Gewehr präsentiren, die verdientesten Officiere werden mit halbem Sold entlassen, der unsterbliche Orden der Ehrenlegion hat aufgehört zu existiren, seine Domainen sind nach England gewandert. Man nennt Ludwig XVIII. nur den Vicekönig des Prinz-Regenten."

Der Kaiser war bei der bisherigen Schilderung mit immer hastigeren Schritten in der Grotte auf- und abgegangen, jetzt blieb er stehen und sagte:

„Hören Sie auf, St. Cyr, Ihre Worte zerreißen mir das Herz. Bei meiner Entsagung auf den franzö-

sischen Thron glaubte und hoffte ich, daß ein 20jähriges Unglück die Bourbons belehrt haben würde, um sie nicht wieder in die Fehler zurückfallen zu lassen, die 25 Jahre früher sie zu Grunde gerichtet haben. Auch ich habe mich schmerzlich geirrt, Gott, hätte ich das ahnen können, armes, theures Frankreich, wie beklage ich Dich."

„Sire, nicht blos Ihr Mitleid, Ihre Hülfe ist es, die ein unglückliches Volk durch meinen Mund anfleht," rief St. Cyr, und sank knieend vor dem Kaiser nieder. „Sie, Sie allein sind der Mann, der Frankreich Rettung bringen kann. O kehren Sie zurück zu dem Lande, das Ihre Hand einst so hoch erhoben, das jetzt Ihr Verlust so tief gebeugt hat. Bei Gott, es bedarf nichts weiter, als Ihres Willens, Ihrer Landung an Frankreichs Küsten ist die Loosung zum allgemeinen Aufstande, Armee und Volk wird den großen Napoleon jubelnd empfangen, und ohne Schwerdtschlag wird Ihr Zug von den Küsten bis in den Palast der Hauptstadt nur ein einziger, ununterbrochener Triumph sein, der aufgedrungene Herrscherstamm wird dahin zurückfliehen, wo er zwanzig Jahre lang in unrühmlicher Verborgenheit von fremder Gnade lebte, und Frankreich wird unter seinem selbst gewählten Herrscher neu erblühen!"

„Stehen Sie auf, St. Cyr," sprach der Kaiser, von Raimond's Worten sichtlich ergriffen, „ich wünschte, meine Augen hätten Sie nie hier auf Elba gesehen, Ihre Worte haben die friedliche Ruhe meines Herzens hinweggescheucht. Haben Sie auch bedacht, was Sie

wünschen? Rasch ist wohl die kühne verwegene That vollbracht, aber wer vermag ihren Erfolg zu ermessen, wer das Unglück abzuwenden, das ein einziger, unbewachter Augenblick ins Leben rief? Gehen Sie, St. Cyr, zu lange schon für meinen Frieden, zu lange für den Frieden Europa's habe ich Ihre kühne Rede gehört."

„O entlassen Sie mich nicht," so bat Raimond aufstehend, „nicht die kühne, unbedachte Jugend hat durch meinen Mund zu Ihnen gesprochen, ich trug Ihnen nur den einstimmigen Wunsch aller ächten Franzosen, das Flehen einer edlen, ach so unglücklichen Nation vor. Nein, Sire, Sie können, Sie werden, Sie dürfen mich nicht ohne einen einzigen Hoffnungsstrahl von sich schicken!"

„Nun wohl, so bleiben Sie," antwortete Napoleon gütig, „der General Drouot soll dafür sorgen, daß Sie als Lieutenant in meine Garde eintreten. Die Zeit wird uns inzwischen lehren, was wir thun, oder lassen sollen. Leben Sie wohl, und schweigen Sie gegen Jedermann, hören Sie gegen Jedermann, nur meiner Schwester, der Fürstin Borghese, mögen Sie Ihre Aufwartung machen, und ihr können Sie wiederholen, was Sie mir gesagt haben. Adieu auf Wiedersehen."

Der Kaiser verließ die Grotte, in tiefes Nachdenken versunken. Im Innern jubelnd, und seines Siegs gewiß, folgte ihm Raimond de St. Cyr späterhin nach.

Als der Kaiser an das Portal seines Palastes zurück kam, trat ihn der dort Wache stehende Grenadier der alten Garde entgegen. Es war Chaudier.

„Sire," redete er den Monarchen an, „ein Windstoß wehte vorhin einen Strauß verwelkter Veilchen aus dem offen stehenden Fenster Ihres Zimmers vor mir nieder. Ich wollte ihn aufnehmen, um ihn Ew. Majestät zurückzustellen, aber der Wind trieb ihn neckend vor mir her, ohne daß ich ihn zu erhaschen vermochte. Da setzte ich die Kolbe meines Gewehrs auf den Flüchtling, und unter der schweren Waffe sind die verwelkten Blumen zu Staub zerfallen. Lassen Sie sich den Verlust nicht leid sein, Sire, es ist keiner unter Ihrer alten Garde, der nicht ein verwelktes Veilchen aus dem Schloßpark von Fontainebleau aufbewahrt, ihre Blumen werden die in Staub zerfallenen reichlich ersetzen, und wenn die Veilchen wieder blühen, wird pere la violette sie im Schloßpark von Fontainebleau reichlich pflücken.

Der Kaiser schwieg, aber noch nachdenkender, als zuvor über das bedeutungsvolle Zusammentreffen kehrte er in sein Zimmer zurück.

XVII.

Zwei italienische Meilen von der Stadt Porto Longone liegt in der Mitte schroffer Felsen, die ihre Gipfel bis zu den Wolken erheben, eine reizende Einsiedelei, Monte Serrato genannt, am Ende einer Allee von Cypressen. In jenem lieblichen Asyle hatte sich einige Tage später der Kaiser Napoleon auf die Einladung seiner Schwester, der Fürstin Borghese, zur Abendzeit eingefunden. Die vorausgegangene Unterhaltung zwischen den beiden fürstlichen Geschwistern mußte lebhaft und sehr ergreifend gewesen sein, denn der Kaiser ging mit gekreuzten Armen, herabgesenktem Haupte und nachdenkender, fast finsterer Miene im Zimmer rasch auf und ab, während die schönen Augen der schönen Fürstin sogar von Thränen getrübt waren.

„Nein," rief Napoleon nach langem Schweigen aus, „nein, Pauline, Sie haben nicht bedacht, was Sie von mir verlangen, auch Sie haben sich hinreißen lassen von den ersten verzweifelnden Eindrücken des Augenblicks, Sie sehen nur die glänzende Außenseite des kühnen, ja des freventlichen Wagstücks, aber Sie haben seine Folgen nicht erwogen."

„Sire, ich höre wohl Ihre Stimme," unterbrach ihn die Schwester, „aber sie ist nicht die Stimme meines großen Bruders. Kann Ihr kühner, Ihr rasch entschlossener, Ihr feuriger Geist da noch zaudern und ängstlich gegen

einander abwägen, wo es nur Ihres Entschlusses, nur Ihres Willens bedarf um Unerhörtes zu vollbringen, wo in der einen Wagschale der höchste Triumph über Ihre Feinde, befriedigte Rache an ehrlosen Verräthern, Thron und Scepter des schönsten Reichs von Europa, die wiedergewonnene Herrschaft über einen Welttheil liegen, während die andere nur ein trauriges, einsames, mit sich selbst verfallenes Leben aufzuweisen vermag?"

„Sehen Sie, Pauline, wie wahr ich sprach, als ich Sie beschuldigte, die Folgen der That nicht gehörig erwogen zu haben," entgegnete der Kaiser ruhig aber mit tiefem Gefühl. „Die Vertheilung des Gewinns und Verlusts in die beiden Waagschalen beweis't es zur Genüge. Nicht mein Leben steht dem Erringen der Krone gegenüber, nein, Pauline, das kommt bei der Frage nicht in Betracht, das dauert und verlischt, wie es dort oben über den Sternen geschrieben steht, aber das Wohl, das Glück Frankreichs, das Heil von vierzig Millionen friedlicher Menschen, der Frieden von Europa gehört in die andere Wagschale, um das Gleichgewicht herzustellen. Oder glauben Sie, daß Europa meiner Rückkehr auf den Thron Frankreichs so ruhig zusehen werde? O, hoffen Sie das nicht, Europa hat unter meiner Herrschaft meinen Scepter nur zu schwer gefühlt, um nicht seine ganze Kraft daran zu setzen, ihn für immer zu zerbrechen, Europa wird meinen aufrichtigsten Betheuerungen des Friedens nie trauen, Europa, ein

ganzer Welttheil, wird gegen mich, den Einzelnen, in Waffen aufstehen."

„Und ein tapferes Volk," fiel die Fürstin ein, „eine Nation, die für ihren selbst gewählten Herrscher Gut und Blut aufzuopfern bereit ist, wird dem gewaffneten Europa gewaffnet entgegen gehen, und der einzelne, aber riesengroße Geist, der das kampflustige Volk anführt, wird es zum gewissen Sieg, zu ewigem Ruhm, zur Unsterblichkeit führen."

„Wenn ich auch wollte," bemerkte nach langem Schweigen Napoleon, „sind mir nicht alle Mittel dazu genommen, werden nicht alle Summen mit ängstlicher Besorgniß zurückgehalten, die mir von Gott und Rechtswegen gebühren, nur um dem Adler die Fittige zu lähmen, damit ihm auch selbst der Gedanke vergeht, den kühnen Aufschwung zu wagen?"

„Jetzt höre ich meinen großen Bruder," rief Pauline freudig aus. „O Sire, sprechen Sie nur ihren Willen aus, das Kühne, das Herrliche zu vollbringen, und die Mittel dazu sollen Ihnen nicht fehlen. Ein Wink, und Murat, der König von Neapel, rüstet seine Heere, um im tapfern Kampfe für Sie das Unrecht abzubüßen, das er dem Schwager, dem Freunde, dem Herrn und Beschützer früherhin unüberlegt zufügte, hier, Sire, sind meine, sind unserer Mutter Laetitia Diamanten. Ihr Werth reicht mehr als genug hin, Sie auf den Thron von Frankreich zurückzuführen. Weisen Sie mir nur

einen sichern Mann zu, durch den ich sie ohne Aufsehen auf dem festen Lande zu Geld umsetzen lassen kann."

„Ich verspreche nichts, aber ich will auch nichts verschwören, ich will die Sache überlegen," sagte Napoleon, und verließ die Einsiedelei, um in der Einsamkeit der Felsen von Monte Serrato den schweren Kampf der Versuchung zu kämpfen.

Tiefes, schauerliches Schweigen ruhte auf dem versteckten Asyl, in der Mitte der Felsengruppe, wo Napoleon auf einem moosbedeckten Steine saß, und den Kopf mit der Hand stützend, ernsten, kühnen, verwegenen Gedanken nachhing. Es war im Zwielichte, wo Tag und Nacht sich traulich zu einander neigen, um sich dann wieder feindlich zu fliehen. Kein Laut ließ sich in jener Einsamkeit vernehmen, kein lebendes Wesen schien je diese Stätte tiefster Verborgenheit betreten zu haben, nur hoch über den Gipfeln der Felsen, hoch über der Erde mit ihren Wünschen und Sorgen, ihrem Hoffen und Fürchten, schwebte, dem Blicke kaum erkennbar, ein Adler, und zog seine magischen Kreise in den unzugänglichen Regionen der Lüfte.

„Ha! wer mir den Faden gäbe," sprach Napoleon nach fruchtlosem Nachsinnen, „der mich aus diesem Labyrinthe von Wahrheit und Zweifeln, von Wollen und Zurückbeben herausleitet, wer im Stande wäre, die Schrift zu lesen, die dort oben über den Sternen geschrieben steht."

Da stand, wie aus der Erde entstiegen, eine menschliche Gestalt vor dem Kaiser. Ihre Gesichtszüge waren abstoßend, nur aus der tiefbrauner Färbung des Afrikaners blitzten ein paar weiße feurige Augen hervor, ein Turban deckte sein Haupt, ein langer, weißer Mantel umhüllte die Gestalt, und um ihre Hüften wand sich ein bunter Shawl.

„Herr," redete die Gestalt den Kaiser an, „Omar der Syrier steht vor Dir, Omar, der Sohn der Zigeuner-Mutter Sor el Moïla. Er ist gekommen, Dir Dein Pfand zur Einlösung zurückzustellen."

„Und welchen Lohn forderst Du jetzt," fragte der Kaiser, ohne irgend ein Zeichen der Ueberraschung blikken zu lassen, „das Gold, das ich Dir früher darbot, hast Du kalt zurückgewiesen, Du hast Deinen Vortheil schlecht verstanden, die Wahrsagung der Mutter Sor el Moïla ist erfüllt, von der höchsten Höhe bin ich tief herabgesunken."

„Sieh den Adler, der dort in unermessenen Räumen über Dir kreis't," entgegnete Omar, „er senkt sich wohl herab auf die Felsengipfel, aber es bedarf nur seines Willens, und er schwingt sich höher als zuvor in den Aether. Du hast Deine Laufbahn noch nicht vollendet, die Wahrsagung der Mutter Sor el Moïla ist noch nicht erfüllt. Hier ist Dein Pfand, ich mahne Dich, es einzulösen. Nicht Dein Gold, nicht Deine Schätze begehre ich, nichts verlange ich, als — eine Freistätte für

mich und meine Bande am Fuße der Pyrenäen, in den Provinzen Gascogne oder Languedoc."

„Aber Du forderst Unmögliches von mir," bemerkte Napoleon. „Jene Zeit ist vorüber, der mächtige Beherrscher Frankreichs ist zum Schattenbilde seiner vormaligen Größe, zum machtlosen Gebieter dieses spannelangen Eilandes herabgesunken."

„Nicht heute, nicht morgen sollst Du mir gewähren, was ich forderte," entgegnete Omar. „Deine Augen würden mich noch nicht gesehen haben, wenn ich nicht in den Linien meiner Hand gelesen hätte, daß auch der unbedeutende, ungekannte Zigeuner Omar bestimmt ist, die Räder Deines Geschicks in Umschwung zu setzen. In wenigen Tagen verlasse ich diese Insel, um mit der Zigeuner-Bande der Muttter Sor el Moïla den Stiefel von Europa, von Calabrien bis zum Mont Blanc, zu durchziehen, wir schleichen uns in alle Städte Italiens, sind bekannt mit allen Schleichwegen, wir verkehren mit Juden und Christen, mit Heiden und Moslemims. Hast Du Aufträge für mich, so sprich. Auf meine Treue darfst Dich verlassen!"

„Ist das," fragte Napoleon sich selbst, „ist das der Faden aus dem Labyrinthe, um den ich bat, steht es so geschrieben in der Sternenschrift, die ich nicht zu entziffern vermochte, sind die Würfel geworfen? Omar," setzte er dann befehlend hinzu, „ich erwarte Dich in

der Mitternachtsstunde in der Einsiedelei von Monte Serrato."

„Ich komme," antwortete der Syrier, und verschwand unbemerkt, wie er gekommen war.

XVIII.

Der Herbst des Jahres 1814 hatte bereits Früchte und Wein gereift, der fleißige Landmann die Segnungen der Ernte bereits eingespeichert, als das Invalidenhaus für Bergleute zu Rio, mit wahrhaft kaiserlicher Freigebigkeit ausgestattet, zur Erfüllung seines Zwecks völlig ausgerüstet dastand. Seine Einweihung war zu einem Festtage für die Bewohner des Dorfes bestimmt. Auf einem freien Rasenplatze außerhalb desselben spendeten schnell aufgeführte Bretterbuden Speisen und Getränke unentgeltlich an Jeden, der solche Genüsse begehrte. Ein schlechtes, aber den genügsamen Dorfbewohnern unübertrefflich scheinendes Musikkorps ließ seine unharmonischen Töne weithin erschallen, und die Männer, in ihre kurzen, mit unzähligen Knöpfen verzierten blauen Festtagsröcke, in weite, aber kurze, braune Beinkleider, in rothe Strümpfe und massive Schuhe gekleidet, wie die Frauen und Mädchen mit ihren grotesken Staat angethan, die Brust in einen ungeheuren Schnürleib

grausam zusammengepreßt, drehten sich jubelnd in schwerfälligen, geschmacklosen Tänzen. Auch Max und Anna, Raimond und Malwine nahmen an der Lustbarkeit thätigen Antheil, und ergötzten hin und wieder die stumm und staunend zuschauenden Dorfbewohner durch einen deutschen Schnellwalzer, oder durch eine zierliche französische Quadrille. Vater Zornstach aber saß auf einem Hügel unter einer Gruppe von Korbeichen und wilden Oelbäumen, schmauchte gemüthlich seine Pfeife, trank sein deutsches Bier, und sah dem bunten Treiben zu seinen Füßen in stiller Behaglichkeit zu. Auch der silberhaarige Simeon, auch die bigotte Favijetta, auch der trauernde Picheon fehlten nicht bei dem heutigen Feste. Und der hochbejahrte Greis, von der Last des Alters gekrümmt, aber gesund und froh, schlich, auf seinen Stab gestützt, zu Anna, die von dem raschen Tanze am Arm des Geliebten ausruhend ihre freundlich strahlenden Augen über die fröhliche Versammlung hingleiten ließ, und sagte: „Madonna, Signora wollte ich sagen, daß der 98jährige Simeon den heutigen frohen Tag noch einmal erblicken durfte, verdankt er nur Euch. Wohl mag es das letzte Mal sein, daß ich die freundliche Natur zum neu belebenden Winterschlafe übergehen sehe, auch ich werde, wie sie, bald eingehen zum neu belebenden, zum ewigen Schlafe in ihrem Schooße, aber mag auch Madonna, die göttliche, früher oder später über mich gebieten, mein letzter Hauch wird noch ein Gebet sein für ihr sterbliches Ebenbild."

Und die strenggläubige Favijetta nahte mit zögernden Schritten, küßte den Saum von Anna's Kleide und sagte:

„Signora, Ihr betet nicht wie wir zur göttlichen Madonna, aber Ihr handelt, wie ihre würdige Jüngerin, Ihr thatet, wie der göttliche Sohn der göttlichen Mutter gebot, Ihr habt mich gesegnet, als ich Euch fluchte, Ihr habt mir wohl gethan als ich Euch haßte. Ich will nun hingehen, und zur Madonna beten, daß die Himmlische das Herz ihrer Jüngerin erleuchtet, damit auch Ihr des Himmelreichs dereinst theilhaftig werdet, das die allein selig machende Religion dem rechtgläubigen Christen verheißt."

Und der trauernde Picheon wankte herbei und sagte: „Als Picheon in der einsam gewordenen Hütte, mit dem Himmel und mit der Erde zerfallen, der verklärten Gattin nachweinte, da stiegt Ihr als tröstender Engel zu dem trostbedürftigen hernieder, und die Eisrinde, die sein Herz umzog, schmolz unter den Thränen, die Euer Mitleid mit ihm weinte. Fröhlich kann ich wohl nie wieder sein, aber ich kann mich wieder des Glücks Derer erfreuen, die meinen Gram nie fühlten, und wenn ich hinblicke zu meinem verklärten Weibe über den Sternen, da werde ich ihm zurufen: Ein Engel auf Erden hat mich vor Verzweiflung bewahrt, umschwebe Du ihn dafür fort und fort als ein gütiger, beglückender Schutzgeist."

Und wie Simeon, Favijetta und Picheon, so traten noch viele Arme und Betrübte hinzu, deren Noth die irdische Madonna gelindert, deren Thränen sie getrocknet hatte, und dankten mit Inbrunst der wohlthätigen Anna.

Der Dank der Erkenntlichkeit that ihrem Herzen wohl, aber das Bekanntwerden ihrer stillen Wohlthaten übergoß ihr liebliches Gesicht mit Purpur, und verschämt sprach sie: „Freunde, Ihr habt meinen guten Willen, Euch zu helfen, gesehen, aber Ihr habt auch gesehen, wie wenig meine Kräfte meinem Willen gleichkommen. Daß mir die Mittel zu Theil wurden, den guten Willen zur schönen Wirklichkeit zu führen, das — meine Freunde — das verdankt Ihr nur diesem da," setzte sie auf Max hinweisend hinzu, und sah mit liebeverklärtem Blicke zu dem Heißgeliebten auf.

„Und daß ich erkannte, was Euch Noth that, Freunde, und daß unser gern beglückender Herrscher mit freigebiger Hand spendete, was Ihr brauchtet, das verdankt Ihr nur diesem Engel, den ich als irdische Madonna unter Euch herumwandeln sah," fiel Max begeistert ein, und zog die verschämte, sanft widerstrebende Anna feurig an sein treu liebendes Herz.

Da riefen Junge und Alte, Arme und Reiche, Frohe und Betrübte in der Versammlung jubelnd aus: „Es lebe Anna Zornstach, die irdische Madonna, es lebe der deutsche Fremdling, der Wohlthäter des dürftigen Rio, es lebe Napoleon, der gütige, der freigebige Herrscher,"

und zwei geschmückte junge Männer traten zu Anna, und zwei liebliche Frauen traten zu Max, umschlangen mit Kränzen das liebende Paar, und muntere Kinder bestreuten den Pfad mit duftendem Thymian und blühendem Salbei, und der Zug bewegte sich hin zum Vater Zornstach. Der aber legte die Pfeife zur Seite, öffnete den Kommenden die Arme, und eine Thräne der Freude nach der andern schlich verstohlen herab über die alternden Wangen des Biedermanns.

„Herr Oberberg- und Hütteninspector," redete Max in feierlich steifem Tone den glücklichen Alten an, als das fröhliche Dorfvölkchen sich wieder im Tanze drehte, und ergriff während der Anrede Zornstach's Rechte.

„Freund oder Landsmann heißt es," verbesserte der Angeredete die Anrede.

„Bestes Väterchen," lispelte verschämt Anna, und umschloß mit ihren beiden Händchen des Vaters Linke.

„Sie kennen mein Herz," fuhr Max fort, „ich liebe, ich bete Ihre Tochter an, segnen Sie den Bund unserer Liebe."

„Ich that nur nach Deinen Vorschriften, bestes Väterchen," entschuldigte Anna verschämt, „um den Weiberfeind zu bekehren, und da hat sich die Liebe zu dem folgsamen Schüler in mein eignes Herz gestohlen."

„Aber Kinderchen, Herzenskinderchen," fragte in komischer Verwirrung der menschenkenntnißreiche Inspector, „wie ist es denn nur möglich, daß sich das so sonderbar gemacht hat? Gotts Kobold und tauber Dunst,

Anna, Du bist eine Lehrerin, bei der Dein alter Vater selbst in die Schule gehen könnte, einen Weiberfeind, wie meinen Landsmann, in so kurzer Zeit so zu bekehren, das will mehr heißen, als fündige Stufen aus taubem Gestein zu graben. Aber mögt Ihr auch Euer Werk gerichtet haben, wie Ihr wollt, Eure Herzen haben sich gefunden und verstanden, Ihr seid eins des andern werth, und das reicht hin zum stillen, häuslichen Glücke, Vater Zornstach segnet den Bund Eurer Liebe. Nimm sie hin, meine Anna, Landsmann, Freund, Sohn, lieber Sohn, seid glücklich, meine Kinder!"

Mit zitternder Hand legte Vater Zornstach den Liebling seines Herzens in Hohenthals Arme, lispelte ihm zu: „Halte sie gut, mein Sohn, ich übergebe Dir ein gediegenes, edles Metall," und trocknete sich abgewandt eine Thräne aus dem Vaterauge. Raimond aber umschlang den überseligen Freund mit stürmischer Freude, und rief begeistert aus: „Max, Du hast ein Glück errungen, um das Dich die Engel im Himmel beneiden müssen, aber Dein biederes, deutsches Herz hat es ehrlich verdient," küßte dann mit französischer Galanterie Anna's zarte Hand und sagte: „Wohl dem Weiberfeinde, den eine Lehrerin wie Sie, schönste Anna, bekehrte," und mit einem Blick auf Malwine bat er diese: „Möchten Sie doch, holde Malwine, dieses wohlthätige Geschäft bei dem wilden Raimond übernehmen." Malwine aber ergriff Hohenthal's und Anna's Hand und sang:

Ihr kennt nun wohl den Ort, in dem die Liebe wohnet,
Es ist das hochbeglückte Herz.
O pflegt sie wohl, daß ewig sie dort thronet,
Es brennet heiß verlaßner Liebe Schmerz.
In treuer Lieb' vereint, zieht selig Ihr dahin,
Es wird für Euer Glück mein Wunsch stets mit Euch zieh'n.

Warum rauscht doch die Freude mit raschem Flügelschlage so schnell an uns vorüber? warum weicht doch der Schmerz mit seiner ertödtenden Last so langsam von uns?! Wie flüchtige Minuten waren den Seligen die Stunden bis zur Mitternacht dahingeeilt, da aber schloß Max seine Anna mit verdoppelter Liebe in den Arm und sagte: „Daß das Uebermaas des Glücks Deinen Max nicht tödtet, laß mich einen Tropfen Wermuth in den Honig der Freude träufeln. Bis hierher schwieg mein Mund, um Dich, mein Annchen, nicht vor der Zeit zu betrüben, aber nun drängt der Augenblick. Wir müssen scheiden, scheiden auf längere Zeit, vielleicht auf Monden. Nur die Pflicht treuer Ergebenheit, die mich an den großen Kaiser fesselt, der mich seines Vertrauens, seines Wohlwollens würdigt, vermag mich von Deiner Seite zu reißen, aber jene Pflicht gebietet, und mit schwerem Herzen, aber entschlossen und willig, scheide ich für jetzt von Dir. Du kennst die niedrige Rachsucht, mit der seine Feinde in Frankreich ihm selbst das Unentbehrliche vorenthalten, damit der Glanzgewohnte in drückendem Mangel das schwerlastende Joch der Gefangenschaft doppelt fühle. Ein Mann, der

warm und treu, ehrlich und offen sein Recht an dem feindlich gesinnten Hofe versucht, thut ihm noth; er schenkte mir sein Vertrauen, er wünscht, daß ich sein gutes Recht vertheidige, soll ich, darf ich anstehen, sein Vertrauen zu rechtfertigen, seine Wünsche zu erfüllen? Eine Stimme in meiner Brust ruft mir ein lautes „Nein!“ zu, aber nicht eher will ich folgen, nur Dein Ausspruch soll über mich gebieten, meine Anna.“

„Kannst Du zweifeln, mein Max?“ fragte Anna unter still herabrollenden Thränen, „nein, Du willst Deine Anna nur erproben. Meinen Thränen kann ich nicht gebieten, aber müßte ich auch meinem Schmerze unterliegen, dennoch würde ich Dir zurufen: Pflicht und Dankbarkeit gebieten, vor ihrem Gebote muß das leise Flüstern der Liebe verstummen!“

„Das war gesprochen, wie ein edles, deutsches Mädchen,“ rief Max, „wie ich es von Dir, meine Anna, erwarten durfte. Ich bitte Dich nicht, daß Du mir treu bleiben sollst, schon die Bitte würde einen Zweifel an Deinem schönen Herzen verrathen, ihm vertraue ich, vertraust Du auch dem meinigen, mein Annchen?“

„Ja,“ sprach Anna glaubensvoll, „ja, ich vertraue ihm fest und unbesorgt. Könntest Du meiner heißen, treuen Liebe einst spotten, Max, könntest Du Deine Anna jemals täuschen, Du würdest nicht blos ihr Herz brechen, Du würdest ihr den Glauben an die Menschheit grausam rauben!“

Max drückte schweigend ihre Hand an seine Brust, und Anna verstand die stumme Antwort.

„Und nun laß uns die wenigen Stunden noch genießen, die uns das Schicksal vergönnt. Mein Herz ist jetzt um eine Centnerlast leichter, da der Stein, der es drückte, abgewälzt ist," fuhr Max fort, und zeigte sich heiter und unbefangen, wie zuvor. Aber schon nach kurzer Weile hatte er und Raimond aus dem Kreise der Familie Zornstach sich unbemerkt verloren. Einige Zeit später kehrte Raimond dahin zurück.

„Ich bringe Ihnen den Abschiedsgruß Hohenthal's, und diese Zeilen," sagte er zu der Ahnenden. Anna entfaltete das Papier und las:

„Das Schiff, das mich von Dir reißt, lichtet die Anker, bald trennt uns das Meer. Ich scheide von Dir, Anna, aber mein Herz, all mein Denken bleibt bei Dir. Deiner werth, oder nie siehst Du mich wieder."

Max.

Erst jetzt fühlte Anna den Schmerz der Trennung in seiner ganzen Größe, und tief betrübt senkte sie das liebliche Köpfchen zur Brust herab. Aber ein Arm legte sich sanft um ihren Nacken, und eine Stimme fragte: „Anna, meine Tochter, hat Dein Herz keinen Raum mehr für die Liebe zu Deinem Vater?"

„O mein Vater," rief die herrliche Tochter aus, mein Herz ist getheilt zwischen ihm und Dir, aber selbst die Unendlichkeit reicht nicht aus, auch nur einen dieser Theile auszufüllen."

Da zog der alte Zornstach die Tochter mit dem einen Arme an die Vaterbrust, und mit dem andern das Mützchen von dem ergrauten Haupte. Er betete, obgleich sein Mund schwieg, nur sein Blick richtete sich hinauf zu dem Allmächtigen über den Sternen, aber was sein Herz empfand, das lautete vor dem Allgütigen wie die reinste Dankhymne des glücklichen Vaters.

Zweiter Abschnitt.

I.

In den Salons der Frau Obrist Adele Labedoyere zu Paris war große Soirée. Die Damen bildeten bereits in dem einen Salon einen schönen Kranz, während hin und wieder einzelne Herren hinter ihren Stühlen standen und sich mit ihnen unterhielten. In dem andern Salon hatten sich blos Herren zusammengefunden, und saßen theils gruppenweis zusammen, theils gingen sie im Gespräche mit einander auf und ab. Die Assemblée war zahlreich, ungeachtet die Gäste noch keineswegs alle erschienen waren, und bestand aus einem bunten Gemisch aller Stände der Hauptstadt. Man gewahrte in dieser Soirée keinen Kastengeist, keinen Unterschied

der Stände, vertraulich unterhielt sich der Marschall und Pair von Frankreich mit dem bescheidenen Künstler, Arm in Arm schritt der General mit dem Gelehrten durch den Salon.

In dem Salon der Damen war die Unterhaltung sehr lebendig und laut, denn sie betraf einen höchst wichtigen Gegenstand. Der neueste königliche Erlaß hatte die bisherige blau-roth-weiße Nationalfarbe ein für allemal abgeschafft, und das Verbot sogar bis auf die Bänder der Damen, bis auf die Farbe ihrer Kleider ausgedehnt. Begreiflich war es daher, daß ein so höchst eigenmächtiger Eingriff in die Toilettenrechte des schönen Geschlechts nicht ohne strenge Kritik bleiben konnte, und daß man in einer so freventlichen Willkühr nicht blos die Beeinträchtigung der eigenen Freiheit, sondern zugleich auch ein Untergraben der heiligsten Volksrechte fand. Während dessen beschäftigte sich die Männerwelt in dem anstoßenden Salon mit der Beantwortung einer Frage, die für jetzt allgemeines Interesse erregte. Der Admiral der königlichen Marine, ein Mann von anerkanntem Verdienste, war gestorben, und die Frage, wem diese Stelle von der erheblichsten Wichtigkeit übertragen werden könne und würde, bildete das Thema der männlichen Unterhaltung, denn es hatten sich bereits eine beträchtliche Anzahl der achtungswerthesten Männer Frankreichs dazu gemeldet, und es hielt in der That schwer, den Würdigsten unter den Würdigen auszuwählen. Man rieth bald auf diesen, bald

auf jenen, ohne zu einem gemeinschaftlichen Beschlusse gelangen zu können.

„Zerbrechen Sie sich den Kopf nicht weiter mit Muthmaßungen, meine Herren," unterbrach der Sekretär Serrier die Deliborationen, „des Herrn Minister, Staats-Sekretär Grafen von Blacas d'Aulps Excellenz hat die schwierige Frage schneller entschieden, als Sie, und seine Wahl ist dabei auf den Herrn General-Lieutenant und Oberkammerherrn Marquis von Montmorenci gefallen. Ich besuchte heute einen Bekannten von mir, den Sekretär des Grafen Blacas, und bei diesem habe ich das bereits von Sr. Majestät eigenhändig vollzogene Anstellungs-Patent selbst gesehen.

„Wer ist denn dieser General-Lieutenant von Montmorenci?" fragte der Marschall Ney, „ich erinnere mich nicht, daß unter Napoleons Fahnen ein Mann dieses Namens gedient hätte."

„Das konnte auch nicht füglich geschehen," belehrte Serriere den Marschall, denn der Herr General-Lieutenant hat Frankreich seit 20 Jahren mit seiner Gegenwart nicht zu beehren geruht. Vor jener Zeit bekleidete derselbe die Stelle eines Lieutenants unter den Garde du Corps und eines Kammerherrn bei der Person Sr. Mejestät des Königs, folgte Letzteren in die Verbannung, und hat seitdem durch stete Anwesenheit an dem Hofe Ludwig's XVIII. im Auslande sich nicht gewöhnliche Verdienste um das Vaterland erworben. Bekanntlich haben des Königs Majestät nach ihrer jetzigen Thron-

besteigung ihre gnädigste Willensmeinung dahin auszusprechen geruht, daß jeder der getreuen Emigranten, die bei ihnen im Exil ausgeharrt haben, nunmehr im Vaterlande die Stelle einnehmen soll, die er allenfalls erlangt haben könnte, wenn er Frankreich nie verlassen hätte. Dadurch ist der vormalige Lieutenant und Kammerherr zum General-Lieutenant und Ober-Kammerherrn avancirt, und nunmehr kann auch kein Zweifel mehr obwalten, daß er der nächste und würdigste Bewerber zu der erledigten Stelle eines ersten Admirals bei der Flotte sein muß."

„Aber hat denn der Mann auch schon ein Schiff betreten, hat er sich denn Verdienste um die Marine erworben?" fragten mehrere aus der Gesellschaft.

„Ei," erwiederte Serrier wie früher, „wie können Sie daran zweifeln, er ist ja von Dover nach Calais übergeschifft, als der König nach Frankreich zurückkehrte, und hat damals ganz entsetzlich an der Seekrankheit gelitten. Verlangen Sie nun noch mehr Beweise seiner Befähigung zum Großadmiral?"

Manche von den Anwesenden sprachen ihre Unzufriedenheit über den Inhalt der eben vernommenen Neuigkeit laut aus, doch ihr Murren verhallte unter einem lauten Gelächter, das sich vom Damen-Salon her vernehmen ließ, und das auch die Mehrzahl der Herren dorthin lockte.

Der Schauspieler Talma war kurz zuvor in den Damen-Salon eingetreten, und hatte sich bisher mehr

flüsternd mit der Staatsräthin Bernier und Madame Dunois unterhalten, bis zuletzt das laute Lachen Beider die Aufmerksamkeit aller Uebrigen auf sich zog.

„O das ist zu trollig," rief Madame Dunois unter fortwährendem Lachen, „das würde man kaum glauben, wenn man es in einer Lebensbeschreibung des Papsts Hildebrand läse. Talma, ich bitte Sie inständigst, mit dieser Erzählung müssen Sie die gesammte Soirée ergötzen."

„Ihre Wünsche sind mir jederzeit Befehle, Madame," versetzte der große Schauspieler mit der ihm stets eigenen Artigkeit, „nur bedaure ich alsdann, Sie mit der Erzählung des eben Gehörten doppelt langweilen zu müssen."

„Ein Mirakel wie dieses, hören wir mit Vergnügen doppelt," versicherten beide Damen mit Einem Munde, und Talma erzählte:

„Sie wissen leider, meine Damen und Herren, daß die liebenswürdige Piombini, der Stolz des Theatre françois, dem Publikum viel zu früh durch den Tod entrissen worden ist. Der heutige Nachmittag war zur Beerdigung ihrer irdischen Hülle bestimmt, das ganze Schauspielerpersonal des Theatre françois hatte sich zu diesem traurigen Dienste auf dem Friedhofe père la Chaise eingefunden. Schon sollte der Sarg in das Grab eingesenkt werden, da drängt sich der Geistliche von St. Roch tobend und zankend durch die Menge der wirklich tief ergriffenen Zuschauer, und verbietet mit den

bestimmtesten Worten die Beisetzung der Entseelten in geweihte Erde — weil eine Schauspielerin keine Christin, und schon ihres Standes wegen dem Teufel und seinem Reiche auf ewig verfallen sei. Sie können wohl glauben, meine Damen, daß wir unglücklichen, schon bei Lebzeiten der Hölle verfallene Opfer diese unerwartete Eröffnung unseres zukünftigen Looses mit gerechtem Erstaunen vernahmen, doch verhielten wir uns bei der Zornrede des Pater von St. Roch ruhig, nicht so aber die anwesende Menge der Zuschauer. Von heftigen Worten kam es zu Drohungen gegen den Pater, man griff nach Steinen, um den fortwährend eifernden Geistlichen mit Gewalt zu vertreiben, der Friedhof würde zu einem Kampfsplatze entweiht worden sein, wenn wir Schauspieler selbst nicht die tobende Menge zu beruhigen gesucht hätten. Inzwischen hatten die Vernünftigsten aus dem Volke den Maire der Stadt herbeigerufen. Er kam, hörte, was vorgefallen war, und fragte den Pater ganz gelassen, wie tief die Erde geweiht sei? Wenigstens 8 Fuß, entgegnete der Pater. Wohl, befahl der Maire, Todtengräber aber gräbt das Grab 9 Fuß tief aus, damit wir den Unwillen des Herrn Paters besänftigen. Der Befehl ward augenblicklich vollzogen, die Entseelte beigesetzt, unter dem tobenden Gelächter des Volks stürzte der Pater vom Friedhofe weg, tobend und zankend, wie er gekommen war, und allen Anwesenden noch zum Ueberfluße mit der Excommunication drohend."

Minder tobend, als die Menge auf père la Chaise, aber unter desto bitterern Bemerkungen, belachte auch die gesammte Assemblée die Thorheit des bigotten Pfaffen, nur Monsieur le Camus, der vormalige Kronschatzmeister des entthronten Königs von Westphalen, der bisher sichtlich verstimmt und einsylbig hinter dem Stuhle der liebenswürdigen Wirthin des Hauses gestanden hatte, stimmte nicht in das Lachen der Uebrigen ein. Adele hatte schon längst die Verstimmung des werthen, feingebildeten, sonst immer muntern Hausfreundes mit Befremden bemerkt, jetzt sagte sie:

„Le Camus, Sie sind heute zu meinem Bedauern nicht wie sonst. Nicht unbescheidene Neugier, sondern herzliche Theilnahme läßt mich eine Frage nach der Ursache dieses Mißmuths wagen."

„Ich muß mich schuldig bekennen," antwortete Monsieur le Camus galant, „daß ich in ihrer Nähe, schöne Frau, einen Augenblick an mich selbst denken konnte, und noch schuldiger, daß ich Ihnen gegenüber meinen Mißmuth nicht besser zu verbergen wußte. Doch Ihre Güte hat ja schon mehr gegen meine Schwächen Nachsicht geübt, darum mögen Sie auch immerhin wissen, was mich jetzt verstimmt. Ich habe heute lediglich durch einen Cabinetsbefehl die Frucht 25jähriger rastloser Anstrengung, meine Plantage auf Martinique verloren. Sie selbst, gnädige Frau, haben ihr einst scherzend den Namen Diamant beigelegt, als ich das kleine Besitzthum mein Pathmos nannte, und es führt jetzt diesen

Namen; denn es war mir werther, wie der kostbarste Edelstein, seitdem meine frühverklärte Gattin mit ihrer Tochter, seitdem meine Adelaide und meine Auguste dort schlummern. Nach der Revolution kaufte ich die Plantage als ein Nationalgut für einen mäßigen Preis an; denn ihr damaliger Eigenthümer war emigrirt, aber seitdem habe ich das Doppelte, das Dreifache des Kaufpreises darauf verwendet, um sie dem damals drohenden Verfalle zu entreißen, und jetzt, nach 25jähriger Anstrengung, hoffte ich, den Lohn dafür zu ernten. Da kommt der frühere Eigenthümer der Plantage mit Ludwig XVIII. nach Frankreich zurück, fordert sein Eigenthum, und erbietet sich, mir den Kaufpreis zu ersetzen, ich weise das Erbieten ab, der Emigrant klagt, das Gericht entscheidet zu meinen Gunsten, aber der frühere Eigenthümer ist ein Günstling des Hofes, und der Minister befiehlt, daß ich die Plantage zurückgeben, den darauf verwendeten doppelten und dreifachen Werth des Kaufpreises aber gegen die bisherige Benutzung des Besitzthums anrechnen und aufheben soll. Ein Federstrich des Ministers hat mich zwar mit einem Male vom wohlhabenden Manne zum armen heruntergebracht," fuhr le Camus mit französischer Galanterie fort, „aber bleibt mir nur Ihre Freundschaft, schöne Frau, so fühle ich mich doch reich, wie Croesus."

„Mein Gott, ist denn Frankreich mit einem Male bis zu den Zeiten des Faustrechts zurückgeschritten," rief Labedoyere, der unbemerkt der Erzählung des ver-

stimmten Hausfreundes zugehört hatte, bei dem Schlusse aus, ging rasch auf den Herzog von Elchingen zu, nahm diesen mit sich bei Seite und sagte:

„Können Sie jetzt, nach dem, was uns blos der heutige Abend über den Zustand unseres Vaterlandes Neues gebracht hat, noch anstehen, dem Bunde beizutreten, dessen Streben dahin geht, der Noth Frankreichs ein Ende zu machen? Fassen Sie doch das Resultat der einzelnen Erzählungen zusammen, Herr Marschall, und ein Bild des Jammers wird sich vor Ihren Blicken ausbreiten. Die Nationalfarbe Frankreichs wird mit Füßen getreten, die Ehre Frankreichs, die Nation selbst wurde es schon längst, wahres Verdienst findet keine Anerkennung, keine Würdigung mehr, denn der Adel, der nichts für sich anzuführen vermag, als seine Ahnen, füllt die Ehrenämter des Staats mit seinen unbrauchbaren Kreaturen aus, die Hierarchie erhebt wieder ihr furchtbares Gorgonenhaupt, und der friedliche Bürger ist nicht mehr sicher im Besitz seines wohlerworbenen Eigenthums. Herr Herzog, es ist nicht möglich, daß Sie noch länger anstehen können, dem schwergekränkten Vaterlande Ihren mächtigen Beistand zu entziehen!“

„Wohl erkenne ich, wohl fühle, wohl beklage ich den jetzigen trostlosen Zustand Frankreichs vom Grunde meines Herzens,“ entgegnete Marschall Ney mit Ruhe, und dennoch, Herr Oberst, muß ich meinen Beitritt zu jenem Bunde bestimmt und entschieden verweigern. Ich will Ihr Unternehmen nicht billigen, Labedoyere, aber

ich will es auch nicht tadeln, und ich werde das Vertrauen, das Sie mir durch Mittheilung der geheimen Verschwörung bewiesen haben, als Mann von Ehre zu würdigen wissen. Doch was Sie auch thun mögen, Oberst, mich lassen Sie frei von jeder persönlichen Theilnahme. Ludwig XVIII. ist mir mit königlichem Wohlwollen entgegen gekommen, er hat mich ohne mein Zuthun zum Befehlshaber der Reiterei der alten Garde ernannt, er hat mir erst neuerlich dieses Ludwigskreuz verliehen, ich bin ihm persönlich verpflichtet, Dankbarkeit und Ehre gebieten mir, ihm treu zu bleiben, Dankbarkeit und Ehre verbieten mir, zur Rettung des bedrängten Vaterlandes thätig mitzuwirken. Wäre es möglich, daß der König selbst einst meine Dankbarkeit zurückweisen, meine Ehre antasten könnte, dann würde ich unbedingt dem Vaterlande angehören. Und nun, lieber Labedoyere, lassen Sie uns zu den Damen zurückkehren, ich sehe, man ist dort in ziemlicher Aufregung."

Der Marschall hatte recht gesehen, seine eigene Gemahlin hatte jene Aufregung hervorgerufen. Weinend war sie eben vom Hofe des Königs zurückgekommen, weinend war sie in den Salon eingetreten, und auch dort vermochte sie ihren Thränen nicht zu gebieten. Den vielfältigen Fragen der Theilnahme konnte sie in ihrer Aufregung die Ursache derselben nicht länger verhehlen, sie klagte weinend:

„Was that ich dieser stolzen Herzogin von Gommerail, was that ich dieser hochfahrenden Gräfin von

du Quesnoi je zu Leide, daß sie mich so unverdient, so schnöde kränken konnten? Habe ich je mich ihnen aufgedrängt, haben Beide nicht selbst unter der Kaiser-Regierung mich aufgesucht, sich um meinen Umgang beworben? Im guten Glauben an die Fortdauer jenes freundschaftlichen Verhältnisses, das durch mich nie gestört wurde, nehme ich bei Hof meinen Platz zwischen der Herzogin und der du Quesnoi, aber kaum habe ich mich niedergesetzt, da erhebt sich auch die Gommerail, wirft einen recht verächtlichen Blick auf mich und sagte zur Gräfin: Kommen Sie, liebe du Quesnoi, wir wollen uns zu **unserer** Gesellschaft verfügen! Die Gräfin stimmt mit einer hämischen Bemerkung, die ich nicht wiederholen mag, bei, und beide Damen rauschen ohne ein Wort der Entschuldigung oder des Abschiedes stolz an mir vorüber. Ich weinte, und Ihre Königl. Hoheit, Madame die Herzogin von Angoulème, hatte den Vorfall mit angesehen, ihr mochte ich meine Thränen nicht verbergen, doch kalt, ohne mich eines Blicks zu würdigen, ging sie an mir vorüber, und reichte der Gommerail wie der du Quesnoi die Hand gnädig zum Kusse."

Mit rollenden Augen hatte der Herzog von Elchingen der Erzählung seiner Gemahlin zugehört, seine Brust hob und senkte sich stürmisch, seine Rechte faßte unwillkührlich nach dem Degengefäße, seine Linke wühlte krampfhaft in dem buschigen Schnurrbarte, aber mit

gewaltiger Kraft bändigte er den Aufruhr in seinem Innern, und sagte ruhig, fast kalt:

„Arme Constanze, ich bedaure Dich um der Thränen, die Du über ein Nichts vergossen hast, tröste Dich mit mir, mir ist es kürzlich noch schlimmer ergangen, wie Dir. Der Duc de Choiseul und der Abbé Prevot, beide bekannt als die größten Leckermäuler von Paris, stritten mit einander darüber, von welcher Holzart die Fässer sein müßten, in welchen der Wein aufbewahrt werde, um ihm den höchsten Wohlgeschmack zu verschaffen. Die Wichtigkeit, mit der Beide einen so unwichtigen Gegenstand verhandelten, erregte mir unwillkührlich ein Lächeln. Der Duc de Choiseul bemerkte es, er mogte empfindlich darüber sein, und um sich zu rächen, sagte er zum Abbé:

„Aber warum streiten wir uns, mon ami, über eine Sache, wo wir sogleich ein vollgültiges, schiedsrichterliches Urtheil von einem Sachverständigen verlangen können," und zu mir sich wendend, richtete er die Frage an mich:

„Herr Marschall, Sie haben unsern Streit gehört, so viel mir von Ihrer Herkunft bewußt ist, waren Sie früherhin Lehrling bei Ihrem würdigen Herrn Vater, einem Böttchermeister zu Saar-Louis. Als Lehrling der noblen Böttcherzunft werden Sie auch Gelegenheit gehabt haben, sich über unsere Frage zu unterrichten, entscheiden Sie doch dieselbe gefälligst."

Ein allgemeiner Ausruf des Erstaunens der Mißbilligung unterbrach den Marschall, und der junge auf halben Sold gesetzte Infanterie-Capitän Vaillant fragte stürmisch:

„Hoffentlich wandelt dieser Duc de Choiseul nicht mehr unter den Lebendigen? Denn ich setze voraus, daß Sie, Herr Marschall, dem Unverschämten die wohlverdiente Züchtigung nicht geschenkt haben.“

„Er lebt, befindet sich wohl, und ist vollkommen sicher vor jeder Züchtigung von meiner Hand,“ beantwortete der Herzog die Frage mit früherer Ruhe.

„Aber der Impertinente kann Ihnen in seinem Uebermuthe Ihre Ruhe für Furcht auslegen,“ fuhr der Capitain fort.

„Capitän,“ versetzte der Marschall auf diese Bemerkung mit gerechtem Stolze, „Michael Ney, den der große Kaiser einst den Bravsten der Braven nannte, der auf dem Rückzuge aus Rußland mit einer Hand voll Soldaten Kutusows gesammter Heeresmacht 11 Tage lang jede Handbreit Land streitig machte, der mit zwei Grenadieren, mit dem Degen in der Hand, das Thor von Krasnoë so lange vertheidigte, bis die ganz erschöpfte französische Arriergarde ihren Rückzug zum andern Thore hinaus glücklich bewerkstelligt hatte, Michael Ney, der 25 Jahre lang dem Tode kühn ins Auge sah, Michael Ney ist über solchen Argwohn erhoben, er braucht nicht erst das Blut eines 70jährigen

Emigranten zu vergießen, um der Hauptstadt zu zeigen, daß er die Furcht nicht kennt."

„Du hast Recht, mein Gemahl," stimmte die Frau Marschallin ein, „aber thatest Du denn gar nichts, um dem Duc de Choiseul die Lust zu ähnlichen Aeußerungen für die Zukunft zu benehmen?„

„Sei nur ruhig, meine Constanze," tröstete der Marschall seine Gemahlin, „ich denke, er wird gleichwohl die Lust verloren haben, den Böttcherlehrling fernerhin an seine Herkunft zu erinnern. Lachend hörte ich die Frage des Duc an, und lachend entgegnete ich:

„Mit Recht, mon cher Duc de Choiseul, könnten Sie von mir eine Entscheidung Ihrer hochwichtigen Frage verlangen, da ich allerdings bei meinem Vater, einem ehrlichen Böttchermeister zu Saar-Louis, das Böttcherhandwerk zu erlernen bestimmt war, aber Michael Ney war zu ungeschickt, zu unbrauchbar zum Böttcher, und ward statt dessen Herzog von Elchingen, Fürst von der Moskwa, Marschall und Pair von Frankreich. Wären Sie an seiner Stelle gewesen, mon cher Duc, Sie würden zuversichtlich Ihre Frage von vorhin zu beantworten im Stande sein, denn ich zweifle nicht daran, daß Sie es bis zu einem recht passabeln Meister unter der nobeln Böttcherzunft von Saar-Louis gebracht haben könnten."

„Das Benehmen des Herzogs von Elchingen bei jener Gelegenheit fand unter den Gästen der Soirée theils Beifall, theils Widerspruch, man stimmte dafür

und dagegen. Da führte der Oberst Labedoyere einen jungen, schönen Mann in den Salon, und stellte ihn der Assemblee mit den Worten vor:

„Meine Damen und Herren, ein sehr werther Freund meines Hauses erfreut uns heute durch seinen freundschaftlichen Besuch. Ich habe die Ehre, Ihnen den vormaligen Hauptmann unter den Verbündeten, den jetzigen Geheim-Secretär des Kaisers Napoleon auf Elba, Max Hohenthal, einen würdigen Deutschen, hiermit vorzustellen."

Die wichtige Stellung des Angekommenen zu dem entthronten, und doch noch hochverehrten Monarchen, sein blühendes einnehmendes Aeußere, der gefällige Anstand seines Benehmens zog die Aufmerksamkeit der ganzen Soirée auf den interessanten Gast, alle Anwesenden kamen ihm mit Achtung, mit Wohlwollen entgegen. Max hatte Mühe, sich durch die Versammlung bis zu der liebenswürdigen Wirthin des Hauses durchzuwinden. Ehrerbietig küßte er Labedoyere's Gemahlin die Hand, Adéle aber drohte scherzend mit dem Finger, und sagte:

„Ist das Recht von Ihnen, Herr Geheim-Secretär, daß Sie nach der ersten steifen Ankunfts-Visite keinen Augenblick weiter für mich und meinen Gemahl abmüssigten, während Sie schon zwei volle Tage in der Hauptstadt verweilen?!"

„Ich habe Ihren Tadel verschuldet, aber nicht verdient, schöne Frau," wendete Max Platz nehmend ein,

„Wüßten Sie, wie schlimm es mir in den zwei Tagen meines Hierseins ergangen ist, Sie würden mir herzliches Mitleid statt Tadels zu Theil werden lassen. Von früh bis Abends bin ich von einem Hôtel der königlichen Minister zum andern gefahren, von einer Antichambre hat man mich in die andere gewiesen, und bis jetzt ist es mir nicht einmal gelungen, auch nur Audienz bei den gewaltig beschäftigten großen Herren zu erlangen."

„Das darf Sie nicht befremden mein Herr," fiel hämisch lächelnd der Herzog von Elchingen ein, „der Titel eines Geheim-Secretärs Napoleon's ist wahrlich nicht der Schlüssel, der an dem Hofe der Bourbons die Thüren der Audienzzimmer öffnet. Der Zweck Ihres Hierseins in Paris ist mir nur zu wenig bekannt, um es zu wagen, Ihnen meine Vermittelung anzubieten."

„Der Grund meiner Hierherkunft ist kein geheimer, Herr Marschall," antwortete Max, „und läßt sich mit wenigen Worten aussprechen. Der große Kaiser schmachtet in voller Bedeutung des Worts auf Elba in Mangel, weil Frankreich ihm den Jahrgehalt widerrechtlich vorenthält, der ihm durch die bündigsten Verträge zugesichert worden ist. Ich bin hier, um das gute Recht des Verletzten nach besten Kräften geltend zu machen."

„Wie?" fragte der Marschall, und seine Augen rollten wieder wild, wie vorhin, seine Brust wogte stürmisch auf und ab, seine Hand stieß unwillig das Schwerdt auf den polirten Fußboden, daß es grillend

ertönte, „wie? man handelt so an Napoleon? Und Michael Ney hat selbst den Vertrag abgeschlossen, der dem großen Mann den erbärmlichen Gehalt zusichert? Michael Ney hat seine eigene Ehre für die pünktliche Erfüllung des Tractats von Fontainebleau verpfändet?"

Und zu Labedoyere sich wendend sagte der Marschall mit einem fürchterlich drohenden Blicke:

„Oberst, jetzt bin ich der Ihrige, jetzt muß meine Dankbarkeit verstummen, denn meine und Frankreichs Ehre ist mit Füßen getreten, jetzt trete ich dem geheimen Bunde bei, und bei Gott, die Bourbons sollen es empfinden, daß Michael Ney bis zu diesem Aeußersten gebracht worden ist."

II.

Ungeachtet seiner bisherigen bitteren Erfahrungen über die Schwierigkeit bei einem der königlichen Minister Audienz zu erlangen, hatte sich Max an einem der folgenden Morgen bei früher Tageszeit in dem Vorzimmer Sr. Excellenz des Ministers, Staats-Secretärs Grafen Blacas d'Aulps eingefunden. Mit doppelt mürrischem Blicke sah der mürrische Kammerdiener des Ministers den schon früher zurückgewiesenen Gehörsuchenden in

das Vorzimmer eintreten, und als Max ihn bat, dem Geheim-Secretär des Kaiser Napoleon auf Elba Audienz bei Sr. Excellenz auszuwirken, wies der Kammerdiener die Bitte ohne Weiteres mit der Bemerkung zurück, daß der Herr Minister dringender Geschäfte halber, an dem heutigen Tage sowohl, als auch in den nächstfolgenden, auf keinen Fall und für Niemand zu sprechen sei. Max hatte eine solche Antwort vorausgesehen, aber auch er war entschlossen, dem entschiedenen bösen Willen die entschiedenste Beharrlichkeit, ja offenbare Hartnäckigkeit entgegen zu setzen. Darum griff er, ohne die verständliche Hinweisung des Kammerdieners nach der Thüre der Antichambre zu beachten, nach einem der dort stehenden Stühle, setzte sich phlegmatisch in eine Fenster-Nische, zog ein Exemplar des Tacitus aus der Tasche, und fing an, so eifrig darin zu studiren, als hätte er keinen andern Zweck, wie die Schönheiten des alten Classikers seinem Gedächtnisse mit einem Male unvergänglich einzuprägen.

Solch' eine Hartnäckigkeit war doch dem gräflichen Kammerdiener noch nicht vorgekommen. Er rüttelte den eifrig Lesenden bei der Schulter, bis dieser vom Tacitus auffsah und sagte:

„Monsieur sind, wie ich höre, ein Deutscher, und scheinen deshalb schwer zu begreifen, ich sollte doch meinen, daß ich mich deutlich genug ausgesprochen hätte, als ich Monsieur vorhin schon erklärte, daß Se. Excellenz dringender Geschäfte halber nicht zu sprechen sei. Sollte

mich Monsieur nicht verstanden haben, so will ich jetzt noch bemerken, daß die Anwesenheit von Monsieur in der Antichambre des Herrn Ministers Excellenz durchaus nicht weiter verlangt wird."

„Monsieur haben in der That Ihre Erklärung so deutlich ausgesprochen," entgegnete Max ohne aufzustehen mit der freundlichsten Gelassenheit, „daß sogar ein Deutscher den Sinn von Dero Worten zu verstehen im Stande war. Ich bedaure jedoch," fuhr Max fort, und ließ dabei einige Napoleond'ors in die Hand des Kammerdieners gleiten, „daß ich selbst mich nicht deutlich genug ausgesprochen habe. Eben so dringend, als Se. Excellenz mit Geschäften überhäuft sind, ist mein Verlangen, ihn zu sprechen, und ich bin daher fest entschlossen, so lange in dieser Antichambre zu verweilen, bis die dringenden Geschäfte Sr. Excellenz ihre Erledigung gefunden haben, und dieselben geruhen werden, einem Manne Audienz zu ertheilen, der in einer höchst wichtigen Angelegenheit schon mehrmals, ohne Gehör zu finden, zurückgewiesen wurde."

„Der entschlossene Ton Hohenthal's, mehr aber wohl der Reiz des Goldes, wirkte auf den mürrischen Kammerdiener. Ungleich freundlicher, als vorhin, sprach er:

„Ich will versuchen, was sich thun läßt," und schritt im Gefühl seiner hohen Wichtigkeit nach dem Audienzzimmer des Grafen.

Den Erfolg der Meldung abwartend, las Max wieder wie zuvor im Tacitus. Da riß ein reich ver-

goldeter Bedienter die Thüre des Vorzimmers bis an das Ende auf, ein junges, luftiges, zierlich gekleidetes Herrchen hüpfte herein, und mit seinem Erscheinen verbreitete sich ein Wohlgeruch aller Parfums der Hauptstadt durch die ganze Antichambre. Er beäugelte einige Augenblicke den Leser in der Antichambre mit der Lorgnette, hüpfte dann vor den Spiegel, brachte dort das zierlich frisirte Haar, den fein gefalteten Jabot mit ängstlicher Genauigkeit in die schönste Ordnung, und schlüpfte dann eben so behend, wie er eingetreten war, ohne alle Anmeldung in das Audienzzimmer des dringend beschäftigten Ministers.

„Ich habe Ihre Bitte Sr. Excellenz noch nicht empfehlen können," verkündete der bald darauf heraustretende Kammerdiener dem Geheim-Secretär mit Wichtigkeit, „weil eben Monsieur le Baron Brulart, der besondere Günstling Sr. Majestät des Königs den Herrn Minister mit ihrem Besuche erfreuen. Sie werden sich gedulden müssen, bis Monsieur le Baron für gut befinden werden, Se. Excellenz wieder zu verlassen."

„Das wird ja wohl bei den dringenden Geschäften des Herrn Ministers nicht sehr lange dauern?" fragte Max, aber der Herr Kammerdiener fand nicht für gut, eine Antwort auf die Frage zu ertheilen, und Max vertiefte sich wieder in die kräftigen Schilderungen des römischen Geschichtsschreibers.

„Lange, sehr lange erfreute der Baron Brulart Se. Excellenz durch seine Gegenwart. Erst nach Verlauf

von mehr als einer vollen Stunde öffneten sich die Flügelthüren des Audienzzimmers. Graf Blacas selbst begleitete den Günstling des Königs bis in die Antichambre und unterhielt sich auch dort noch lange mit demselben in fröhlichem, oft von lautem Lachen unterbrochenen Gespräche. Max erhob sich in seiner Fensternische, um die Gelegenheit zu benutzen, und den Minister um Audienz zu ersuchen, aber in diesem Augenblicke gewahrte ihn auch die Excellenz, flüsterte dem Baron hastig die Worte zu:

„Das ist er, von dem ich Ihnen sagte, cher Baron, entschuldigen Sie, daß ich mich eiligst empfehle!" und war gleichzeitig hinter der zugeworfenen Thüre des Audienzzimmers verschwunden.

Der Baron hüpfte auf Max zu, hielt die Lorgnette vor die Augen, und musterte diesen von Kopf bis zu Füßen, ja sogar das offene Buch in Hohenthal's Hand wurde der Besichtigung gewürdigt.

„Ach ich merke," sagte der Baron am Schlusse der Musterung, „Monsieur ist ein Schulmeister, der um Erlaubniß nachsuchen will, Lectionen in der Hauptstadt zu halten."

„Wenn es verlangt wird, bin ich allerdings erbötig, dergleichen zu geben," erwiederte Max mit einem recht bedeutungsvollem Blick auf den Stutzer, vor dem dieser einen Schritt zurückwich.

„Der hinzutretende Kammerdiener des Grafen Blacas unterbrach für jetzt das Gespräch und referirte, daß er

die Bitte des Herrn Geheim-Secretär Napoleon's Sr. Excellenz vorgetragen habe, daß jedoch der Minister mit den dringendsten Geschäften zu sehr überhäuft sei, um ihr für heute zu willfahren, übrigens aber der Geheim-Secretär leichter Gehör erlangen werde, wenn er sich in einigen Tagen in der Antichambre eben so wiederfinden lassen wolle, wie heute.

„Aber mein Gott," fragte mit unverschämter Neugier der Baron, „was hat denn der Secretär von Bonaparte an dem Hofe der Bourbons zu suchen?"

„Davon werde ich zu seiner Zeit den Herrn Minister ausführlich unterrichten," antwortete Max mit Betonung, „und ein Anderer wird wohl so bescheiden sein, nicht weiter danach zu fragen."

„Wie, mein Herr Secretär des Exmonarchen," zürnte der zierliche Baron, und trat dicht an Max heran, „wissen Sie wohl, mit wem Sie die Ehre haben zu sprechen?"

„Mit einem recht zudringlichen Menschen!" entgegnete Max, schob den eifernden Baron ruhig bei Seite, rief dem Kammerdiener zu, daß er sich in den nächsten Tagen wieder hier einfinden werde, und verließ die Antichambre. Aber der Baron stürmte ihm nach und rief: „Monsieur haben Hand an den Baron Brulart gelegt, das fordert Satisfaction, blutige Satisfaction!"

„Die steht Ihnen zu Diensten, Monsieur," versetzte Max, sich umdrehend, „Monsieur beliebe nur Ort, Zeit und Waffe zu bestimmen."

„Eh bien," bestimmte der Baron bei Weitem kleinlauter, als bisher, „morgen früh 8 Uhr im Holz von Boulogne, für Waffen werde ich sorgen."

„Und ich werde den Herrn Baron nicht auf mich warten lassen," erwiederte Max mit einer höflichen Verbeugung, und verließ das Hôtel.

Der Fiacre, in dem Hohenthal gekommen, war längst wieder abgefahren, auf der Straße, vor dem Hôtel des Grafen Blacas hielt jedoch ein Omnibus, dessen Kutscher die Vorübergehenden aufforderte, gegen Entrichtung von 30 Sous zu einer Fuhre nach dem jardin des plantes in den Wagen einzusteigen. Wo hätte Max nach dem lustigen, langweiligen Herumtreiben in der Antichambre eine wohlthätigere Erholung finden können, als in dem Genusse der schönen Natur? Er bestieg den Omnibus, der bald darauf über den Quai St. Bernard den jardin des plantes zuflog, und jenseits der eisernen Brücke, pont du roi genannt, vor dem schönen, eisernen Gitterthore des Gartens still hielt. Durch die lange, breite Allee des botanischen Gartens wandelte Max zwischen den Pflanzen aller Welttheile und aller Zonen dem Museum der Naturgeschichte zu. Es war das erste Mal, daß er diese einzige Sammlung des Interessantesten aus allen Naturreichen in Augenschein nahm. Aber so viel Rühmliches er auch davon vernommen hatte, so hoch seine Erwartung gespannt war, ihr Anblick übertraf seine Erwartung bei Weitem, erfüllte ihn mit staunender Bewunderung des

Reichthums der Großartigkeit dieser Schöpfung, die ihresgleichen auf der Erde nicht mehr findet. Unübersehbar breitete sich der Garten vor seinen fast trunkenen Blicken mit seiner Blumenwelt, mit seinem Schweizer Thale, mit seinen Umzäunungen, seinen verschiedenartigen Häuserchen und Hütten, seinen großen Gewächshäusern, seinen Menageriegebäuden, seinen Hörsälen, seinen Pavillons von Bronze und seinen Kaffeehäusern aus.

„Von dem eisernen Gitter, das den botanischen Garten vom Museum der Naturgeschichte trennt, schritt Max zuerst nach einem reizenden Buschwerke, in welchem Hirsch und Hindin aus Canada, der junge Elephant, Büffel, Kameele und Dromedare wie in den Wildnissen ihrer Heimath haus'ten, bewunderte in dem Vallée suisse die seltsame Naturbildung in dem häßlichen Ansehen einer Familie ägyptischer Ziegen, befühlte die feine Wolle des Bocks und der Ziegen aus Cachemir, sah die Gemse auf den höchsten Felsen des Thals, die Dammhirsche in ihren Verstecken, die Schafe aus der Berberei, aus Brasilien und Indien mit ihren Fettschwänzen auf den freien Rasenplätzen weiden, das schöne Zebra durch das Gebüsch brechen, sah die Grands-Ducs aus Virginien, die Adler aus Indien, die Fischreiher aus Amerika, die Geier aus Aegypten, die köstlich gefiederten Papageien aus Neu-Holland, den Strauß aus Afrika, Kasuare aus Amerika in ihren durchsichtigen Volorieren, sah das reichhaltige Geschlecht

der Affen aus allen Welttheilen der Erde, und stand jetzt vor dem neuen, fast zu schönen Menageriegebäude, in dessen 21 Arkaden die reißenden Thiere der heißen Zone hausen. Freilich lebten hier zwei Löwinnen aus der Berberei, mit einem kleinen Hunde in demselben Behälter, während daneben ein männlicher Löwe vom Atlasgebirge, ein Geschenk des Kaisers von Marokko, die buschigen Mähnen drohend schüttelte, und im nächsten Käfig Löwe und Löwin aus Afrika mit den neugebornen drei Jungen spielten. In Schlangenwindungen durchkreis'ten zwei Jaguare, jene gefährlichen Raubthiere aus den Prärien Südamerika's, ihren geräumigen Kerker, daneben ließ die unersättliche, gestreifte Hyäne, ehemals Typpo Saïb, dem Sultan von Misore, zugehörig, unter hinkendem Herumschleichen in ihrem Behälter, ihr abstoßendes, heißeres Lachen ertönen, und laut bellend gaben zwei Jackals nebst Wölfen und Füchsen ihr Dasein zu vernehmen.

In weniger Entfernung zog eine niedrige, aber ziemlich breite steinerne Mauer Hohenthal's Aufmerksamkeit auf sich. In der Mitte derselben ragte ein abgeschäller, dicker Baumstamm hervor, und auf seiner Spitze bewegte sich eine lebende, kugelartige, sonderbar aussehende Gestalt, deren Natur und Beschaffenheit Max aus der Ferne durchaus nicht zu enträthseln vermochte, und auf der breiten Mauer lief ein kleiner Knabe, dem Kindesalter noch nicht entwachsen, herum, und schlug mit einer Ruthe nach der kugelartigen Gestalt, die er jedoch nicht

zu erreichen vermochte. Je näher Max der Mauer kam, desto deutlicher wurde ihm die Kugelgestalt auf der Spitze des Baumes, desto mehr beflügelte er seine Schritte, desto gewagter erschien ihm das Spiel des Kindes auf der Mauer, desto besorgter rief er dem Knaben zu, den gefährlichen Platz zu verlassen. Aber das Kind hörte nicht auf die warnende Stimme, noch einmal schlug es weit übergebeugt über die Mauer nach der Kugelgestalt auf dem Baume, und verschwand in demselben Augenblicke in dem Innern der steinernen Umgebung. Und gleichzeitig erhielt auch die Kugelgestalt auf der Baumspitze Leben und Thätigkeit, aus der zottigen Rundung schob sich ein langer Kopf mit blitzenden Augen, mit blutrothem, weit geöffneten Rachen hervor, zwei mächtige Tatzen schlugen die langen, scharfen Nägel in die ausgehauenen Vertiefungen des Baumstammes, die Gestalt reckte und dehnte sich zur ansehnlichen Länge, und begann, den Baum herabzusteigen. Jetzt stand Max an der Mauer, es war die Befriedigung — der Bärenhöhle. In einer, fast haustiefen, mit steinernen Platten überall ausgelegten, geräumigen Grube haus'ten hier zwei der gefürchtetsten Raubthiere aus den Urwäldern Nordamerika's, zwei schwarzgraue Bären, gefahrlos für den sichern Zuschauer hinter der Befriedigungsmauer, sichern Tod dem Tollkühnen bringend, der es hätte wagen wollen, den Boden der Grube zu betreten. Und in diese Grube war das Kind hinabgestürzt, als es auf der Befriedigungsmauer stand, und nach der

Kugelgestalt auf die Baumspitze schlagend, das Gleichgewicht verlor.

Mit einem Schauder, der durch alle Glieder rieselte, sah Max in die Grube hinab, in der Erwartung, ja fast in der Hoffnung, daß der Sturz in das tiefe Gemäuer hinab den zarten Knaben durch einen schnellen Tod den zerfleischenden Tatzen, dem zermalmenden Rachen der blutgierigen Bestien entzogen habe. Doch das Kind lebte, nur vom ersten, gewaltigen Schrecken einige Augenblicke lang betäubt, richtete es sich eben auf dem dichten, weichen Strohlager des Bären munter in die Höhe. Ach es erkannte in seiner Unschuld das Furchtbare seiner rettungslosen Lage nicht sogleich. Doch nur zu bald, nur zu schnell nahte sich ihm das Entsetzen von doppelten Seiten. Aus dem Eisengitter einer Mauer-Nische in der Grube reckte sich eine lange zottige Pfote nach dem Knaben aus. Es war der Bär, Martin genannt, der wegen seiner unbezähmbaren Wildheit, in welcher er seinen eigenen Wärter erst unlängst zerrissen hatte, der größeren Sicherheit wegen hier eingeschlossen war. In dem vergeblichen Bemühen, das Kind mit der Pfote zu erreichen, erfaßte er das eiserne Gitter und schüttelte es unter Entsetzen einflößendem Brummen so gewaltsam, daß das schwere Fallgitter in seinen Angeln erbebte und das Eisenwerk weithin erdröhnte, während gleichzeitig der Bär am Baumstamme immer schneller, immer tiefer herabstieg. Jetzt erkannte auch das Kind das Entsetzliche seiner Lage und sein Hülfsgeschrei

schallte herzzerreißend aus der Tiefe der Grube durch den Garten. Und einer Verzweifelnden gleich stürzte die Mutter des Knaben über die Rasenfläche und ihr nach stürzten von allen Seiten her Menschen nach der todbringenden Höhle und aus allen sprach das Entsetzen und alle riefen rathlos nach Hülfe. Aber wie war hier Hülfe möglich, wie sollte ein Retter in die tiefe Grube hinabgelangen, wer sollte so tollkühn sein, sein Leben dem gewissen Tode preiszugeben, was vermochte in diesem entsetzlichen Momente menschliche Hülfe, da das Raubthier den Fuß des Baumes, den Boden der Höhle in der nächsten Minute erreichen mußte. —

Doch in dieser äußersten Noth sah Max die Leiter neben der Befriedigungsmauer lehnen, deren sich die Wärter der Raubthiere bedienen, wenn sie mit Gefahr des Lebens, zur Reinigung der Grube hinabsteigen. Mit Blitzesschnelle riß er sie von der Erde empor, mit Blitzesschnelle stieß er sie in die Grube hinab. „Eile, um Gotteswillen eile Dich, Kind, daß Du wenigstens die Hälfte der Sprossen erreichst," rief er dem Knaben zu, und das Kind that, wie ihm geheißen ward und von Todesangst beflügelt war ein Drittheil der Sprossen im Augenblicke erstiegen. Aber auch der Bär hatte inzwischen den Boden der Grube erreicht und an der Leiter richtete er sich empor und auf die Hinterfüße sich stellend, dehnte sich seine Gestalt zur schaudererregenden Länge aus und streckte die zottige Vordertatze weit hin, und ihre Klauen erfaßten — die Ferse des Kindes. Da lähmte

die Angst des nahen Todes die Glieder des Knaben mit bleierner Schwere, nicht eine einzige Sprosse vermochte er weiter zu ersteigen, hätte ihn auch nicht die Tatze des Raubthiers gefesselt, nur krampfhaft fest umfaßten seine Händchen die Leiter.

„Halte Dich fest an der Leiter! drücke den Kopf dicht an, Kind, es gilt Dein Leben!“ rief Max dem Knaben zu, riß aus der Brusttasche ein Terzerol und zielte — zielte fest und scharf nach dem zottigen Kopfe des Bären. Das Gewehr erkrachte, zischend saußte die Kugel über den Knaben hin, mit einem entsetzlichen Brüllen taumelte das Raubthier zurück, seine Tatze ließ den Fuß des Kindes los. Aber der Schuß aus dem kleinen Gewehre vermochte das dicke, rauhe Fell, die festen Knochen des Raubthiers nicht zu durchdringen, die Kraft des Pulvers hatte den Bären nur betäubt, schon erhob er sich wieder, um auf's Neue die gefährliche Tatze nach der sichern Beute auszustrecken, und immer noch lähmte die Todesangst die Glieder des Knaben.

Da rieß Max mit Löwenkraft die Leiter mit dem besinnungslosen Kinde aus der Grube empor, zu spät hieb der Bär in grimmiger Wuth die langgereckte Tatze der emporfliegenden Leiter nach, der Knabe war dem blutgierigen Raubthiere entrissen, Max legte den Geretteten in die Arme der Mutter. Doch diese war keines Wortes, keines Lautes des Dankes mächtig, das gerettete Kind mit beiden Armen an sich drückend sank sie vor

dem Retter ihres Kindes nieder. Nur bis hierher hatten Mutterliebe und Mutterangst das schwache Weib gewaltsam aufrecht erhalten, jetzt, da sie den Liebling des Mutterherzens unbeschädigt und geborgen an die Mutterbrust drückte, jetzt ließ auch mit einem Male die bisherige übermenschliche Anstrengung nach und eine tiefe Ohnmacht begrub die grassen Eindrücke der jüngsten Vergangenheit in wohlthätige Vergessenheit. Mitleidig helfend standen der Bewußtlosen die ergriffenen Zuschauer des herzzerreißenden Vorfalls bei und als die glückliche Mutter in den Armen ihres Kindes die Augen wieder aufschlug, hatte sich Max unbemerkt verloren.

III.

„Halte gesattelte Pferde und meine Pistolen in Bereitschaft, ich werde früh ausreiten,“ befahl am folgenden Morgen der Oberst Labedoyere einem seiner Bedienten, als er noch vor Tagesanbruch aus dem Schlafzimmer trat und das Negligee mit dem Morgenanzuge vertauschte. Der Bediente ging, der Oberst setzte sich auf das Sopha und versank in Gedanken. Nicht blos der folgsame Diener, auch ein liebendes Herz hatte den bedenklichen Befehl vernommen, ein Arm legte sich um den

Nacken des Nachdenkenden, ein wunderliebliches Gesicht, aus dem eleganten Nachthäubchen hervorsehend, schmiegte sich an seine Brust und eine Flötenstimme lispelte:

„Labedoyere, warum erfüllst Du mir nicht, was Du mir einst am Altare betheuertest?“

„Gibt es einen Wunsch, dessen Erfüllung in den Gränzen der Möglichkeit liegt, und den ich Dir versage?“ fragte der Oberst mit blitzenden Augen zurück. „Adele, Deinen Vorwurf habe ich nicht verdient!“

„Du überhäufst mich mit Deiner Güte, Du erdrückst mich fast mit Deinen reichen Gaben, Labedoyere,“ entgegnete die schöne Gattin, „und doch versagst Du mir etwas, das ich zu fordern berechtigt bin. Nicht Deine Güte, nicht Deine Geschenke sind es, die ich in Anspruch nehme, nur meinen Antheil an dem Kummer, der Dein Herz drückt, fordere ich von Dir, mein Xaver, nur meine Hälfte von den Sorgen, die Dich jetzt so oft in finsteres Nachdenken versenken. Was that ich Dir, daß Du mir Dein Vertrauen versagst, bin ich nicht Dein treues Weib in Freude und Leid, bin ich nicht bereit, bin ich nicht stark, den Schmerz des Gatten zu theilen?“

„Gutes, braves Weib,“ rief Labedoyere freudig und drückte die Gattin fester an sich, „Deine Liebe ist mein köstlichstes Kleinod, erhalte mir diese nur, und Kummer und Sorge werden mir ewig fremd bleiben.“

„Nein Xaver, Du willst mir ausweichen,“ unterbrach ihn Adele, „Du täuschest mich nicht, die unbekannten,

zweideutigen Menschen, die jetzt früh und spät bei Dir ein- und ausgehen, ihr geheimnißvolles Treiben, ihre gefährlichen Umtriebe sind mir nicht fremd geblieben. Du spielst ein gefährliches Spiel, Labedoyere, Du setzest Deinen Frieden, die Ruhe Deines Weibes, Dein und ihr Lebensglück an ein flüchtiges, leeres Trugbild. Bedenke mein Xaver, wenn Du das Spiel verlörest!"

„Das ist nicht möglich, das kann nicht sein," fiel Labedoyere wild ein, „oder die Hölle selbst müßte über den Himmel triumphiren, ich spiele ich kämpfe ja für das Göttlichste im Leben, für Liebe, für Treue und Vaterland! Das Vaterland gerettet, meinen Kaiser wieder auf dem Throne der Tuilerien und Dich, die Gemahlin Labedoyere's, Dich meine Adele, Dich mein angebetetes Weib — Marschallin von Frankreich — ha! dann ist die Allmacht zu arm, mir noch Einen Wunsch zu gewähren!"

„Um Gotteswillen, Labedoyere, fordere nicht das allgewaltige Geschick in wildem Uebermuthe gegen Dich in die Schranken," bat Adele mit ahnender Besorgniß, „das Unglück ereilt den Sichern am schnellsten. — Und wie wenig würdigst Du meine Liebe, wie sie es verdient! Könntest Du wirklich glauben, daß Rang und Glanz, Hoheit und Pracht sie zu vermehren im Stande sei? Xaver, Du irrst Dich! Du, Du allein bist mein Reichthum, mein Stolz, Dein Herz ist meine Welt, Deine Liebe mein Himmel. Setze mich auf den Thron des Erdballs und entziehe mir deine Liebe und Deine Adele

wird das Leben freudig von sich werfen, da des Lebens höchstes Kleinod ihr entrissen ward; birg Dich in einen unbekannten Winkel, gewinne Dein tägliches Brod im Schweiße Deines Angesichts und wenn Du des Abends müde und matt von des Tages Last und Hitze zurückkehrst in Deine Hütte, wird Dein Weib Dich mit treuer Liebe empfangen, den Schweiß von Deiner Stirne trocknen und sich reich belohnt fühlen, wenn auch nur Ein freundlicher Blick aus Deinem Auge ihr sagt, daß Du die Liebe Deiner Gattin erkennest. Was bedarfst Du des Glanzes, mein Xaver, Du hast Deiner Pflicht gegen das Vaterland, gegen Deinen Kaiser genügt, Du hast durch eigenes Verdienst Dich hoch emporgeschwungen, Frankreich nennt Deinen Namen mit Achtung, ruhe nun aus auf Deinen Lorbeeren, lebe für Dich, lebe für Deine Adele!"

„Herrliches Weib, kümmere Dich nicht ohne Grund," beruhigte Labedoyere die Gattin, „meine Liebe zu Dir kann nur mit meinem Leben enden. Dir ziemt es, so zu denken, wie Du sprichst, mir ziemt es zu handeln. Laß mich ruhig meines Wegs gehen, meine Adele, glaube mir, er führt zum erwünschten Ziele!"

„Zum Ziele wohl, ob aber auch zum erwünschten? ach Labedoyere, ich zweifle!" sagte Adele ungläubig und tief bekümmert. Wüßtest Du, welche namenlose Angst mich ergreift, wenn ich an die Zukunft denke, Du würdest mit Deinem schwachen Weibe Mitleid haben. Du willst ausreiten, Xaver, bleibe nur heute bei mir, ich

weiß nicht, welches unheimliche Gefühl mich zwingt, diesen Wunsch Dir gerade heute so dringend an das Herz zu legen, aber auch die Stimme in uns ist ja oft die Stimme des Schicksals, höre auf ihre Warnung, Labedoyere!"

„Erkenne gerade aus ihr das Trügerische ihrer Mahnung," antwortete der Gatte mit Zuversicht. „Mein heutiger Morgenritt hat mit Deinen trüben Ahnungen nichts zu schaffen. Es ist ein Dienst, den ich dem Freunde erweise, vergib deshalb, wenn ich Deine Bitte nicht erfüllen kann, aber sei versichert, in wenigen Stunden kehre ich ungefährdet zu Dir zurück."

„Der Herr Geheime Secretär Hohenthal wartet unten vor dem Hôtel," meldete der eintretende Bediente.

„Führe die Pferde vor," befahl der Oberst, der Name des Freundes stillte für den Augenblick Adelens geheime Angst, der Gatte küßte die besorgte Gattin mit Herzlichkeit zum Abschiede und ritt mit dem Freunde auf den Kampfplatz im Holz von Boulogne.

Die achte Morgenstunde hatte geschlagen, kalt und schaurig strich der Herbstwind durch das Holz von Boulogne. In ihre Mäntel gehüllt erwarteten Max und sein Secundant, der Oberst Labedoyere die Ankunft des Barons Brulart. Neben Labedoyere lagen die scharfgeladenen Pistolen auf dem Rasen, in einiger Entfernung hielten die Reitknechte die gesattelten Pferde in Bereitschaft.

„Sagen Sie, was Sie wollen, Freund," setzte Labe-

doyere die früher begonnene Rede fort, „Brularts Herausforderung liegt mehr als persönliche Feindschaft, liegt ein politischer Zweck zum Grunde."

„Wahr ist es," gab Max zu, „sein Bestreben, mich zu kränken, war auffällig, seine Herausforderung sichtlich vom Zaune gebrochen, aber was in aller Welt habe ich mit den Händeln der Politik zu schaffen, daß er gerade durch mich sein politisches Glaubensbekenntniß abzulegen gedenkt?"

„Können Sie noch fragen? Hohenthal," fiel der Oberst ein, „kann es an dem Hofe der Bourbons wohl eine schlechtere Empfehlung geben, als das gute Recht, das Sie für den entthronten Monarchen zu verfechten hierher gekommen sind. Glauben Sie mir, Freund, Ihre bisherige Zurückweisung von aller Audienz bei den Ministern soll gerade Ihre Geduld ermüden, bis Sie unverrichteter Sache wieder nach Elba zurückkehren, Brulart aber hat Ihre Festigkeit gesehen und erkannt, auch er will das Seinige dazu beitragen, um den lästigen Mahner zu entfernen, ihn vielleicht für immer zum Stillschweigen zu bringen. Deshalb wiederhole ich Ihnen meine Warnung, nehmen Sie den Gang mit ihm nicht zu leicht, Hohenthal. Ich kenne diesen hinterlistigen, heuchlerischen, falschen Menschen, der jetzt der vertraute Günstling Ludwigs XVIII. ist, wie er sogar unter der Kaiser-Regierung sich Napoleons Zutrauen zu erschleichen wußte, und der dennoch keinen Augenblick anstehen wird, den einen wie den andern zu verrathen,

wenn sein Vortheil solches erheischt; aber ich hoffe, der heutige Tag soll mir Gelegenheit geben, auch meine Gesinnung über den Schurken recht offenkundig an den Tag zu legen."

Ein rasch heranrollender Wagen unterbrach Labedoyere's ungünstige Schilderung von Brularts Character. Der Baron, sein Secundant, der Kriegspräsident Dupont und ein Arzt, den er vorsichtig mitgebracht hatte, stiegen aus. Nach gegenseitiger höflicher Begrüßung, wie die Sitte auch selbst bei solchen feindseligen Veranlassungen es mit sich bringt, sagte Labedoyere zu Brulart:

„Ich setze voraus, Herr Baron, daß es Ihre Meinung ist, die heutige Ehrensache durch Pistolen auszugleichen, und wünsche deshalb zu wissen, nach welchen Bestimmungen Sie sich zu schießen gedenken, um darnach das Maas abschreiten zu können?"

Statt der Antwort griff jedoch der Baron nach einer von Labedoyere's Pistolen, wies damit auf einen ziemlich entfernten zarten Baumstamm und entgegnete:

„Bemerken Sie gefälligst dort den dünnen Baum, er soll das Ziel meines Schusses sein." Mit diesen Worten drückte Brulart die Pistole ab und wirklich schlug die Kugel mitten durch den schwachen Baum hindurch.

„Gut geschossen," bemerkte Labedoyere kalt, „aber mein Herr, ich verstehe noch nicht, in welchem Zusammenhange dieser Beweis Ihrer Geschicklichkeit mit meiner Frage steht?"

„Er sollte nur dazu dienen," antwortete Brulart

aufgeblasen, „Sie zu überzeugen, Herr Oberst, daß ich nicht nöthig habe, ein Pistolenduell zu scheuen. Da mir übrigens die Wahl der Waffen freisteht, so habe ich kurze Degen zu dem heutigen Gange bestimmt, weil ich meine, daß sich auf diese Weise der wahre Muth des Mannes am besten kund gibt. Die Mitwirkung von Sekundanten wird sich dabei nicht weiter nöthig machen."

Der Kriegspräsident Dupont hatte inzwischen Hohenthal mit zur Seite genommen und sagte dort, als Labedoyere vom Baron zurückkam, mit anscheinender Herzlichkeit:

„Sollte sich das heutige Duell nicht in Güte beseitigen lassen, meine Herren, der Grund dazu scheint mir doch in der That gar zu geringfügig zu sein."

„Sagen Sie vielmehr," unterbrach ihn der Oberst heftig, „es fehlt ihm jede Veranlassung von Seiten meines Duellanten, aber ungeachtet sich der Herr Baron für den Beleidigten hält, kann doch nur von einer friedlichen Aussöhnung die Rede sein, wenn er sein Unrecht einsieht und um Verzeihung bittet."

Der Kriegspräsident ging zu Brulart, und Labedoyere benachrichtigte Hohenthal von der Waffenwahl seines Gegners.

„Ein Gang auf Pistolen würde mir lieber gewesen sein," antwortete Max, „aber der Grund, den der Baron seiner Wahl unterlegt, ist von der Art, daß sich nichts dagegen einwenden läßt. Ich denke meine Fecht-

kunst von der Hochschule her noch nicht ganz verlernt zu haben."

„Der Baron ist erbötig, Sie auf jede Weise zufrieden zu stellen," meldete Dupont zurückkommend, „wenn Sie mein Herr sich dagegen verbindlich machen, den französischen Hof nicht ferner mit Napoleons Ansprüchen zu behelligen."

Labedoyere sah bald den Kriegspräsidenten fragend, bald Hohenthal bedeutungsvoll an, und Letzterer sagte:

„Diese Antwort des Herrn Baron steht so wenig mit unserer persönlichen Ehrensache im Zusammenhange, daß ich darin nur eine ablehnende Erklärung finden kann. Lassen Sie uns deshalb die Zeit nicht länger mit unnützen Verhandlungen versäumen, mein Herr," dabei legte Max Rock und Weste ab, und trat auf die Mensur, Dupont nahm die mitgebrachten dreischneidigen nadelspitzen Parisiens aus dem Wagen, der Baron erfaßte den einen derselben zierlich bei der Spitze und überreichte ihn mit französischer Galanterie dem Gegner. Beide Duellanten legten sich aus, die Spitzen ihrer Waffen ruhten gegenseitig auf der Brust der Kämpfer, die Sekundanten wichen einen Schritt zurück.

Nach französischer Fechtmanier war Brularts erster Ausfall hauptsächlich darauf berechnet, seinen Gegner außer Fassung zu bringen und ihn zu Blößen zu verleiten. Unter einer Menge lauter Ausrufungen sprang der leichtfüßige Baron wie eine Elster bald rechts bald links, machte zahllose Finten und that nur zuweilen einen

flüchtigen, kurzen Stoß nach Hohenthals Brust, ohne dessen Degen recht zu berühren. Doch Brularts Anstrengung diente nur dazu, diesen zu ermatten, ohne seinen Gegner aus der bisherigen Ruhe und Lage zu bringen, die zahllosen Finten des Barons wurden kaum beachtet, seine flüchtigen Stöße mit leichten Paraden zurückgewiesen und wohin er auch sprang, immer blieb Hohenthals Degenspitze fest auf Brularts Brust gerichtet. Je länger der Kampf dauerte, um desto heftiger wurde der Baron, desto feindseliger wurden seine Stöße, desto kreischender seine Ausrufungen, und dabei führte er recht oft einen Hieb nach Hohenthals Degen, als müsse der letztere davon in Trümmern zersplittern. Max hielt diese Hiebe für einen neuen Kunstgriff in der Fechtweise seines Gegners, suchte ihnen möglichst auszuweichen, wandte die feindseliger werdenden Stiche Brularts durch geschickte Paraden ab, und machte diesen nur zuweilen durch eine leichte Quarte oder Seconde auf seine eigene Deckung aufmerksam. Der Baron schäumte in ohnmächtiger Wuth und führte mit leidenschaftlicher Hitze eine Quarte travers nach Hohenthals Brust, doch Max fing den feindselig gemeinten Stoß mit sicherer Parade auf und stieß eine so kräftige Terz nach, daß Brularts Kraft nicht ausreichte, sie zu pariren. Hätte der Stich des Barons Brust erreicht, die Lust zu ferneren Beleidigungen würde ihm auf ewig vergangen sein, aber gerade in dem Augenblicke, als Max mit deutscher Kraft die zierliche Parade seines zarten Gegners durchstieß,

sprang seine eigene Degenklinge eine Spanne über dem Stichblatte ab, und unbewehrt stand nun Max seinem Gegner gegenüber. Dieser aber sah mit einem recht tückischen triumphirenden Blicke nach dem Wehrlosen, drang mit verdoppelter Heftigkeit auf den Letztern ein und ehe noch die Sekundanten dazwischen zu springen vermochten, that Brulart einen wüthenden Stoß nach Hohenthals Herzen. Der Vertheidigungswaffe beraubt, vermochte Max nur mit dem waffenlos gewordenen Arm den Stich nach dem Herzen abzuwenden, der Versuch schützte zwar sein Leben, aber der Arm war der ganzen Stärke nach quer durchstochen, ein Blutstrahl strömte dem herausgezogenen Degen nach.

„Die Hitze des Zweikampfs hat Sie die Vorschriften der Ehre vergessen lassen, Herr Baron," tadelte Dupont mit mißbilligendem Kopfschütteln, während der Arzt Hohenthals zwar nicht tödtliche aber heftig schmerzende Wunde verband und Labedoyere dessen zerbrochenen Degen aufmerksam betrachtete.

„Die erhaltene Satisfaction genügt," sprach der Baron Brulart mit einer frostigen Verbeugung, legte hastig die ausgezogenen Kleidungsstücke wieder an, und sprang in den bereitstehenden Wagen, doch Labedoyere folgte ihm nach und sagte mit Hohn:

„Erklären Sie mir doch das auffallende Zusammentreffen zwischen dem Zerspringen von Hohenthals Degenklinge und diesem bedenklichen Einschnitte, den Jedermann für das Werk einer fleißigen Feile halten wird. Haben

Sie vielleicht Ihren wahren Muth durch solche Waffen an den Tag legen wollen, Herr Baron. Könnte ich je glauben, daß ein Franzose sich zum Banditen erniedrigt, so würde sich mir in dem vorliegenden Falle ein solcher Glaube unwillkührlich aufdringen. Sie haben ja vorhin Ihre Geschicklichkeit im Gebrauche der Pistole so glänzend an den Tag gelegt, deshalb wird es Ihnen nur erwünscht sein, wenn ich Sie zur Beseitigung aller Zweifel gleich jetzt um einen Gang auf diese Waffe ersuche, meine Pistolen liegen in Bereitschaft und stehen Ihrer genauesten Untersuchung zu Diensten."

„Ueber solch' niedrigen Verdacht ist der Baron Brulart erhaben," antwortete dieser hochfahrend, „auch muß ich bedauern, von Ihrem gefälligen Erbieten für jetzt auf keine Weise Gebrauch machen zu können, da das Lever des Königs meine Anwesenheit bei Hofe erfordert, dort aber werde ich Ihre freundschaftlichen Gesinnungen gegen den Geheim-Secretär des Exmonarchen gebührend herauszustellen wissen."

Da schleuderte der Oberst mit der Drohung: „Schurke, Dich werde ich schon noch erreichen!" im gerechten Zorne den zerbrochenen Degen in Brularts Gesicht, daß dieser es für gerathener hielt, dem Lever des Königs für heute die unentbehrliche Anwesenheit dennoch zu entziehen, während des Barons Kutscher auf die Pferde einhieb, daß diese mit dem Wagen brausend davonjagten.

Wohl kehrte Labedoyere nach Verlauf weniger Stunden zu der besorgten Gattin ungefährdet zurück, aber

auch Adelens geheime Angst war nicht ohne Grund gewesen, denn bald nach des Obersten Zurückkunft erschienen bewaffnete Gensdarmen in Labedoyere's Hôtel, besetzten die Eingänge seines Zimmers und kündigten ihm, auf ausdrücklichen Befehl des Kriegsministers, strenge Haft an.

IV.

Der Spätherbst des Jahres 1814 suchte die Hauptstadt Frankreichs mit seiner unfreundlichsten Witterung heim. Der Regen goß in Strömen herab, und in den ohnedieß fast immerwährend schmutzigen Straßen von Paris, deren Pflaster von den zahllosen Fuhrwerken zermalmt, in heißen Tagen einen steten Staub, in nassen eine fußtiefe Unreinigkeit verbreitet, waren für den Fußgänger fast nicht mehr zu passiren, Fiacre's, Omnibus und Equipagen aller Art jagten vom frühen Morgen bis spät nach Mitternacht nach allen Richtungen, und die zahllosen Schuhputzer stellten an jedem geeigneten Platze ihre Kasten mit Werkzeug aus, um die unsauber gewordene Fußbekleidung für wenige Sous wieder im schönsten Glanze erscheinen zu lassen.

Zwei Wochen dieser unerfreulichen Jahreszeit hatte

Max nicht minder unerfreulich in seinem Hôtel garni verlebt. Sein bedeutend verwundeter Arm fesselte ihn an das Zimmer, in dem ihm alle gesellschaftliche Unterhaltung fehlte, denn noch dauerte der strenge Hausarrest des Obersten Labedoyere fort, der Marschall Ney, der Hohenthal nach der ersten Bekanntschaft einige Male mit seinem Besuche erfreut hatte, war in Dienstgeschäften von der Hauptstadt abwesend und andere Bekannte hatte sich Max in dem menschenreichen Paris bis jetzt noch nicht ermittelt. Selbst seiner geliebten Anna auf der freundlichen Insel im Mittelmeere konnte er nur ein recht sehnsüchtiges Andenken widmen, nicht aber einmal seine Gefühle schriftlich mittheilen, da der beschädigte Arm jeden Versuch des Schreibens unausführbar machte. So waren Lectüre und der Hinblick auf das bunte Getümmel in den Straßen die einzige Unterhaltung in den langweiligen Stunden und Tagen, die Hohenthal während jener Zeit in seiner Einsamkeit verleben mußte. Zum Glück für ihn war die Beobachtung des rastlosen Treibens in der volkreichen Hauptstadt durch die Lage des Hôtels garni, das er bewohnte, doppelt interessant, denn es bot die Aussicht auf jene kunstvolle, in einer Breite von 467 Fuß mit 5 Bogen über die Seine erbaute Brücke dar, die man früherhin Pont de Jena nannte, die jedoch nach der Einnahme von Paris durch die Verbündeten blos um dieses Namens willen gesprengt worden sein würde, wenn sie nicht damals die Fürbitte des Kaisers Alexander gerettet hätte,

und der man deshalb seither klüglich den Namen Brücke der Invaliden beigelegt hatte.

Auch jetzt noch war Hohenthals Arm keineswegs völlig wieder hergestellt, doch die Sorge um seinen Freund Labedoyere und die Langeweile waren größer, als die Beschwerde, die ihm die Wunde verursachte. Den Arm in der Binde, bestieg er einen Fiacre und fuhr zuerst nach dem Hôtel Labedoyere's. Auch heute verweigerten ihm die wachestehenden Gensdarmen unerbittlich den Eintritt zum Obersten selbst, und nur von dessen bekümmerten Gemahlin erfuhr er, daß man es bis jetzt noch nicht der Mühe werth gefunden hatte, ihrem Gatten auch nur die Ursache seiner Haft bekannt zu machen, daß Labedorvere in gerechter Erbitterung über ein so ungesetzliches Verfahren seiner Gattin auf das Bestimmteste untersagt habe, irgend einen Schritt zu seiner Befreiung zu thun, und daß mithin für jetzt kein Ende des seltsamen Arrestes abzusehen sei.

„Was nur irgend in meinen Kräften steht," beruhigte Max die weinende Adele, „werde ich aufbieten, um Ihres Gatten Haft zu beendigen, zu der ich, wie ich fürchten muß, die nächste Veranlassung bin. Eben stehe ich im Begriff, nochmals zur Audienz bei dem Minister zu eilen, und ich bin entschlossen, mir Gehör zu erwirken, müßte ich auch den Eintritt bei dem Minister mit Gewalt erzwingen. Eben deshalb kam ich zuerst hierher, um Ihre Befehle, Frau Oberst, einzuholen."

„Was ich zu bitten hätte, bedarf bei dem Freunde

meines Gatten keiner Worte," antwortete Adele mit Gefühl. „Das liebende Weib hat keinen andern Wunsch, als die Ruhe, die Zufriedenheit des Mannes, für den ihr Herz schlägt, für den sie lebt. Eilen Sie, Hohenthal, jede Minute Verzug ist ein Verrath gegen den Gatten."

Wohl dem Manne, dachte Max bei sich, als er Adelens Wunsch zufolge dem Hôtel des Grafen Blacas zuflog, dem solch eine edle Gattin die Bürden des Lebens tragen hilft, wohl auch mir, daß ich ein Herz gefunden habe, wie das Deinige, meine theure, meine heiß geliebte Anna.

Hohenthals Empfang in der Antichambre des Ministers, Staats-Sekretärs war heute von dem früheren wesentlich verschieden. Der Kammerdiener, der ihn sonst kaum eines Blicks gewürdiget, und auch diesen mit der unfreundlichsten Miene begleitet hatte, empfing ihn mit einer auffallenden Aufmerksamkeit, betrachtete ihn prüfend vom Kopf bis zu den Füßen und schritt dann nicht mit der gewöhnlichen Wichtigkeit, sondern recht hastig nicht nach dem Audienzzimmer seines Gebieters, sondern nach einem langen Corridor, der in das Hintergebäude des Hôtels zu führen schien. Einige Zeit später kehrte er an der Hand einer nicht mehr jugendlichen, aber nicht unangenehmen Frau zurück, die schon vom Corridor her mit der gespanntesten Aufmerksamkeit nach Hohenthal hinsah.

„Er ist's, ja er ist's, Matthieu," rief sie mit einem

Male laut aus, stürzte auf Max hin und würde vor ihm niedergesunken sein, wenn dieser sie nicht daran verhindert hätte.

„O wie freue ich mich," rief sie aus, „daß ich Sie wiedersehe. Ach, wie habe ich Sie Tage und Wochen lang durch ganz Paris vergebens gesucht. Vergelten kann ich Ihnen nicht, was Sie an mir und meinem François gethan haben, aber ein dankbares Herz wollte ich Ihnen wenigstens zeigen, und daß ich es nicht konnte, hat mich nicht ruhen lassen."

„Ich kann in der That Ihren lebhaften Dank nicht annehmen, Madame, bevor ich nicht weiß, wodurch ich ihn verdient habe," unterbrach sie Max, der sich nicht erinnerte, die Frau je gesehen zu haben.

„Sie mögen wohl vergessen haben, was Sie an mir gethan, mein Herr," fiel die Frau ein, „Sie mögen mich wohl nicht mehr kennen; aber eine Mutter vergißt den nie, der ihr das einzige Kind vom gewissen Tode rettete, aus einer Welt von Menschen findet sie diesen Einzigen heraus. Edler Mann, denken Sie nur an den Jardin des Plantes, an die Bärengrube, an das verzweifelnde Weib, der Sie das gerettete Kind in den Arm legten, und ich habe nichts weiter hinzuzusetzen."

„Aber Battet, Du vergißt ganz, daß die Antichambre nicht der Platz ist, um dem Retter unseres François den schuldigen Dank in der schicklichen Weise abzustatten," tadelte der ceremonielle Kammerdiener seine Ehehälfte. „Führe doch Monsieur in unser Zimmer, ich komme

gleich selbst nach, wenn ich nur erst den Kommenden abgefertiget habe, dessen unmanierlichen Tritt ich so eben auf der Treppe vernehme."

Wirklich schallten auch recht feste, rasche Tritte von der Treppe her, gleich darauf ward die Thüre der Antichambre nicht minder ungestüm aufgerissen, und finstern Angesichts trat der Marschall Ney ein.

Bei Hohenthals Anblick heiterte sich des Herzogs unfreundliche Miene auf und Max die Hand vertraulich schüttelnd sagte er:

„Daß ich Sie hier finde, Herr Geheim-Secretär, darf mich bei Ihrem bösen Geschäfte nicht wundern, aber daß ich mich selbst in der Antichambre des Grafen Blacas sehen muß, das hätte ich wirklich früher nicht für möglich gehalten. Doch man lernt ja jetzt so manches in Frankreich, was man früher nicht gewußt hat."

Darauf wendete er sich zum Kammerdiener und befahl kurz und bestimmt:

„Melden Sie dem Herrn Grafen den Herzog von Elchingen!"

„Ich weiß nicht — ich zweifle — ich fürchte — ich besorge — ich muß bitten" — stotterte der Kammerdiener verlegen und mit der Anmeldung zögernd.

„Was soll das heißen?" fragte der Herzog verwundert, „der Marschall Ney wird doch wohl Gehör bei dem Minister finden können?"

„Excellenz sind in diesem Augenblicke wirklich nicht

zu sprechen," versicherte der Kammerdiener noch verlegener als vorhin.

„So sprich doch heraus, wie es ist, Matthieu," fiel jetzt die Ehegenossin des Kammerdieners ein. „Du kannst ja doch dem Befehle Sr. Excellenz nichts hinzuthun und nichts abnehmen."

„Willst Du schweigen," unterbrach sie ihr Mann zornig, „Du wirst doch nicht die Geheimnisse des Herrn fremden Ohren preisgeben!"

„Ei was," entgegnete die Frau mit Heftigkeit, „der Herr gibt uns Brod, aber das können wir auch anderwärts finden, doch dieser Herr hat meinen François aus der Bärenhöhle gerettet, und das thut ihm keiner nach. Schäme Dich, Matthieu, schon um der Dankbarkeit willen solltest Du mit der Wahrheit herausgehen. Ja Herr," fuhr die Frau Max anredend fort, „ja, ich kann es Ihnen nicht bergen, der Herr will für Sie nimmermehr zu sprechen sein. Ach ich habe neulich ein Gespräch zwischen ihm und dem Baron Brulart belauscht, wo der Letztere von einem Duell mit Ihnen und von den gefährlichsten Drohungen, die der Oberst Labedoyere ausgestoßen hätte, sprach, und da hat der Herr Minister dem Baron versichert, daß er Ihnen nie Gehör geben würde und daß der Oberst, Gott weiß wie lange, Hausarrest behalten solle."

„Was geht das aber mich an?" fragte der Herzog dazwischen.

„Da meine Frau einmal geplaudert hat, was sie

nicht sollte und was sie selbst verantworten mag," versetzte der Kammerdiener auf Ney's Frage, „so will ich auch alles sagen, wie es ist. Gestern Abend, als der Herr Graf vom Hofe zurückkam, sagte er zu mir: Matthieu, ich vermuthe, der Herzog von Elchingen wird mich in der Kürze zu sprechen verlangen, aber ich bin für ihn nicht zu Hause, Du verstehst mich!"

„Vortrefflich," lachte der Marschall mit bitterm Hohn, „und eben gestern am Hofe hat mich der König mit meiner Bitte um Aufhebung von Labeoyere's Haft an den Hausminister Blacas gewiesen. Wahrlich eine eigene Art Geschäft abzumachen, doch dieses Mal sollen die Herren sehen, daß sie einen recht ungelehrigen, einen recht widerspänstigen Schüler vor sich haben. Kommen Sie, Herr Geheim-Secretär, die Gelegenheit ist zu erwünscht, um sie unbenützt entfliehen zu lassen, kommen Sie, wir wollen den unsprechbaren Herrn Minister ohne alle Anmeldung mit einer Visite heimsuchen und sehen, ob er auch da nicht so gnädig sein wird, uns Gehör zu schenken."

„Das wird auch wohl das Beste sein," bemerkte die Frau des Kammerdieners, „da kommt auch Matthieu mit schicklicher Manier glücklich aus dem schlimmen Handel."

Ihm so weit als möglich zu entgehen, schlich bereits der Kammerdiener nicht mit gewohnter Wichtigkeit, sondern mit sichtbarer Besorgniß und Aengstlichkeit nach seinem Wohnstübchen im Hintergebäude und der Herzog

und Max wendeten sich nach dem Audienzzimmer des Grafen Blacas, doch die Frau hielt den Retter ihres François noch ein Mal zurück und sagte:

„Bester Herr, wir sind geringe Leute und können Ihnen nie vergelten, was Sie an uns gethan haben, aber einen guten Rath werden Sie doch nicht von mir verachten. Ich fürchte, Ihr Empfang bei Sr. Excellenz wird nicht der freundlichste sein, aber wenn Sie mit dem heftigen Herrn durchaus nicht in Friede auseinander kommen können, dann — drohen Sie ihm nur mit dem österreichischen Minister am hiesigen Hofe, das ist der Mann, den Graf Blacas fürchtet."

Ehe noch Max ein Wort des Dankes auf den nützlichen Rath zu erwiedern vermochte, war schon Madame Matthieu ihrem Manne eiligst nachgetrippelt und Max und der Marschall Ney traten in das Audienzzimmer des Ministers ein. Dort war jedoch derselbe nicht anwesend, sie suchten ihn deshalb in seinem Arbeitszimmer auf, und hier fanden sie den Vielbeschäftigten umringt mit einer Menge von flachen Kasten, in welchen theils Medaillen und Münzen, theils Antiken und andere geschnittene Steine von hohem Werthe lagen.

Graf Blacas d'Aulps war ein stattlicher Mann von ungefähr 40 Jahren, aber sein steifer Anzug aus einem ungefälligen Hofrocke, einer langen Weste von schwerer Seide, einem zierlich gefalteten Jabot und kurzen Beinkleidern mit Schuhen und diamantenen Schnallen bestehend, ließen ihn etwas älter erscheinen. Sein Haar

mußte kurz zuvor frisirt worden sein, denn er trug noch den Pudermantel über seinem Anzuge.

Das unerwartete Erscheinen des Marschalls Ney setzte ihn zwar in einige Verlegenheit, während er dessen Begleiter gar nicht zu bemerken schien, aber der feine Hofmann hatte sich schnell wieder gefaßt und gute Miene zum bösen Spiel machend, empfing er den Herzog, ohne dessen Anrede abzuwarten, sogleich mit den Worten:

„Der Besuch, mit dem mich Ew. Excellenz jetzt erfreuen, kommt mir nicht unerwartet, ich bedaure deshalb nur, daß Sie mich mit Geschäften überhäuft finden; aber denken Sie nur, hat mir nicht der Abbée Montiglione eine ganze Kiste der seltensten Antiken zugeschickt, daß ich nicht weiß, wo ich anfangen und wo ich enden soll, um alles richtig zu ordnen. Schade das Ew. Excellenz sich nicht für diesen Gegenstand interessiren, Sie würden entzückt sein von diesem Gewinne."

„Ich dürfte voraussetzen," sprach dagegen der Marschall ohne Rücksichtnahme auf die Anrede des Ministers, daß Ew. Excellenz von meiner Bitte bei des Königs Majestät um Labedoyere's Freilassung bereits unterrichtet sind und habe es eben deßhalb als ein bloßes Mißverständniß angesehen, als mir der Kammerdiener den Eintritt bei Ihnen durchaus verweigern wollte. Uebrigens bin ich durchaus nicht gemeint, Ew. Excellenz in Ihren wichtigen Geschäften lange zu stören."

„Tölpel!" murmelte Graf Blacas unter Zähneknirschen vor sich hin, setzte aber laut mit der freundlichsten

Miene hinzu: Herzog Ney bedarf wohl nicht erst einer Versicherung von mir, um überzeugt zu sein, wie willkommen er mir jederzeit ist."

„Ich habe Gelegenheit gehabt, mich von den wohlwollenden Gesinnungen Ew. Excellenz gegen mich hinlänglich zu überzeugen," bemerkte der Marschall mit Ironie, „und darf deshalb wohl ohne weitere Einleitung um Beantwortung der Frage bitten. Aus welchem Grunde und mit welchem Rechte ist denn der Oberst Labedoyere arretirt worden?"

„Das formelle Verfahren ist allerdings nicht ganz in der Ordnung," gestand der Staats-Secretär mit einiger Verlegenheit ein, „aber des Königs Majestät wünschte, daß der verdächtige, gefährliche Mensch auf jede Weise verhindert werde, seine Drohungen gegen den Baron Brulart zu verwirklichen und Ew. Erlaucht wissen selbst, was der souveräne legitime Herrscher wünscht, ist für den getreuen Unterthan jederzeit ein directer Befehl. Uebrigens darf sich der Oberst in der Sache selbst durchaus nicht über zu große Härte beklagen, denn nach der Fluth von Schmähungen, die er bei einem Duell am Tage seiner Arretirung sogar über die geheiligte Person des Königs auszustoßen gewagt hat, mußte ihm streng genommen der Prozeß als Hochverräther gemacht werden."

„Da hat man den Oberst Labedoyere auf eine schändliche Weise bei Ew. Excellenz verleumdet," mischte sich jetzt Max mit Leidenschaftlichkeit in das Gespräch. Ich

kann versichern, daß eine solche Beschuldigung Labedoyere's nur von einem boshaften Lügner ausgegangen sein muß."

Erst bei diesen Worten Hohenthals schien die Excellenz dessen Anwesenheit zu bemerken. Mit einem Gemisch von Verwunderung, Zorn und Verachtung betrachtete Graf Blacas den kühnen Sprecher vom Kopf bis zum Fuße und fragte dann heftig:

„Wer sind Sie, Herr, daß Sie es wagen können, ohne meine Erlaubniß bei mir einzudringen, was wollen Sie hier, was wissen Sie von dem Duelle des Baron Brulart, das Sie sich unterfangen, einen Liebling Sr. Majestät des Königs Lügen strafen zu wollen?"

„Was ich von jenem Duelle weiß," entgegnete Max mit der größten Ruhe, „das möge Ew. Excellenz dieser hart verwündete Arm sagen, mit dem ich den saubern Baron an einem Meuchelmorde verhindert habe, was ich hier will? — Ew. Excellenz auffordern, das ungesetzliche Verfahren gegen meinen Secundanten sofort aufheben zu lassen, das dieser blos darum erleiden muß, weil er einem Schurken die verdiente Verachtung gezeigt hat, und wer ich bin? — ein ehrlicher Deutscher, Max Hohenthal genannt."

„Geraume Zeit war Graf Blacas vor Verwunderung und Zorn keines Wortes mächtig, endlich aber stieß er in der heftigsten Aufwallung hervor:

„Ein Unverschämter sind Sie, Herr, den ich sofort werde gefänglich einziehen lassen!"

Schon griff der Staats-Secretär nach dem Schellenzuge, um nach Wache zu klingeln, doch der Marschall Ney trat begütigend zu ihm und sagte leise:

„Ew. Excellenz wissen wohl nicht, daß der Mann, gegen den Sie sich jetzt so leidenschaftlich ausgesprochen haben, ein sehr geachteter Officier im Heere der Verbündeten ist, und nur auf den Wunsch seines Oheims, des österreichischen Commissarius Baron Koller dessen Stelle bei dem Kaiser Napoleon auf Elba übernommen hat. Nach allem, was ich erfahren habe, scheint ihm bei seiner jetzigen Anwesenheit in Paris nicht so begegnet worden zu sein, wie er wohl hätte erwarten dürfen, und ich möchte deshalb Ew. Excellenz fast rathen, nicht weiter gegen ihn zu gehen, damit er nicht genöthigt ist, den Schutz des österreichischen Gesandten in Anspruch zu nehmen."

Frau Matthieu hatte die schwache Seite ihres Gebieters ganz richtig erkannt, die hingeworfene Warnung des Herzogs von Elchingen that Wunder bei dem Minister. Ganz umgewandelt wendete er sich an Max und sagte:

„Der Herr Herzog hat so eben die Güte gehabt, mich von den Einzelnheiten Ihres Duells mit dem Baron Brulart genauer zu unterrichten und nach dem, was ich erfahren habe, kann ich allerdings den Baron nicht weiter in Schutz nehmen. Entschuldigen Sie deshalb meine Heftigkeit von vorhin, mein Herr, und damit Sie sehen, wie gern ich bereit bin, Ihnen gefällig zu

sein, werde ich sogleich Befehl geben, daß der Arrest des Oberst Labedoyere unverzüglich aufgehoben wird."

„Ich will dafür sorgen, daß der Befehl Ew. Excellenz auf's schleunigste vollzogen wird," erbot sich der Marschall und empfahl sich dem Minister kurz, während er Hohenthal mit vertraulicher Freundlichkeit zunickte.

Wohl mochte Graf Blacas erwartet haben, daß auch Max mit dem Marschall sich entfernen würde, doch dieser hatte sich nun ein Mal vorgesetzt, das gute Recht seines Kaisers auf Elba, wenn es sein müße, mit offenbarer Hartnäckigkeit geltend zu machen. Er blieb deshalb und begann auf's Neue:

„Man hat mir Ew. Excellenz als einen Mann von Ehre geschildert, und ich habe mich so eben davon überzeugt, daß der Ruf nicht zu viel gesagt hat. Ew. Excellenz werden es daher unmöglich mit der Ehre vereinbarlich finden, daß dem Kaiser Napoleon auf Elba die Geldsummen vorenthalten werden, zu deren Entrichtung sich Frankreich verpflichtet hat, für deren pünktliche Zahlungen die verbündeten Monarchen selbst Bürgschaft geleistet haben. Es würde mir wirklich leid sein, die Gesandten derselben officiell davon in Kenntniß zu setzen, daß der Schwiegersohn des Kaisers von Oesterreich mit ungewohntem Mangel kämpfen muß."

„Wie?" fragte Graf Blacas mit mühsam verhehlter Verlegenheit, „hätte der entthronte Monarch wirklich Veranlassung, solche Beschwerde zu führen. Ich weiß in der That nicht anders, mein Herr, als daß der Ba-

von Brulart die Entrichtung der versprochenen Geldzahlungen nach Elba übernommen und vollzogen hat."

„Es scheint, daß dem Baron Brulart ein großes Vertrauen an dem Hofe Ludwigs XVIII. geschenkt wird," warf Max mit Spott ein, „aber ich kann Ew. Excellenz versichern, daß er nach den von mir gemachten Erfahrungen dieses Vertrauen nicht zu verdienen scheint."

„Sie können wohl Recht haben, cher ami," stimmte Graf Blacas vertraulich ein, „und ich muß Ihnen gestehen, daß mir zuweilen auch recht wesentliche Bedenken über den Baron beigegangen sind. Aber des Königs Majestät beehrt ihn nun ein Mal mit Allerhöchst Dero Vertrauen, und gewiß hat der Erlauchtetste Scharfsinn des Monarchen die triftigsten Gründe dazu, wenn sie auch meine Einsicht noch nicht aufzufassen vermocht hat."

„Aber sollte es da nicht Pflicht sein, den König auch auf die Schattenseite seines Günstlings aufmerksam zu machen?" wendete Max mit deutscher Geradheit ein.

„O mon dieu, wer sollte so vermessen sein, so etwas zu wagen," rief Blacas entsetzt aus, „ich wenigstens würde mich nimmermehr dazu verstehen. Wollen Sie es auf Ihre Gefahr versuchen, Monsieur, so bin ich erbötig, im Geheim Ihr Verbündeter zu sein, verstehen Sie mich wohl, nur im Geheim. Ich verschaffe Ihnen Audienz bei Sr. Majestät und dort mögen Sie Ihre Beschwerde selbst vortragen, aber vorher müssen Sie mir Ihr Ehrenwort geben, daß Sie sich am Hofe des Mo-

narchen nicht merken lassen wollen, mich je gesprochen zu haben."

„Ich liebe die Bündnisse nicht, Herr Graf," versetzte Max mit Betonung, „und finde deshalb auch kein Bedenken, Sie bei meiner Ehre zu versichern, daß ich mich des Ihrigen nie rühmen werde. Aber ich fürchte auch den Baron Brulart nicht und werde deshalb selbst dem König ohne Rückhalt sagen, daß der Kaiser Napoleon widerrechtlich genug die Zahlungen nicht erhalten hat, für die Ludwig XVIII. den Thron Frankreichs erkaufte, mag sie nun der Günstling oder irgend ein Anderer, niederträchtig genug, zurückgehalten haben. Bestimmen mir nur Ew. Excellenz die Zeit, wann ich hoffen darf, Audienz bei Sr. Majestät zu erhalten."

„Finden Sie sich morgen früh beim Lever des Königs ein," sagte Graf Blacas nach kurzem Besinnen, „ich werde Sie dort wie zufällig im Vorzimmer treffen."

„Ganz nach Ihrem Belieben, Excellenz," warf Max verächtlich hin, und empfahl sich dem Minister, Staats-Secretär mit der wiederholten Versicherung, daß er auf die Ehre eines geheimen Bündnisses mit Sr. Excellenz mit Vergnügen Verzicht leiste.

V.

An dem Eisengitter, das den Hof der Tuilerien vom Carroussel-Platz trennt, hielt Hohenthals Fiacre, Max ging durch das mittlere der drei Thore, vor dem sich der Triumphbogen erhebt, den unter der Kaiser-Regierung die Basreliefs mit Napoleons Siegen schmückten, über den Platz, den in der Schreckenszeit der Revolution die treuen Schweizertruppen in seltener Aufopferung für ihren königlichen Herrn mit ihrem Blute tränkten, nach dem Pavillon, den Ludwig XVIII. bewohnte.

Auf der Haupttreppe, die zu den Zimmern des Königs führt, begegnete ihm ein bekanntes Gesicht. Es war der Kammerdiener des Ministers, Staats-Secretärs Blacas. Der Mann, der sich bisher in der Antichambre seines Gebieters bald lächerlich wichtig thuend, bald kleinmüthig ängstlich gezeigt hatte, war heute in den Tuilerien ein ganz anderer. Ungezwungen aber bescheiden und sichtlich erfreut, den Retter seines François wiederzusehen, eilte er diesem entgegen und sagte:

„Des Herrn Ministers Excellenz hat mich befehliget, Ihre Ankunft in den Tuilerien zu erwarten, um ihn im Geheim davon in Kenntniß zu setzen. Mir war der Befehl sehr willkommen, weil ich dadurch Gelegenheit finde, für mich selbst ein Wort der Entschuldigung bei Ihnen, Herr Geheim-Secretär auszusprechen, weshalb ich Sie außerdem in Ihrem Hôtel aufgesucht haben

würde. Sie werden mit Recht ungünstig über mich urtheilen, aber der Befehl meines Herrn und das Gebot der Dankbarkeit gegen den Retter meines Kindes standen sich so schroff einander gegenüber, daß ich beide unmöglich mit einander vereinigen konnte, doch jetzt ist diese Centnerlast glücklich von meiner Brust abgewälzt, und ich hoffe nur auf eine Gelegenheit, um mein früheres ungefälliges Benehmen ganz bei Ihnen in Vergessenheit zu bringen. Graf Blacas wünscht, daß Sie einstweilen in einem abgelegenen Zimmer abwarten möchten, ob Ihnen der König heute Audienz ertheilen könne, denn Se. Majestät haben wegen eines heftigen Anfalls des Podagra's eine üble Nacht gehabt und es ist noch ungewiß, ob und wann Allerhöchst dieselben sich erheben werden."

„Die Aufmerksamkeit, die mir der Herr Minister zu erweisen geruht, hätte sich derselbe füglich ersparen können," antwortete Max von dem unpassenden Ansinnen des Grafen Blacas beleidiget, ich wenigstens bin durchaus nicht gemeint, von dem abgelegenen Zimmer Gebrauch zu machen. Kann ich die Erlaubniß erhalten, inzwischen das Innere der Tuilerien zu sehen, so werde ich dabei abwarten, ob alsdann Aussicht vorhanden ist, Audienz bei dem Könige zu erhalten, wo nicht, so fahre ich wieder nach Hause!"

„Zur jetzigen Stunde wird zwar sonst die Erlaubniß nicht ertheilt, den Palast in Augenschein zu nehmen, doch dem Kammerdiener des königlichen Hausministers

öffnet sich ja wohl manche Thüre, die Andern verschlossen bleibt, ich hoffe, Ihren Wunsch erfüllen zu können, mein Herr," erklärte der Kammerdiener, eilte fort, und kam bald darauf mit einem großen Schlüsselbunde und mit den Worten zurück:

„Der Castellan wagt es zwar nicht, jetzt die Zimmer zu öffnen, aber er hat mir seine Schlüssel anvertraut, und das ist wohl noch besser. Wenn Ihnen meine Begleitung nicht unangenehm ist, Herr Geheim-Secretär, bin ich gern bereit, Sie auf das Merkwürdigste in den Salons aufmerksam zu machen."

Während dessen hatte der Kammerdiener die erste der hohen Flügelthüren geöffnet und Max und sein Begleiter traten in den Saal der Marschälle, geschmückt mit den lebensgroßen Bildnissen jener Kriegshelden, deren Namen und Thaten die Geschichte aufgezeichnet hat, um ihr Andenken auf kommende Geschlechter fortzupflanzen. Dann folgte der Saal der Adeligen, dann der Saal des Friedens und an diesen stieß der Thronsaal, der, obgleich im Geschmacke Ludwigs XIV. verziert, dennoch an Pracht und Reichthum kaum seines Gleichen findet.

Indem hier Max die seltene Uhr bewunderte, die gleichzeitig die Tageszeit aller Welttheile angibt, drangen Töne in sein Ohr, die dem Seufzen eines hart darnieder liegenden Kranken, wohl gar eines Sterbenden glichen.

„Haben Sie gehört, Herr Matthieu? was sind das

für seltsame, beängstigende Laute," fragte Max den Kammerdiener.

„Des Königs Schlafzimmer stößt unmittelbar an diesen Saal," antwortete der Gefragte, leise flüsternd, und von dorther kommen die Schmerzenstöne. Das böse Podagra und die noch schlimmere Gicht scheinen heute den gnädigsten Herrn noch härter heimzusuchen, als gewöhnlich."

Mit Bedauern gegen den schmerzensreichen Dulder, den selbst der königliche Purpur nicht einmal gegen die bittersten Leiden der ärmsten Erdenkinder zu schützen vermochte, lauschte Max, ob sich jene Seufzer wiederholen würden, aber statt ihrer ertönte mit einem Male ein durchdringendes, klingelndes Geräusch aus dem Schlafzimmer des Königs, das eine geraume Zeit anhielt.

„Ah!" sagte der Kammerdiener, „das ist die Weckuhr die jede Nacht vor dem Bette Sr. Majestät stehen muß, und die die Stunde des Aufstehens anzeigt. Nun werden wir gleich hören, ob der König im Stande ist, das Lager zu verlassen."

Als die Weckuhr schwieg, ertönte eine Klingel und gleichzeitig rief auch eine kreischende aber kräftige Stimme: „Giraud! Giraud! wie lange soll ich warten!"

„Gottlob!" bemerkte Matthieu bei diesen Worten: „Ihre Majestät fühlen sich doch stark genug, das Lager zu verlassen, der Gichtanfall scheint ohne böse Folgen vorübergegangen zu sein!"

Das Seufzen und Stöhnen vom Schlafzimmer des

Königs her ward aber gleichwohl häufiger als vorhin, doch wechselte es jetzt jederzeit mit einer Fluth von Vorwürfen und Zurechtweisungen ab, in welchen die kreischende Stimme die Ungeschicklichkeit eines Andern heftig tadelte.

„Der arme Giraud hat jetzt einen schweren Stand," belehrte der Kammerdiener den aufhorchenden Max, „denn der König läßt sich ankleiden, was bei der Schwerfälligkeit seines wohlgenährten Körpers und bei seinen gichtischen Gliedern wahrlich keine leichte Arbeit ist. Der Tadel, den Sie hören, Herr Geheim-Secretär, gilt dem bedauernswerthen Kammerdiener, weil, trotz seiner Sorgfalt, das Ankleiden doch nicht ohne allen Schmerz abgehen kann."

Ein durchdringender Schrei, wie von dem heftigsten Schmerze hervorgepreßt, unterbrach die Erklärung Matthieu's und wenige Augenblicke darauf ließ eine andere Stimme schnell hinter einander einen mehrmaligen ängstlichen Hülferuf erschallen.

„Um Gotteswillen, da hat sich ein schlimmer Vorfall ereignet, den muß ich schleunigst meinem Herrn melden," rief Matthieu erschrocken aus und eilte fort, während Max die Thüre zwischen dem Thronsaale und dem Schlafkabinet des Königs aufriß.

Ein bejahrter aber beleibter, ziemlich großer Mann, ganz in Flanell eingenäht, übrigens aber nur mit dem Hemde, seidenen Strümpfen, kurzen Beinkleidern und der Halsbinde bekleidet, lag todtenbleich und mit ge-

schlossenen Augen in den Armen des Kammerdieners Giraud. Es war Frankreichs König Ludwig XVIII.

Zweifelhaft, ob er es wagen dürfe, näher zu kommen, zögerte Max einen Augenblick, aber schon rief ihm der Kammerdiener fast befehlend zu:

„Wer Sie auch sein mögen, mein Herr, helfen Sie mir, helfen Sie Sr. Majestät, damit ich forteilen kann, ärztliche Hülfe zu holen."

Max sprang helfend hinzu und umfaßte den König sanft, Giraud aber stürmte durch die entgegengesetzte Thüre fort. Die Stellung Hohenthals, wie die des Königs selbst war höchst unbequem, denn schon wankten des Letzteren Kniee, und er drohte, zusammenzusinken Da bot Max seine ganze gewaltige Kraft auf, hob den schweren Mann in einen Lehnsessel, nahm mit schneller Besonnenheit aus der nahestehenden Toilette frischen Brunnen und befeuchtete damit Schläfe und Nacken des Königs. Der belebenden Kraft des Wassers wich die Ohnmacht, nach einigen tiefen Seufzern schlug der König die Augen auf, sah verwundert bald auf Max, bald im Zimmer herum, sprach aber kein Wort. Inzwischen hatte Max das Haupt des Königs auf ein dem Lager entnommenes Kopfkissen sanft gebettet, ein zweites legte er den Füßen unter, dann löste er die Halsbinde Ludwigs, lüftete dessen Beinkleider, warf die seidene Bettdecke über den Sessel, füllte ein zweites Glas mit Brunnen und bat den König, davon zu trinken. Mechanisch folgte der König und nach dem belebenden Tranke kehrte

dessen Besinnungskraft vollständig zurück. Mit dem Ausdrucke des Dankes hafteten seine Blicke auf Max, und als dieser theilnehmend fragte:

„Kann ich Ew. Majestät noch irgend eine Erleichterung verschaffen?“ antwortete Ludwig ziemlich kräftig:

„Ich fühle mich recht behaglich, der Schmerz, der mich früher so heftig quälte, daß er mir die Besinnung raubte, ist ganz gewichen. Ihr Beistand hat mir wohl gethan, mein Herr, aber warum überläßt man mich fremder Hülfe, hat man vergessen, daß ich König bin, wo ist Giraud?“

Die Frage des Königs bedurfte keiner Antwort, denn eben öffnete sich die Thüre des Zimmers und Giraud mit dem Arzte traten ein. Kurze Zeit darauf folgte hastigen Schrittes eine hohe, magere Dame. Sie war weit über die Jahre der frischen Jugend hinaus, ihre Gesichtszüge waren scharf gezeichnet, und ein Ausdruck der Härte, der sich in ihnen zeigte, ließen sie keineswegs einnehmend erscheinen. Noch in der Thüre fragte sie mit rauher, heiserer Stimme:

„Wie befindet er sich? Was ist vorgegangen, Giraud? Ich will alles wissen!“

„Durchaus nichts, was Sie beunruhigen darf, meine Antigone,“ antwortete statt des Kammerdieners der König selbst, während sich Giraud und der Arzt tief verbeugten und Max in den Hintergrund zurücktretend, die Herzogin von Angouleme in der angekommenen Dame erkannte. „Ein heftiger Schmerz hat mir eine

leichte Ohnmacht zugezogen, der ich wirklich Dank schuldig bin, denn sie ist schon vorüber, und hat mein Podagra mit hinweggenommen."

Madame umarmte den König zärtlich und mit sichtbarer Freude über sein Befinden. Giraud aber kniete an dem Lehnsessel nieder, küßte die herabhängende Hand des Königs und sagte:

„O wie gnädig sind Sie, Sire! Sie gedenken nicht meiner Schuld, aber wenn auch Ihr Mund schweigt, mein Gewissen klagt mich laut genug an. Durch meine grobe Ungeschicklichkeit habe ich Ihren schmerzhaften Fuß so unsanft berührt, daß das Uebermaas des Schmerzes Sie Ihrer Besinnung beraubte. Strafen Sie mich, Sire, wie ich es verdient habe, aber entziehen Sie mir Ihre Gnade nicht!"

„Guter Mensch," sagte der König gerührt, „wie könnte ich Dir zürnen, der Du meine Leiden mit mir fühlst, meinen Mißmuth mit unendlicher Geduld erträgst. Stehe auf, Giraud, ich weiß nichts mehr von dem, was vorgefallen ist, wenn Dein Mund nicht geplaudert hätte, durch mich würde Niemand etwas erfahren haben. Und zur Herzogin von Angouleme sich wendend, fuhr der König fort:

„Ihre Güte, Tochter meiner königlichen Zärtlichkeit und die Theilnahme treuer Diener sind es, welche mich die Dornenkrone ertragen lassen, die das Schicksal auf mein Haupt gesetzt hat. Wäre das Diadem Frankreichs

von Rosen geflochten, so würde ich Sie, meine Antigone, damit geschmückt haben."

„Sie scheinen zu vergessen, Sire, daß Ihre Diener überreich besoldet werden, damit sie wenigstens ihre Pflicht thun," bemerkte die Herzogin von Angouleme kalt und mit einem geringschätzigen Blick auf den knieenden Kammerdiener.

Gekränkt stand dieser auf und wollte sich zurückziehen, der König aber winkte ihn zu sich, legte vertraulich die Hand auf dessen Schulter und sagte leise:

„Vergiß nicht, Giraud, daß es oft süßer ist, einen Schmerz, der uns unverschuldet zugefügt wird, zu vergessen, als das Andenken daran mit Absicht zu nähren."

Der Leibarzt Ludwigs hatte inzwischen ein ellenlanges Recept verschrieben und empfahl nun den pünktlichsten Gebrauch der verordneten Mittel, Ruhe, Diät und die sorgfältigste Bewahrung des königlichen Patienten vor jeder Gemüthsbewegung, doch Ludwig wies die ärztlichen Vorschriften lächelnd zurück und sagte, auf Max zeigend:

„Ich bedaure, Herr Leibarzt, daß Sie unnöthigerweise hierher bemüht wurden, dort steht der Mann, der mir vorhin gezeigt hat, wie wenig die menschliche Natur bedarf, um die gebrechliche Maschine des Körpers wieder in Gang zu bringen, wenn diese noch nicht ganz zerrüttet ist."

„Aber kommen Sie doch näher, mein Herr," fuhr der König, Max anredend, fort, „ich bin neugierig, mei-

nen Arzt und hülfreichen Beistand genauer kennen zu lernen."

„Wie kamen Sie denn eigentlich so recht zur gelegenen Zeit in mein Schlafzimmer?"

„Der Wunsch, Audienz bei Ew. Majestät zu finden, brachte mich zunächst in den Palast der Tuilerien," antwortete Max, „eine günstige Gelegenheit führte mich in den Thronsaal und ein Hülferuf, den ich dort vernahm, ließ mich hierher eilen."

„Audienz suchten Sie bei mir?" fragte der König auf's Neue, „was wünschen Sie denn, ich erinnere mich nicht, Sie früher gesehen zu haben und Ihrer Aussprache nach scheinen Sie nicht einmal Franzose zu sein."

„Bedarf es wohl noch erst der Frage," fiel die Herzogin von Angouleme in ihrer heiseren, abstoßenden Sprache ein, „der Herr hat Ihnen einige Hülfe geleistet, und will das, wie billig, nicht unentgeldlich gethan haben. Sie werden wohlthun, Sire, die Gewährung gleich im Voraus zuzusichern."

„Wie vielfach müssen die Leiden der Vergangenheit gewesen sein, daß sie eine traurige, unnatürliche Verstimmung bewirken konnten," bemerkte Max mit Theilnahme, und ohne den verwunderungsvollen Blick der Herzogin weiter zu beachten, fuhr er gegen Ludwig fort:

„Nicht für mich, nicht heute, nicht jetzt bitte ich um Gehör, Sire, Ew. Majestät bedürfen der Ruhe, und das Geschäft, das mich hierher führt, ist nicht erfreu-

licher Natur, denn ich muß bei dem Könige von Frankreich als Ankläger gegen Frankreich auftreten."

„Sie spannen in der That meine Neugier," entgegnete der König, „wissen meine Minister bereits um Ihre Beschwerde?"

„Schriftlich habe ich sie übergeben, mündliches Gehör wurde mir meistens versagt," antwortete Max.

„Wohlan," sagte Ludwig rasch, „Pünktlichkeit ist die Klugheit der Könige, die Zeit zum Frühstück ist da, und dann finden sich meine Minister wie gewöhnlich ein. Ich werde mir sogleich Ihre Angelegenheit ausführlich vortragen lassen. Erwarten Sie mich im Salon."

Nach herkömmlicher Sitte am Hofe Ludwigs XVIII. wurde das Frühstück um 11 Uhr genossen. In dem dazu bestimmten Saale war eine Tafel mit 30 Gedecken bereitet, denn außer der königlichen Familie hatten auch die höchsten Hofchargen, die Majorgeneräle der Garde, die Officiere vom Dienst im Palaste, sowie die Minister das Recht, an dem Frühstücke Theil zu nehmen. Die Letzteren genossen jedoch niemals etwas, sondern begaben sich mit dem Könige nach dem Frühstücke in dessen Cabinet und erstatteten ihm dort die wichtigsten Vorträge aus ihren Portefeuille's. Da heute die festgesetzte Stunde des Frühstücks schon geraume Weile geschlagen hatte, als Max in den Saal eintrat, so waren dort schon alle Theilnehmer daran versammelt und harrten gruppenweis zusammenstehend, oder im Gespräch auf- und abgehend des Erscheinens des Königs.

Beim Heraustreten in den Saal stieß Max mit dem Staats-Secretär, Grafen Blacas zusammen, der sich eben in die königlichen Zimmer begeben wollte. Höchlichst verwundert warf zwar Blacas einen kurzen Blick auf Hohenthal, würdigte diesen jedoch nicht der Anrede und strich in die Zimmer, desto freundlicher kam der anwesende Marschall Ney dem Angekommenen entgegen, und verkehrte lange mit ihm in lebhaftem Gespräche. Der Abbée Montesquieu, Minister des Innern, und Dambray, der Kanzler von Frankreich gingen während dessen mit einander schweigend im Saale auf und ab. Zu ihnen führte der Herzog von Elchingen Hohenthal und sagte:

„Sie kennen die gerechten Ansprüche dieses Mannes für den Kaiser Napoleon an die Krone Frankreichs. Ich muß Sie, meine Herren, dringend bitten, bei dem Vortrage darüber an des Königs Majestät ja zu berücksichtigen, daß Michael Ney seine Ehre für die Erfüllung des Vertrags von Fontainebleau verpfändet hat."

Dambray wies jedoch dieses Verlangen entschieden mit der Bemerkung zurück, daß er nie die Gültigkeit eines Anspruchs anerkennen werde, der nicht aus der Zeit der Dynastie Frankreichs vor der Revolution herrühre und der Abbée Montesquieu äußerte sich heftig und hochfahrend über die Zudringlichkeit Hohenthals. Des Marschalls Augen rollten bei diesen Antworten wieder wild, auch Hohenthals Geduld war erschöpft und sicher würde es zu heftigen Erwiderungen gekom-

men sein, wäre nicht recht zu gelegener Zeit der König mit seiner Nichte, der Herzogin von Angouleme, seinem Bruder, dem Grafen d'Artois und seinem Neffen, dem Herzoge von Berri in den Saal eingetreten.

Während Ludwig sich an der Tafel niederließ, machte die Herzogin von Angouleme die Runde durch den Saal. Bei Max angekommen, blieb sie stehen, sah diesen mit durchdringenden Blicken an und sagte:

„Sie mögen Recht haben, mein Herr, die Greuel der Revolution haben mein Herz feindselig gegen die Menschen gestimmt, aber den Besseren darunter mag ich doch meine Achtung nicht versagen. Zum Beweis, daß ich Ihnen wegen der Lehre, die Sie mir gegeben haben, nicht zürne, reiche ich Ihnen die Hand zum Kusse.“

Pflichtschuldigst küßte zwar Max die dargebotene Rechte von Madame, ohne jedoch der Gunstbezeugung Ihrer Königlichen Hoheit einen besondern Werth beizulegen, desto mächtiger aber wirkte der Anblick des Handkusses auf das Benehmen des ängstlich vorsichtigen Blacas, des hochfahrenden Abbée Montesquieu. Ganz gegen die Bedingungen, die der Erstere selbst über das Verhalten Hohenthals bei der Audienz am Hofe vorgeschrieben hatte, schob der Staats-Secretär seinen Arm vertraulich unter den Hohenthals und sagte mit schmeichelndem Vorwurfe:

„Die Art Ihres Erscheinens am Hofe, cher ami, hat mich zwar der Freude beraubt, Sie dem Könige vorzustellen, aber Ihre gerechte Sache habe ich deswegen

doch nicht unbeachtet gelassen und schon vor Ihrer Ankunft habe ich mich deshalb gegen den Herrn Minister des Innern ausführlich ausgesprochen."

„Und ich," fiel der Abbée Montesquieu ein, „wollte eben dem Herrn Geheim-Secretär auseinandersetzen, wie bereit ich sei, sein Anliegen bei des Königs Majestät zu unterstützen, als die Dazwischenkunft Ihrer Königlichen Hoheit mich daran hinderte."

Nach streng gewohnter Weise genoß Ludwig XVIII. beim Frühstücke nichts weiter, als ein frisches Ei und trank dann einige Tassen Thee. Seine Unterhaltung war dabei fast ausschließend auf die neben ihm sitzende Herzogin von Angouleme beschränkt, denn zwischen dem Könige und seinem Bruder, dem Grafen Artois war eine auffallende Kälte wahrnehmbar und gegen den Herzog von Berri ließ Ludwig XVIII. sogar einen gewissen Zorn blicken. Als nämlich der Herzog mit anscheinender Theilnahme fragte, was wohl die Veranlassung zu dem neuerlichen Unwohlsein des Königs abgegeben habe? antwortete dieser ohne Zurückhaltung:

„Niemand anders, als Sie selbst, mon neveu. Ihr unpassendes Benehmen gegen die Armen gibt mir ja genug Veranlassung zum Aerger und ehe ich im Stande bin, Einen Ihrer Fehler wieder gut zu machen, haben Sie schon wieder für eine ganze Menge neuer gesorgt."

Mit Heftigkeit warf der Herzog von Berri seinen Stuhl zurück und verließ stürmisch den Saal, der König erhob sich ebenfalls von der Tafel und begab sich mit

seinen Ministern in sein Cabinet, mit ihm entfernten sich alle Anwesenden.

Wenige Tage darauf erhielt Max ein großes königliches Schreiben aus dem Bureau des Ministers des Innern. Hastig öffnete er das gewichtige Siegel des Umschlags und las:

„Die Summen, welche Se. Majestät der Kaiser Napoleon auf Elba als jährliche Rente in Anspruch nimmt, scheinen zwar bereits für Rechnung Sr. Majestät durch den Baron Brulart erhoben worden zu sein; da sich jedoch eine Nachweisung über die Uebersendung nach Elba in den Rechnungs-Belegen nicht vorfindet und wegen der dermaligen längeren Abwesenheit des Barons aus den französischen Staaten über die Verwendung des Geldes für jetzt ein weiterer Aufschluß nicht erlangt werden kann, so haben Se. Majestät der König auf Empfehlung des königlichen Ministeriums, gnädigst zu gestatten geruht, daß die in Rede stehende Rente nochmals auf den öffentlichen Staatsschatz übernommen werden dürfe. In Berücksichtigung der finanziellen Verhältnisse der öffentlichen Kassen kann jedoch nur die eine Hälfte derselben baar ausgezahlt werden, während die andere durch Anweisungen auf zahlbare Handlungshäuser geleistet werden wird, und deren Geltendmachung dem Empfänger selbst überlassen bleiben muß. Es ist daher hiernach die erforderliche Zahlungs-Verfügung an die Finanz-Verwaltung bereits erlassen worden und es

wird Ihnen solches nunmehr hiermit bekannt gemacht, um den Betrag der Forderung demgemäß in Empfang zu nehmen.

Paris, am 12. December 1814.

Auf Befehl Sr. Majestät des Königs:
der Minister des Innern
Montesquieu."

Was mag wohl auf diese gnädigste Entscheidung den meisten Einfluß gehabt haben, sagte Max halblaut und mit einem verstohlenen Lächeln vor sich hin, als er mit inniger Freude die Zufertigung durchlesen hatte, die Gerechtigkeitsliebe des Königs oder seine — Gicht? ich will hoffen, die Erstere, aber sei es auch, wie es wolle, ich preise den glücklichen Erfolg, denn er führt mich wieder in meine stille, freundliche Inselwelt, in Dein friedliches Landhaus, biederer Zornstach, in Deine Arme, meine holde, meine heißgeliebte Anna!

VI.

Das Jahr 1814 war zu Ende gegangen, die erste Hälfte der Forderung Napoleons längst schon erhoben und nach Elba gesendet und noch immer mußte Max ganz gegen seine frühere Hoffnung, ganz gegen seinen eigenen Wunsch und Willen in der Hauptstadt Frank-

reichs verweilen, denn trotz seiner eifrigsten Bestrebungen unterlag die Erhebung der auf die zahlbarsten Handlungshäuser angewiesenen Geldsummen der zweiten Hälfte nicht geahneten, höchst erheblichen Schwierigkeiten. Wirklich befanden sich aber auch die Finanzen des französischen Reichs zu jener Zeit auf dem höchsten Gipfel der Zerrüttung. Die schweren Kriegscontributionen, die dem besiegten Volke von den Siegern auferlegt worden waren, hatten ungeheure Massen des baaren Geldes aus dem Lande weggeführt, die Kräfte des Volks waren erschöpft, die reichsten Provinzen durch den Kriegsschauplatz, wie durch Truppenmärsche verheert und ausgesaugt, die immer wachsende, ungünstige Stimmung der Bewohner Frankreichs gegen das jetzige Regentenhaus und besonders gegen sein Ministerium gestatteten nicht, das Volk mit neuen Abgaben zu belästigen, oder die noch rückständigen nach der Strenge des Rechts beizutreiben und gleichwohl legte der Druck der Zeit dem Staate täglich neue Opfer, neue Ausgaben auf. Hierzu gehörte zunächst die ungeheure Menge kriegsgefangener Franzosen, die jetzt aus Rußland, Spanien und Deutschland nach Frankreich zurückkehrte, und nichts dahin mit zurückbrachte, als die entschiedenste Abneigung, einen unverhehlten Ingrimm gegen die neue feindliche Regierung. Ihren Geist des Unfriedens zu versöhnen, bot zwar der französische Hof die letzten Mittel auf, und schwere Geldsummen wurden dazu aufgeopfert, aber die theuer erkauften Mittel blieben ohne Erfolg, überall hin verbreitete die ent-

zügelte, verwilderte Soldateska ihre feindselige Stimmung unter das aufgeregte Volk und dieses war leider nur zu empfänglich für solche Gesinnungen, denn auch ihm wollte oder konnte man das nicht halten, was ihm früherhin vielleicht zu voreilig versprochen worden war. Die droits réunis oder vereinigten Ausgaben, die verhaßteste aller Auflagen, dauerte nicht blos, der gegebenen Zusicherungen ungeachtet, fort, man sprach auch sogar überall laut und ohne Scheu von Wiederherstellung der Zehnten und alten Privilegien, und von der Richtigkeit der Verkäufe von Nationalgütern, eine strenge Censur beschränkte auf barbarische Weise die Preßfreiheit, die Namen der geachtetsten Männer Frankreichs wurden aus dem Verzeichnisse der Mitglieder des National-Instituts gestrichen, die bigotte Geistlichkeit verbot mit längst veralteter Strenge dem gedrückten Landmanne die unschuldigsten Erholungen am Sonntage, dem einzigen Tage, den ihm sein mühseliger Beruf nothdürftig dazu gestattete, und überall untergruben die Königsfreunde selbst, in unbegreiflicher Verblendung, die schwachen, morschen Stützen des französischen Königsthrons. Wahrlich! für den friedliebenden Unterthan war die Aussicht in die Zukunft beängstigend, es bedurfte nur eines leisen Lufthauches, um das schon im Verborgenen glimmende Feuer in hellen Flammen auflodern zu lassen. Und die größere Hälfte des französischen Volks sehnte sich laut nach einem solchen Hauche und das zürnende Schicksal erhörte die frevelnde Bitte.

Es war in den ersten Tagen des Februars 1815, als Shakespeare's furchtbar schönes Trauerspiel Macbeth zum ersten Male über die Bühne des Théatre français schritt. Die berühmtesten Schauspieler und Schauspielerinnen Talma, Demoiselle Mars und Duchesnois traten in den Hauptrollen auf, die Schaulust des gebildeten Publikums von Paris war auf das höchste gespannt, das Haus gedrückt voll. Auch Max mit seinem Freunde, dem Oberst Labedoyere, gehörten zu den Schaulustigen, aber nur mit Mühe hatten sie in einer, ziemlich versteckt liegenden, kleinen Seitenloge einen Platz gefunden. Auch diese Loge war schon von einem Manne besetzt, dessen Aeußeres auf den ersten Blick überraschen, ja wirklich mißfallen mußte. Die eine Hälfte seines Gesichts war von einer Binde bedeckt, unter der er eine bedeutende Verletzung desselben zu verbergen schien, die andere Hälfte, so wie sein Haupthaar trug den Stempel eines südlichen Ursprungs. Er war mit der Uniform eines neapolitanischen Hauptmanns bekleidet und das Gebrochene seiner Sprache beurkundete augenblicklich den Ausländer. Im Gespräch zeigte sich jedoch der Fremde als Mann von Geist und Bildung. Er nannte sich Sebastiano delli Pignaro, gab sich für einen neapolitanischen Hauptmann außer Dienst aus, und war aus Agrigent in Sicilien gebürtig. Doch nicht blos sein Vaterland war ihm bekannt, auch Italien, die europäische und asiatische Türkei, wie die Raubstaaten an der Nordküste von Afrika hatte er durchreist, Corsica, das Geburtsland Na-

poleons, und die Insel Elba waren früherhin von ihm durchwandert worden, und von allen wußte er viel und interessant zu erzählen. Kein Wunder also, daß sich bald eine lebhafte Unterhaltung zwischen den drei Männern in der Loge entspann, an der besonders Labedoyere Gefallen zu finden schien. Auch der Sicilianer schloß sich vorzugsweise an den Obersten an, während er Hohenthals Blicken absichtlich auszuweichen schien und sich deshalb auch stets in dem dunkelsten Theil der Loge aufhielt. Max hatte jedoch keine Muße, das zweideutige Wesen des Sicilianers genauer zu beachten, denn eben rauschte der Vorhang auf und die drei Hexen braueten den scheußlichen Zaubertrank auf der Haide, und es sprach

die erste Hexe:

Aber die Meisterin wird uns schelten
Wenn wir mit trüglichem Schicksalswort
In's Verderben führen den edeln Helden,
Ihn verlocken zu Sünde und Mord.

Da trat auch der Sicilianer aus dem Hintergrunde der Loge hervor und schaute mit starrem Blick auf die gräßlichen Weiber. Jetzt aber sprach

die zweite Hexe:

Er kann es vollbringen, er kann es lassen;
Doch er ist glücklich, wir müssen ihn hassen.
Wenn er sein Herz nicht kann bewahren
Mag er des Teufels Macht erfahren!

und

die dritte Hexe

fiel ein und sang:

Wir streuen in die Brust die böse Saat,
Aber dem Menschen gehört die That!
Strauchelt der Gute und fällt der Gerechte,
Dann jubiliren die höllischen Mächte.

und der frühere starre Blick des Sicilianers ward belebt, sein Auge rollte und glühte wie eine feurige Kohle und ein grinsendes Lächeln verzerrte die ohnehin abstoßenden Gesichtszüge.

Weder Max noch Labedoyere hatten jedoch die seltsame Aufmerksamkeit des Sicilianers bemerkt, denn Beide fesselte Stück und Spiel und ehe noch die Hexen von der Bühne verschwunden waren, hatte sich der Sicilianer bereits wieder in den dunkeln Hintergrund der Loge zurückgezogen, ohne dem Stücke fernerhin eine besondere Beachtung zu widmen. Desto angelegentlicher unterhielt er sich in den Zwischenacten mit Labedoyere, so daß auch dieser den letzten Acten der Tragödie wenig Aufmerksamkeit zu Theil werden ließ, während Max, hingerissen von der höchst gelungenen Ausführung des furchtbar schönen Stücks sich selbst und seinen zweideutigen Gesellschafter ganz zu vergessen schien.

Die Nemesis hatte den Thronräuber Macbeth ereilt, das Volk hatte dem angestammten Herrscher als seinem Regenten gehuldiget und unter rauschendem Beifalle senkte sich der Vorhang herab. Im dichten Gedränge wälzte sich die Schaar der Zuschauer aus dem Schau-

spielhause, kaum vermochte sich Max und der Oberst zusammenzuhalten, der Sicilianer hatte sich im Gewühl verloren.

„Das muß wahr sein," bemerkte Max, als sie endlich freien Raum in der Straße Richelieu gewonnen hatten, scherzend zum Oberst, „Sie dürfen sich kühn wenigstens die Hälfte des Eintrittspreises zurückzahlen lassen, denn mehr als die Hälfte haben Sie auf keinen Fall von dem schönen Stücke gesehen."

„Sie können Recht haben, Freund," antwortete Labedoyere, „aber gleichwohl habe ich dabei nichts eingebüßt, der Hauptmann Sebastiano delli Pignaro hat mich durch seine Unterhaltung reichlich für das entschädigt, was ich entbehrt habe. Sie glauben nicht, wie wunderbar mich der Fremde angesprochen hat, und eben deshalb wollte ich Sie, lieber Hohenthal bitten, mich noch auf einem Spaziergange in das Palais royal zu begleiten, wo wir den Sicilianer finden werden."

Max willigte ein und bald betraten sie jenes einzige, ungeheure Gebäude, das allein eine Stadt mit allen ihren Bedürfnissen, mit allen Gegenständen der Ueppigkeit und des Luxus in sich faßt, und das selbst jetzt, wo die Mitternachtsstunde bereits herannahte, von 180 Reverbèren beleuchtet, seinen glänzenden Inhalt dem schau-, kauf- und vergnügungssüchtigen Publikum in voller Pracht darbot.

Max und Labedoyere stiegen in eins der obern Stockwerke des Palais royal hinauf. Vor einer verschlosse-

nen Thüre nahm ihnen ein Portier Hut und Stock ab, reichte ihnen dagegen eine Marke und nun erst öffnete sich der Eingang und sie traten in einen der beiden großen Spielsäle. Eine bedeutende Anzahl von Spielern hatte sich bereits zusammengefunden, gleichwohl herrschte tiefes Schweigen im Saale, das nur durch die monotonen Worte des Banquiers und Croupiers, womit diese die gewinnenden oder verlierenden Kartenblätter abriefen, oder durch einen leisen Ausruf der Freude, durch einen tiefen Seufzer des Verlusts, durch ein ängstliches Stöhnen der Angst und Besorgniß zuweilen unterbrochen wurde. Um einen großen, runden, grünbeschlagenen Tisch in der Mitte des Saales standen und saßen die Spieler in schweigender Erwartung, Goldstücke flogen hin und her, verbogene oder zerrissene Kartenblätter lagen zerstreut unter dem Tische.

Hinter dem Stuhle eines Spielers stand der Sicilianer. Auch er hatte eine Karte besetzt und neben derselben lag ein ansehnlicher Haufe von Goldstücken. Gleichwohl schien er dem Spiel nur wenig Aufmerksamkeit zu widmen, desto giftigere Blicke aber schoß zuweilen der Banquier nach ihm hin. Labedoyere's und Hohenthals Erscheinen im Spielsaale schien dem Sicilianer nicht angenehm zu sein, er strich sogleich sein Geld ein, zerriß das eben besetzte Kartenblatt, warf dieses zur Erde, zog sich in den dunkleren Hintergrund des Saales zurück, und sagte, als Labedoyere ihn dort begrüßte:

„Die heutige Nacht ist Ihnen nicht günstig, Oberst,

gehen Sie zu Hause, noch ist es Zeit, fordern Sie das Geschick nicht gegen sich heraus, wir sehen uns zu einer andern Zeit wieder."

„Ich will Ihre prophetische Gabe erproben, Hauptmann," antwortete Labedoyere, trat zum Spieltische und besetzte den König. Der Banquier zog ab, der König hatte gewonnen, Labedoyere zeigte die gewonnenen Goldstücke dem Sicilianer mit einem lächelnden Blicke.

„Thörichter Mensch," murmelte dieser vor sich hin, „ein Lächeln des Augenblicks reißt Dich hin, und Du wagst es, dem allmächtigen Geschicke im frechen Uebermuthe entgegen zu treten, bis Du zu spät Deinen Irrthum gewahrst und seine Schrecknisse Dich schon ereilt haben."

Labedoyere besetzte den König auf's Neue. Er verlor. Er verdoppelte den Einsatz auf den Buben, auch dieser schlug ab, der Oberst wollte die Gunst des Spiels hartnäckig erzwingen. Vergebens! so oft er auch den König oder Buben besetzte, jedes Mal schlug der eine wie der andere ab. Max, dem verderblichen Farospiele abhold, hatte zwar anfangs mehr aus Gefälligkeit gegen den Oberst einige Zeit mit abwechselndem Glücke gespielt, bald aber sich in ein Nebenzimmer verloren und wiederholte sich dort in Gedanken bei einer Cigarre und einer Tasse Thee den schauerlichen Inhalt des heutigen Trauerspiels.

Labedoyere hatte inzwischen den Rest seiner Börse nochmals auf den König und den Buben gesetzt, es

dauerte lange, ehe beim Abziehen des Banquiers eines dieser Blätter erschien, doch endlich schlug der Bube wieder ab.

„Ihr werdet die Gunst des Königs und seines Buben nimmermehr erzwingen, Oberst," sagte hinzutretend der Sicilianer. „Gebt sie auf und geht heim. Wollt Ihr jedoch das Verhängniß gegen Euch herausfordern, so richtet Euer Spiel auf das Höchste, besetzt das As und die Drei."

Labedoyere folgte, beide Blätter gewannen, er bog Paroli und strich den dreifachen Satz ein, er bog Sirleva, und wieder waren ihm die Blätter günstig, bald war sein früherer Verlust reichlich ersetzt.

„Laßt es nun gut sein, Oberst," mahnte der Sicilianer auf's Neue und dringender als zuvor. „Auch die Constellation des Höchsten und der bedeutungsvollen Drei erreicht ihren Gipfel, um dann wieder mit reißender Schnelligkeit auf immer abwärts zu steigen. Hört auf meine Warnung, steckt Euern Gewinnst ein und geht heim. Die Mitternacht ist längst vorüber, Ihr habt nun erreicht, was ich wollte."

Noch ein Mal besetzte Labedoyere das As, es schlug ab, eben so die Drei, er sah sich nach dem Sicilianer um, doch dieser war verschwunden. Da strich der Oberst seinen Gewinnst ein, schob die gefüllte Geldbörse in die Brusttasche und verließ bald darauf mit Max den Spielsaal.

Schon in den 100 offenen Arkaden der Gallerie de

pierre, die nach dem Garten des Palais royal hinführt, glaubte Max eine verdächtige Gestalt wahrzunehmen, die in einiger Entfernung ihren Schritten folgte. Er machte den Oberst darauf aufmerksam, doch dieser in Gedanken nur mit dem mystischen Sicilianer beschäftigt, schenkte Hohenthals Warnung keine Beachtung. Jetzt hatten Max und Labedoyere den Garten erreicht und in seinen Gängen, deren Finsterniß durch die glänzende Beleuchtung des Palais royal noch erhöht wurde, schlich die Gestalt wie ein Schatten an ihnen vorüber, verschwand aber ihren Blicken. Schon näherten sie sich dem entgegengesetzten Ausgange des Gartens, da rauschte und zischelte es hörbar in dem dürren Strauchwerke, Max spannte den Hahn seines Taschenterzerols, aber in demselben Augenblick blitzte auch ein Dolch durch das Dunkel der Nacht und fuhr klirrend in Labedoyere's Brust, im Gebüsch ließ sich ein schrillender Pfiff hören und Labedoyere taumelte in Hohenthals Arme. Der Blitz von Hohenthals abgeschossenem Gewehr hellte auf einen Augenblick die tiefe Finsterniß auf, aber die ganze Umgegend war leer und wie von Menschen ausgestorben.

Max glaubte eine Leiche in seinen Armen zu halten und das Schlimmste fürchtend fragte er kaum hörbar:

„Sind Sie gefährlich verwundet, leben Sie noch, Labedoyere?"

Der Oberst hingegen richtete sich auf und antwortete ruhig und kräftig:

„Ich lebe nicht bloß, ich bin sogar nicht im Minde-

sten verletzt. Nur die Gewalt des unvermutheten Stoßes hat mich in Ihre Arme geworfen, mein Freund. Dieses Mal verdanke ich mein Leben lediglich dem Rathe des Sicilianers. Hätte ich nicht auf das As und die Drei gehalten, so würde der wohlgezielte Stoß mir sicherlich das Herz tief genug durchbohrt haben, so aber hat ihn die gefüllte Goldbörse in meiner Brusttasche aufgehalten. Wahrlich, Hohenthal, der Mann wird mir immer bedeutsamer."

„Und mir immer verdächtiger," fiel Max ein, „ich möchte ihm fast Schuld geben, er und der Meuchelmörder, der nach Ihnen stieß, stehen mit einander im geheimen Bunde."

„Der Gedanke ist auch mir schon beigegangen," gestand Labedoyere. „Er ist entweder ein abgefeimter Schurke, oder kein gewöhnlicher Mensch. Sei ihm aber auch, wie ihm wolle, er hat mich vor der heutigen Nacht gewarnt und der Erfolg hat seine Warnung bestätiget. Dieses Mal hat mich ein halbes Wunder erhalten, ich verlange kein zweites. Lassen Sie uns eilen, Hohenthal, um belebtere Gegenden der Stadt zu erreichen."

Max und Labedoyere schritten rasch dem Ausgange des Gartens zu. Dort standen bereits zwei Männer unter den leuchtenden Reverbèren, und hielten einen Dritten, der sich heftig sträubte, mit Gewalt fest. Alle drei hatten wahre Galgenphysiognomieen und sahen höchst verdächtig aus. Max und der Oberst wollten ihnen ausweichen, doch der Eine derselben redete sie

schon in einiger Entfernung in einem Patois von italienischer und französischer Sprache an und sagte:

„Herr, diesen Kerl haben wir eben eingefangen, als er sich außer Athem und mit dem Dolche in der Hand in das Gesträuche verkriechen wollte. Wir kennen ihn wohl, irgend einen Banditenstreich hat er ausgeführt, habt Ihr etwa was Verdächtiges gewahrt?"

„Ihr selbst mögt wohl Banditen sein," unterbrach der Festgehaltene den Sprecher ehe Labedoyere auf die Frage antworten konnte, „ich bin ein armer Savoyarde, der nichts Böses im Schilde führt und schon zufrieden ist, wenn er das elende Leben mühselig fristet."

„Gironimo, bei allen Teufeln, Du bist der frechste Lügner, den je die Sonne beschienen hat," donnerte ihn der andere der beiden Männer an, „ich sehe wohl, ich muß einen Zeugen herbeirufen, vor dem hoffentlich Deine Frechheit verstummen wird."

Bei diesen Worten ließ der Mann einen gellenden, durchdringenden Pfiff erschallen und wenige Augenblicke darauf schritt der Sicilianer aus einer abgelegenen kleinen Seitengasse her, in einen weiten, weißen Mantel gehüllt, auf die Gruppe zu. Er sprach kein Wort, aber sein einziges, unverhülltes Auge schien den angeblichen Savoyarden durchbohren zu wollen.

„Hauptmann!" stotterte dieser zitternd und mit niedergeschlagenen Blicken, „ich habe gelogen. Schon vor einigen Wochen hat mich ein feines, lustiges Herrchen, der sich, wie ich gehört habe, Baron Brulart nennt, für

zwanzig Napoleonsd'or erkauft, diesen Mann, der, wie Brulart sagt, dem Könige nach dem Leben trachtet, aus dem Wege zu schaffen. Hier ist der Sündensold, zählt sie nach, es fehlt kein einziges von den Goldstücken."

„Verdammt! schändlich!" braußte Labedoyere jetzt auf, „mag doch der elende Brulart mir nach dem Leben trachten, es wundert mich nicht, es sieht ihm ähnlich, aber daß er nicht mehr als lumpige zwanzig Napoleonsd'or für den Oberst Labedoyere aufwendet, das macht mich wüthend!"

„Ward doch unser Herr und Heiland selbst für dreißig Silberlinge verschachert," suchte Max den zornigen Labedoyere zu beruhigen, doch dieser griff in die Brusttasche, nahm die gefüllte Geldbörse, warf sie Gironimo zu und sagte:

„Nimm, Bandit, hier ist das fünffache von dem, was Brulart für mein Leben gegeben hat, nimm, der Oberst Labedoyere schenkt es Dir, als ein elendes Almosen für Deine Ungeschicklichkeit!" und zu dem Sicilianer und den beiden andern Männern sich wendend, fügte er hinzu:

„Laßt ihn laufen, ich fürchte seinen Dolch nicht!"

„Könnt Ihr mich dereinst brauchen, so dürft Ihr kühn über mich befehlen, Signor," versicherte der Bandit, indem er die Börse aufhob. „Wenn Ihr mir einen Auftrag gebt, dann sollt Ihr sehen, daß ich nicht immer so ungeschickt bin, wie heute."

Der Sicilianer winkte und die beiden Männer ent-

fernten sich mit ihrem Gefangenen in die Seitengasse, aus der der Sicilianer gekommen war.

„Räuberhauptmann, gestehe, was soll dieses Gaukelspiel!" donnerte Max dem angeblichen Sebastiano delli Pignaro jetzt zu, und setzte ihm das noch geladene zweite Terzerol auf die Brust, der Sicilianer aber schlug die drohende Waffe leicht zur Seite, riß die Binde vom Gesicht, warf den Mantel ab und sich so stellend, daß der Wiederschein der Reverbère sein Gesicht beleuchtete, sprach er zu Max:

„Erkennen Sie mich nicht, Herr Geheim-Secretär des großen Napoleons? Und doch haben wir uns schon gesehen! Erinnern Sie sich nur der Einsiedelei Monte Serrato auf Elba."

„Wäre es möglich?" rief staunend Max aus, „ja jetzt erkenne ich Dich nur zu deutlich, Deine Gesichtszüge haben sich mir tief eingeprägt, Du bist Omar, der Syrier! Aber sprich, wie kommst Du hierher, was thust Du hier in dieser Verkleidung, was willst Du in Frankreich?"

„Das Geschick erfüllen, das die Sterne mit unvertilgbarer Schrift am Himmelsgewölbe niedergeschrieben haben," antwortete Omar mit prophetischer Bedeutung. „Du und ich, wir Beide sind bloß willenlose Räder in dem geheimnißvollen Getriebe des Weltenlaufs. Folge Du immerhin Deinem Wege, ich gehe den meinigen, am Ziele finden wir uns wieder!"

VII.

Auf der Insel Elba war um jene Zeit Cour bei der Fürstin Pauline Borghese, sie selbst saß jedoch noch in ihrem Boudoir und vor ihr stand ein zierlicher, fein gekleideter junger Mann, mit dem sie sich unterhielt.

„Sie haben also auf Ihrer Reise von Frankreich hierher auch den Hof meines Schwagers Murat besucht?“ fragte die Fürstin. „Was haben Sie mir von dort zu berichten, Marchese?“

„Der gänzliche Bruch des Königs Joachim mit den Verbündeten scheint unvermeidlich,“ versicherte der junge Mann. „Vom Corgresse zu Wien jagt eine schlimme Botschaft die andere, der Thron Sr. Majestät wankt von allen Seiten, König Joachim ist auf das Aeußerste gefaßt, seine Truppen stehen bereits gerüstet, es bedarf nur eines Winks und sie rücken vor. Geschieht solches, dann ist der Erfolg nicht zweifelhaft, ganz Italien fällt ihnen jauchzend zu.“

„Der Wink könnte ihm von Elba aus gegeben werden,“ bemerkte Pauline wie mit sich selbst sprechend, doch der Marchese hatte die Bemerkung vernommen und versetzte darauf:

„Ich habe solches geahnet und jenen Wink bereits gegeben.“

„Auf Ihre Gefahr, Marchese,“ fiel die Fürstin erschrocken ein, „ich möchte Ihnen wohlmeinend rathen,

meinem Bruder, dem Kaiser, Ihre Kühnheit ja zu verhehlen. Ich will nichts weiter wissen, erwarten Sie mich im Salon."

Der Marchese knirschte heimlich die Zähne und entfernte sich mit der tiefsten Ehrerbietung aus dem Boudoir.

„Wer ist nur dieser zweideutige Mensch?" fragte bei dem Eintritt des Marchese in den Salon der General Drouot den Großmarschall Bertrand.

„Er hat sich unter dem Namen Ludovico Malevoglio bei dem Kaiser anmelden lassen, gibt sich für einen italienischen Marchese aus, und hat sich schon in der kurzen Zeit seines Aufenthaltes auf Elba dem Monarchen wichtig genug gemacht, ungeachtet auch dieser ihm nicht zu trauen scheint," belehrte der Großmarschall den Fragenden und der Garde-Lieutenant Raimond de St. Cyr setzte mit Heftigkeit hinzu:

„Und wenn es der leibliche Sohn des Kaisers selbst wäre, mit mir bekommt er sicherlich noch einen schweren Stand. Er hat sich in die friedliche Wohnung des Ober-Berg- und Hütten-Inspectors Zornstach eingeschlichen und verfolgt dessen Tochter Malwine mit seinen Liebesbewerbungen. Bläßt er nicht in Zeiten seine Liebesflammen aus, so blase ich ihm das Lebenslicht aus, wenn mich auch der Kaiser dafür am höchsten Flaggenstocke des Castells aufhängen läßt."

„Ruhig, mein hitziger junger Freund," ermahnte der Großmarschall, die Hand auf Raimonds Mund legend,

„lassen Sie dem Marchese Ihre freundschaftlichen Gesinnungen nicht zu voreilig merken, sonst weißt er einem gefälligen Banditen einen guten Verdienst zu. Glauben Sie mir, meine Herren, der Mensch ist noch gefährlicher, als selbst wir ahnen. Zwei Bürger aus Porto Ferrajo wollen ihn am Tage vor seiner Hierherkunft in einer recht zärtlichen Umarmung mit dem Gouverneur Brulart auf Corsica getroffen haben."

Die Ankunft Napoleons unterbrach die Charakteristik des Marchese, der sich mit der unbefangensten Heiterkeit zu den Anwesenden gesellte. Der Kaiser unterhielt sich heute besonders viel mit seiner Schwester und begab sich späterhin mit der Prinzessin in deren Boudoir, nach einiger Zeit wurde auch der Marchese dahin gerufen.

„Kann ich den Nachrichten, die Sie uns über den jetzigen Zustand Frankreichs gebracht haben, vollen Glauben schenken, Malevoglio?" fragte der Kaiser den Marchese mit durchdringendem Blicke fixirend.

„Mein Kopf bürgt für ihre Richtigkeit, Sire," betheuerte der Gefragte, „Armee und Volk kennen nur Einen Wunsch!"

„Und der ist?" fragte der Kaiser weiter.

„Die Rückkehr Napoleons des Großen auf den Thron Frankreichs," versicherte der Marchese mit einer tiefen, ehrfurchtsvollen Verbeugung.

Dem Kaiser schien die zuversichtliche Behauptung Malevoglio's zu gefallen, er suchte jedoch diesen Eindruck

zu verbergen, ging einige Male mit raschen Schritten im Boudoir auf und ab und sagte dann kalt:

„Ich danke Ihnen, Marchese, es ist gut, ich will Sie nicht länger von der Gesellschaft abhalten.“

Malevoglio zögerte jedoch, den Wink zu benutzen und sagte:

„Sire, meine Angaben haben Ihnen ein treues Bild des französischen Reichs unter der Herrschaft der Bourbons entworfen, auch ich muß mir nunmehr eine Frage erlauben: was haben Ew. Majestät beschlossen, wann darf das Volk und die Armee auf die Erfüllung jenes Wunsches rechnen? Die Häupter des geheimen Bundes verlangen darüber eine bestimmte Erklärung.“

„Verlangen?“ fiel der Kaiser heftig ein, „kann jetzt schon von Forderungen die Rede sein, wo man noch nicht ein Mal weiß, was ich thun werde. Ich fühle keine Lust in mir, die unbescheidene Frage zu beantworten, sagen Sie das den Fragenden, Marchese.“

„Mir erscheint die Anfrage nicht unbillig,“ bemerkte jetzt die Prinzessin, „warum zögern Sie also, dieselbe zu beantworten, mein Bruder, wie die Sachen jetzt stehen, dürften Sie wohl im Stande sein, die Zeit Ihrer Rückkehr nach Frankreich zu bestimmen.“

„Keineswegs!“ entgegnete Napoleon, „wissen Sie wohl, Pauline, was das Sprichwort sagt? Zum Kriegführen gehört erstens Geld und zweitens Geld und drittens Geld. Wo soll ich aber dieses unentbehrliche Bedürfniß hernehmen. Mein Geheim-Secretär hat mir

zwar den Betrag der ersten Hälfte meiner Forderung an Frankreich übersendet, aber er ist auch bereits aufgegangen durch die Bezahlung des rückständigen Gehalts meiner Diener und des Solds meiner Garde, und wann die Summen eingehen werden, die Sie auf Ihre Juwelen in Italien aufnahmen, ist jetzt noch ganz ungewiß, den armen Unterthanen dieser Insel aber kann ich keine neuen Opfer auflegen, sie wissen so kaum, wovon sie sich das elende Leben fristen sollen."

„Wenn indeß Füglichkeit vorhanden wäre, ohne Belästigung dieser Inselbewohner die nöthigen Mittel aufzutreiben," fragte aushorchend der Marchese, „würden dann Ew. Majestät noch zaudern, dem Wunsche Ihres Volks und Ihrer Armee in Frankreich zu willfahren?"

„Ihr Wenn" entgegnete Napoleon, „beruht auf einer Voraussetzung, deren Erfüllung unmöglich ist, nennen Sie mir doch die Füglichkeit, Geld aufzutreiben, wo keines zu finden ist."

„Sie vergessen den reichen Ertrag Ihrer Eisengruben, Sire," bemerkte Malevoglio, seinem Zwecke näher kommend.

„Die 500,000 Franks, die sie abwerfen, sind schon größtentheils erhoben," wendete der Kaiser ein.

„Nicht mehr als 500,000 Franks wäre der Ertrag eines so ergiebigen Bergwerks," rief der Marchese mit erheucheltem Staunen aus. „Ew. Majestät unbegränzte Huld wird dann schmählich gemißbraucht, da muß grobe Unkenntniß oder offenbarer Betrug zum Grunde liegen,

ich schmeichle mir, in der Bergkunde nicht unerfahren zu sein, Sire, erlauben Sie mir, mich selbst davon zu überzeugen."

„Ihre Mühe würde vergeblich sein, Malevoglio," antwortete der Kaiser, „der alte Zornstach ist ein ehrlicher Mann, und sein Fach versteht er von Grund aus, davon habe ich mich selbst überzeugt."

„Eine Erörterung möchte die Behauptung des Marchese doch immer werth sein," sprach die Fürstin Borghese zu Napoleon, „wenn sie auch nur dazu dient, die Brauchbarkeit des jetzigen Berg-Inspectors herauszustellen und den Marchese von dem Ungrunde seiner Ansicht zu überzeugen, von dem zartfühlenden Marchese aber läßt sich nichts anders erwarten, als daß er die Untersuchung selbst gewiß mit der möglichsten Schonung anstellen wird."

„Wer müßte dann nicht allemal nachgeben, wenn Ihr etwas wollt, Weiber," versetzte lächelnd Napoleon. „Versuchen Sie Ihr Heil, Malevoglio, aber vergessen Sie nicht, ich bin an nichts gebunden, Ihre Voraussetzung ist unmöglich."

Mit diesen Worten verließ der Kaiser das Boudoir und begab sich in den Saal.

„Haben Sie verstanden, Malevoglio? das heißt, er wünscht, daß Sie Recht haben möchten," sagte die Prinzessin und folgte ihrem kaiserlichen Bruder.

Bis Pauline das Boudoir verlassen hatte, blieb Malevoglio in der unterwürfigen Stellung, die er bisher

angenommen hatte, als er sich aber im Zimmer allein sah, wurde sein Gesicht ganz ein anderes. Haß, Rache und Freude über das Gelingen eines schwarzen Plans stritten sich auf ihm um die Oberhand, bis er zuletzt mit schadenfroh heimlichem Lachen der Fürstin halblaut nachrief:

„Gehe nur hin, falsches, herrschsüchtiges Weib, im Siegesjubel! Du wähnst Dein Spiel gewonnen zu haben, bald genug sollst Du Dich vom Gegentheil überzeugen. Glaubst Du, daß ich den Uebermuth Deines despotischen Bruders, daß ich Deine eigene Launen, hoffärtige Fürstin, um nichts ertragen hätte. Du irrst Dich gewaltig, ich habe für mich selbst gespielt und schneller, als ich zu hoffen wagte, habe ich das Spiel gewonnen. Ich habe erreicht, was ich wollte, Deine thronräuberischen Plane sind mir nun klar, herrschsüchtiger Tyrann. Du bist wohl der Mann, der das auszuführen vermag, was er beschlossen hat, aber hast Du auch bedacht, daß die Rache jedem Deiner Schritte folgt. Du wirst jener nicht entgehen, aber vorher will ich die Macht, die Du in meine Hand gegeben hast, benutzen, um für mich, für meine Liebe zu sorgen. Meinen Bitten, meiner List hast Du getrotzt, Malwine, jetzt soll mir Gewalt, Malwine, zur Seite stehen, jetzt mußt Du mein sein. Fort, nach dem Landhause Zornstachs!“

VIII.

Am Küchherde des Landhauses stand Malwine Zornstach und bereitete das Abendbrod für den abwesenden Vater und die ihn begleitende Schwester, und neben ihr kniete der Marchese Malevoglio, der in dieser demüthigen Stellung seiner stets zurückgewiesenen Liebesbewerbung bessern Eingang zu verschaffen hoffte.

„Stehen Sie auf, Herr Marchese," sprach jetzt Malwine unwillig, „Ihr oft wiederholter Scherz fängt an mich recht von Herzen zu langweilen, und für mehr als Scherz darf ich Ihre Worte doch nicht halten, denn ich müßte Sie ja sonst verachten."

„Die Versicherung meiner heißen Liebe langweilt Dich, Mädchen," griff Malevoglio Malwinens Rede auf und erhob sich, „gut, Du sollst sie nicht mehr hören, Du selbst mußt mir das Zeugniß geben, daß ich den Weg der Güte ehrlich versucht habe, nun muß mich Gewalt an das festgesetzte Ziel führen. So wisse denn, spröde Dirne, daß es nur eines Winks von mir bedarf, um Deinen alten Vater auf's Schaffot, Dich und Deine Schwester auf ewig in den Kerker zu liefern. Großmüthig stelle ich Dir jetzt zum letzten Male die Wahl frei, zwischen meiner Liebe und Eurem gewissen Untergange."

„Ach, nun sehe ich erst, wie es um Euch steht, armer Mann," entgegnete Malwine mitleidig, „Ihr seid

krank, ernstlich krank, und das Fieber spricht aus Euch. Legt Euch nieder, Marchese Malevoglio, ich will Fliederthee mit Pfeffermünze für Euch kochen, damit der Anfall vorübergeht."

„Mit Spott und Hohn vergiltst Du meine ehrlichen Liebesworte, Uebermüthige," knirschte Malevoglio. „Meine Geduld ist erschöpft, wohlan, so vernimm denn und laß sehen, ob Du selbst nicht noch um meine Liebe, wie um ein Allmosen betteln wirst. Die schmählichen Betrügereien Deines Vaters beim Bergbau zu Rio sind entdeckt, im Auftrag des Kaisers bin ich hierher gekommen, um ihn zur Untersuchung und gerechten Strafe zu ziehen. In Deine Macht war es gegeben, Deinen Vater zu retten, aber Du hast meine Liebe übermüthig zurückgewiesen, dafür wandelt jetzt Dein Vater in den Kerker und von dort — auf's Schaffot."

Die Lilienbläße eines unvermutheten Schreckens bedeckte einige Augenblicke lang Malwinens Wangen, Malevoglio bemerkte den Eindruck und fuhr fort:

„Sieh', wie sich das Bekenntniß der Schuld auf Deinen Gesichtszügen ausspricht, erkennst Du nun das großmüthige Opfer, das ich Dir durch das Geständniß meiner Liebe brachte. Hast Du auch jetzt noch den Muth, mir mit Hohn und Spott darauf zu lohnen, Tochter eines Ehrlosen, eines Betrügers, eines — —"

„Herr! unterbrach ihn Malwine, und die Lilienbläße auf ihren Wangen machte der Purpurröthe des Zornes Platz, „Herr, ich habe Eure ekelhaften Liebesbewerbun-

gen geduldig ertragen, da sie nur mich verletzten, aber meinen redlichen Vater sollt Ihr nicht schmähen. Schweigt, oder ich rufe meine Dienstleute und vergesse, daß Ihr ein Gast unseres Hauses seid!"

„Rufe sie doch, Kind," höhnte der Marchese, „versuche doch, ob sie Dir mehr gehorchen, als mir die Sbirren, denen ich die Bewachung Deiner Leute befohlen habe. Du gibst mir da einen Wink, den ich nicht unbenutzt lassen werde, jetzt sollst Du erkennen, wie Du so ganz in meine Gewalt gegeben bist."

Mit diesen Worten umschlang der Marchese das erschrockene Mädchen und wollte sie mit Gewalt an sich ziehen, doch Malwine riß in der Angst der Verzweiflung die kochende Speise vom Feuer, hielt den Topf mit ausgestrecktem Arme drohend empor und rief:

„Mensch, lasse mich los und weiche von hinnen, oder ich gieße den Inhalt dieses Topfs über Dich aus. Kostet es mich auch mein Leben, so habe ich doch meine Ehre gerettet."

Da hielt es Malevoglio doch nicht für gerathen, die gereizte Amazone bis zur Verwirklichung ihrer Drohung zu treiben und sprang mehrere Schritte zurück, in der Küchthüre aber zeigte sich der rüstige Zornstach und Anna flog herbei und stellte sich zum Schutze ihrer Schwester zwischen diese und den Marchese.

„Spielt Ihr Komödie, Kinder, oder was geht sonst hier vor?" fragte der Inspector. Malwine erzählte weinend den Vorfall.

„Gotts Kobold,“ polterte Zornstach näher kommend, „Herr Marchese, Sie sind ja da in mein friedliches Haus eingefahren, wie ein böses Wetter in einen ergiebigen Schacht. Ihr Italiener mögt eine saubere Manier haben, Euch um die Liebe eines rechtlichen Mädchens zu bewerben, wir derben Deutschen würden so etwas geradezu eine Niederträchtigkeit nennen. Was ich Euch übrigens da gesagt habe und sagen muß, gilt lediglich Euerem unpassenden und unnützen Liebesgeständnisse gegen meine Tochter. Was Ihr über mich geschmäht habt, das verzeihe ich dem Gaste meines Hauses, Ihr seid nicht der Mann, gegen den ich meine Unbescholdenheit darzuthun für nöthig finde.“

„Seht doch, wie der grobe Deutsche noch so hochfahrend sich gebährdet,“ unterbrach der Marchese die Strafpredigt, nachdem er sich während derselben wieder gesammelt hatte, und entfaltete dabei ein Blatt Papier, das er dem Berg- und Hütten-Inspector höhnend vorhielt. „Lest doch gefälligst diesen Auftrag, den mir Euer und mein Gebieter gegeben hat, und überzeugt Euch, ob ich der Mann bin, gegen den Ihr für nöthig findet, Eure Unbescholtenheit darzuthun!“

„Das ist etwas anderes,“ sagte der ehrliche Zornstach mit der Ruhe des guten Bewußtseins, als er das Papier durchlesen hatte, „das habe ich nicht gewußt. Die strengste Untersuchung über meine Ehrlichkeit steht dem Kaiser zu jeder Zeit frei, die heilige Schrift befiehlt uns unterthan zu sein dem Fürsten, und ein rechter

Deutscher gehorcht dem Gebote Gottes zu jeder Zeit. Meine Bücher und Rechnungen stehen zu Eurer Einsicht bereit. Was ich Euch aber sonst noch gesagt habe, Herr Marchese, das nehme ich nicht zurück, zu Euerm niederträchtigen Betragen gegen ein unbescholtenes Mädchen hattet Ihr keinen Auftrag, und den konnte Euch selbst kein Kaiser geben. Gotts Kobold! daß ich Euer Benehmen nicht geahndet habe, wie Ihr es verdient, dafür beschützt Euch wahrlich nicht die kaiserliche Unterschrift, sondern einzig und allein mein gutes Bewußtsein."

„Darauf mag ich mich doch nicht unbedingt verlassen, und habe mich deshalb mit einem handfesteren Schutz versehen," entgegnete Malevoglio, öffnete das Fenster und rief die ausgestellten Sbirren herbei.

Mit ihren langen Spriegstangen bewaffnet, mit Ketten in der Hand, marschirten sie auf, als gelte es eine ganze Räuberbande aufzuheben und unschädlich zu machen. „Legt diesem Betrüger hier Ketten an," herrschte Malevoglio den Eintretenden zu, „führt ihn nach Porto Ferrajo und werft ihn dort in den Kerker, den ich Euch bezeichnet habe."

Bei diesem Befehle des Marchese wollte Malwine bittend vor ihm niedersinken und Anna flog auf ihren Vater zu und umfaßte ihn so fest, als solle nur Gewalt ihn aus ihren Armen reißen, doch der alte Zornstach machte sich sanft aus Anna's Umarmung los, zog Malwine zurück und sagte:

„Malwine, was willst Du thun? jedes bittende Wort gegen den Herrn Marchese verbiete ich Dir und Deiner Schwester. Und wenn der Kaiser selbst seinen Befehl jetzt wieder zurücknehmen wollte, freiwillig würde ich mich in den Kerker begeben und nicht eher daraus weichen, bis die strengste Untersuchung meine Ehrlichkeit dargethan hat. Meine Ehre ist kein tauber Dunst, der sich in einem verfallenen Schacht verbergen muß. Vollzieht in Gottes Namen das Geschäft ganz, Herr Marchese, zu dem Ihr so fürchterliche Anstalten getroffen habt, ungeachtet Ihr Euch diese Mühe füglich hättet ersparen können."

Malwinens früherer Versuch, den Marchese durch Bitten umzustimmen, hatten bei diesem die Hoffnung auf's Neue angefacht, das schüchterne Mädchen durch Angst um den geliebten Vater seinem Willen geneigt zu machen; desto unwillkommener war ihm daher auch das starre Beharren des Berg-Inspectors, sich ungezwungen in den Kerker zu liefern. Leise sagte deshalb der Marchese zu ihm:

„Pocht nicht zu sehr auf Eure Unschuld, und auf den günstigen Ausgang der Untersuchung wider Euch, Alter. Ein Wink von mir reicht hin, um Euern Kerker sich nie wieder öffnen zu lassen. Was hilft es Euch denn, wenn Ihr nur den kalten, todten Mauern von Eurer Unschuld vorpredigen könnt. Sprecht dafür lieber jetzt ein begütigendes Wort zu Eurer Tochter Malwine, daß sie meine heiße Liebe nicht länger spröde zurückstößt,

und Eurer Ehre soll gleich jetzt die glänzendste Genugthuung zu Theil werden."

„Armseliger Mensch," antwortete der Inspector dem Marchese laut: „Du hast Dich in Deinem schändlichen Plane gewaltig verrechnet: Wie Dir das erhabene Gefühl eines reinen Bewußtseins in der Brust ewig fremd bleiben wird, so vermagst Du auch noch viel weniger die alles aufopfernde Liebe eines Vaters für sein Kind zu erfassen. Könnte auch der rechtliche Mensch sich hinreißen lassen, sein Leben mit der Ehre eines unbescholtenen Mädchens zu erkaufen, nimmermehr wird der liebende Vater das Lebensglück seines Kindes für das seinige aufopfern. Vollende nur immerhin Dein Werk, Unglücklicher, auf diesem Wege kommst Du nie zum Ziele. Deine Drohungen fürchte ich nicht, über Dir und mir wacht ja ein gerechter Gott über den Sternen!"

Da winkte Malevoglio, mit sich selbst nicht einig, den harrenden Sbirren, und sie legten dem biedern Alten die schweren eisernen Ketten an.

Schon früher hatte Anna durch das offenstehende Fenster einige Winke und Zeichen in den Hof des Landhauses gegeben, und dann längere Zeit leise mit Malwine geflüstert, jetzt eilten beide Mädchen zu dem gefesselten Vater, schmiegten sich unter den zärtlichsten Liebkosungen an seine Brust und Anna sagte:

„Du bist wie immer Deinem schönen, biedern Sinne treu geblieben, mein Vater, und gehorsam Deinem Befehle haben Deine Töchter es nicht gewagt, Deinen

Willen durch ihre Bitten zu ändern. Du hast Deiner Pflicht im vollsten Maase genügt, vergönne nun auch uns, der unsrigen nachzukommen. Malwine und ich sind einverstanden, sie darf Dich nicht verlassen, damit Du die quälende Einsamkeit des Kerkers weniger fühlst; aber mir, mein guter Vater, zürne nicht, wenn ich dem schönen Beispiele der Schwester nicht folge. Du wirst von mir hören, mein Vater, wenn es mir nicht früher gelingt, Deine Banden selbst zu lösen."

„Brave Kinder," fiel Vater Zornstach gerührt ein, und küßte die Töchter zärtlich, „ich danke Euch für Eure Liebe. Nur die Sorge um Euch ist es, die mir den Gang in den Kerker schwer macht, doch vertrauensvoll übergebe ich Euch dem Schutze dessen, der über uns alle wacht. Das Opfer, das Du mir bringen willst, meine Malwine, erkenne ich, aber ich muß es auch zurückweisen, Dir, meine verständige Anna, übertrage ich die Sorge für die jüngere Schwester, sei ihre mütterliche Freundin, wie Du es bisher warst."

„Um Gotteswillen, Vater," jammerte Malwine, „stoße mich nicht von Dir, ohne Dich vermag ich nicht zu leben."

„Gib ihren Bitten nach, Väterchen," redete Anna mit einem erklärenden Blick auf den Marchese zu, „glaube mir, es ist am besten für Dich und für sie, wenn sie Dich begleiten darf in Dein einsames Gefängniß, wo sie wenigstens vor roher Zudringlichkeit gesichert sein wird."

„Ersparen Sie sich nur den edeln Wettstreit, meine schöne Damen," unterbrach sie der Marchese, „Sie haben nicht für nöthig gefunden, die Zustimmung des Marchese Malevoglio zu Ihrem erhabenen Entschlusse einzuholen, aber auch er hat eine Stimme dabei, und diese sagt Ihnen, daß Sie beide hier bleiben werden, wohl bewacht in diesem Landhause, und daß der Marchese sich bemühen wird, Ihnen in Ihrer Abgeschiedenheit Gesellschaft zu leisten."

„Seien Sie nur dieses Mal menschlich, Herr Marchese," flehte Malwine, Anna aber unterbrach die kleinmüthige Schwester und sagte mit Ernst:

„Ueber uns, mein Herr, haben Sie nicht zu gebieten, auf uns erstreckt sich der Auftrag, den Ihnen der Kaiser gab, nicht, und ich will Ihnen wohlmeinend rathen, Ihre Vollmacht nicht um ein Haar breit zu überschreiten, denn nur diese schützt Sie. Werfen Sie einen Blick durch dieses Fenster, und beurtheilen Sie dann selbst, ob sie es wagen wollen, die Töchter gewaltsam von dem Vater zu trennen."

Auf dem Hofe des Landhauses aber standen bereits die Dienstleute des Hauses und die Nachbarn, Bergleute und die Bewohner der Umgegend gerüstet da, um den frechen Uebermuth mit Gewalt in seine Schranken zurückzuweisen. Und von allen Seiten her strömten neue Massen herbei, die Bergleute von Rio verließen ihre Stollen, die gesammte Dorfschaft von Rio zog herbei, zum Schutz der geliebten Familie, und die Wohlthaten,

die Madonna Anna unter sie ausgesäet hatte, trugen jetzt Früchte, und immer lauter und immer drohender ward das bedenkliche Murren der Menge, die nur durch Anna's Vorstellungen von der Ausführung ihrer Drohungen abgehalten wurde.

Ein einziger Blick in den Hof überzeugte den Marchese von seiner gefährlichen Lage, er knirrschte in ohnmächtiger Wuth die Zähne zusammen, denn sein Plan war vereitelt, er sah sich in seiner eigenen Schlinge gefangen, und gern würde er jetzt auf die Verhaftung Zornstachs Verzicht geleistet haben, hätte er dadurch das Geschehene ungeschehen machen können, doch der Inspector mahnte selbst zum Aufbruch nach Porto Ferrajo und von seinen Töchtern begleitet, von den Sbirren umgeben, in deren Mitte der Marchese Schutz suchte, trat er aus dem Landhause unter die versammelte Menge, die sich mit ungestümer Theilnahme von allen Seiten zu ihm herandrängte.

„Geht nach Hause, Kinder,“ ermahnte sie Zornstach, „Eure Theilnahme habt Ihr mir bewiesen und herzlich danke ich Euch dafür, aber Euerer Hülfe bin ich nun nicht mehr benöthiget.“

Die Menge ließ sich jedoch so leicht nicht zurückweisen und einer aus ihrer Mitte rief: „Nein Vater Zornstach, wir alle begleiten Euch nach Porto Ferrajo, wir alle wollen dort für Eure Unschuld Zeugniß ablegen!“ und laut jubelnd stimmte der gesammte Haufe dem Sprecher bei.

Zornstachs Weg nach dem Kerker glich einem Triumphzuge, während dem Marchese das Herz ängstlich in der Brust klopfte. Die Schildwache im Thore am Fort Monte Falcone sah die heranwogende Masse und benachrichtigte den wachthabenden Officier, den Garde-Lieutenant Raimond de St. Cyr von der ungewohnten Erscheinung. Dieser, einen Volksauflauf befürchtend, ging den Ankommenden mit einem Gefolge von Soldaten entgegen. Da öffnete sich die Masse, der ehrliche Zornstach von seinen Töchtern geführt, stand vor ihm, und aus ihrem Munde erfuhr er das gewaltsame Verfahren des Marchese. Malevoglio aber sah jetzt wohl ein, daß er das Aeußerste zu seiner eigenen Rettung wagen müße, und den schriftlichen Auftrag Napoleons vorzeigend, redete er Raimond frech an:

„Herr Lieutenant, ein Befehl unseres Monarchen hat mich in die traurige Nothwendigkeit versetzt, den biedern Ober-Berg- und Hütten-Inspector Zornstach zu verhaften. Mein Auftrag ist Gottlob nun vollzogen, Ihnen aber übergebe ich den Verhafteten, um für seine fernere Sicherheit zu sorgen, ich selbst eile zum Kaiser, um ihn über den Vollzug seines Befehls pflichtschuldigst zu berichten."

„Führe Deine Vertheidigung ja gut, nichtswürdiger Schurke," donnerte ihm Raimond zu, „sonst soll es Dir theuer zu stehen kommen. Jetzt schützt Dich noch der Auftrag des Kaisers und mein Dienst, aber späterhin sollst Du mir Rede stehen."

„Ich werde die gütigen Gesinnungen des Herrn Garde-Lieutenants gegen mich nicht vergessen und zu erwidern bedacht sein,“ stotterte zitternd Malevoglio und hüpfte möglichst schnell von dannen.

Gern übernahm der Lieutenant Raimond de St. Cyr die ihm von dem Marchese übertragene Sorge für die Sicherheit der ihm so theueren Familie Zornstach, aber von einer Einlieferung des Ober-Berg- und Hütten-Inspectors in den für ihn schon im voraus bestimmten Kerker war begreiflicher Weise nicht weiter die Rede; nur der Form nach stand außerhalb der Zimmerthüre seiner anständigen Wohnung eine Schildwache, die jedoch mehr zur Bedienung als zur Bewachung des Gefangenen bestimmt war.

IX.

Zornig schritt Napoleon in seinem Kabinete auf und ab, denn eben hatte Anna Zornstach, vom Garde-Lieutenant Raimond de St. Cyr begleitet und eingeführt, Audienz bei dem Monarchen gehabt und das gewaltthätige Verfahren des Marchese Malevoglio gegen ihren Vater und ihre Schwester der Wahrheit getreu, mithin keineswegs günstig, dargestellt. Zwar war der Kaiser

augenblicklich bereit gewesen, jede Untersuchung gegen den ehrlichen Ober-Berg- und Hütten-Inspector für immer niederschlagen zu lassen, auf Anna's Bemerkung aber: daß ihr Vater selbst eine solche verlange, um seine Unbescholtenheit zu beweisen und seiner gekränkten Ehre Genugthuung zu verschaffen, hatte Napoleon bereits befohlen, den Marchese unverzüglich herbei zu bescheiden. Noch war derselbe nicht erschienen und eben griff der Kaiser nach dem Schellenzuge, um geschärftere Befehle zu ertheilen, als ein eintretender Diener die Ankunft des Marchese meldete und Malevoglio dem Anmeldenden auf dem Fuße folgte.

„Herr," redete ihn Napoleon zornig an, „wer hat Ihnen erlaubt, bei der Untersuchung des Zustandes der Bergwerke von Rio, den Inspector Zornstach auf eine so unverantwortliche Weise zu behandeln, ihn in Ketten nach Porto Ferrajo zu transportiren, ihm mit Kerker und Schaffot zu drohen?"

„Ew. Majestät allerhöchst selbst geruhten mir den Auftrag zur Untersuchung des wahren Ertrags der Eisenminen von Rio zu ertheilen," entgegnete Malevoglio mit der ehrerbietigsten Unterwerfung und mit allem Anschein eines ruhigen Bewußtseins. „Um jenen Auftrag zu vollziehen, war es unbedingt nöthig, die Bücher und Rechnungen des Ober-Berg- und Hütten-Inspectors einzusehen und ihn zu verhindern, Abänderungen und allenfallsige Fälschungen damit vorzunehmen. Aus diesem Grunde schlug ich ihm freundlich vor, sich während der

Durchsicht seiner Papiere in Porto Ferrajo aufzuhalten, mit Kerker und Schaffot ihm zu drohen, ist mir nie in den Sinn gekommen, die Anlegung der Ketten aber hat der eigensinnige Alte selbst hartnäckig verlangt, wahrscheinlich nur in der Absicht, bei dem Haufen schlechten Gesindels, das sich vor seiner Wohnung zusammengerottet hatte, desto mehr Mitleid zu erregen und einen Volksauflauf herbeizuführen. Ohne mich zu rühmen, darf ich wohl mit Wahrheit versichern, daß nur meine feste Entschlossenheit und die drohenden Mienen der Sbirren, die ich lediglich zur Verhütung eines solchen von mir vorausgesehenen Unfugs mitgenommen hatte, die Ausführung jenes Plans verhindert haben."

„Feste Entschlossenheit haben Sie gezeigt?" fragte verächtlich der Kaiser, „wahrhaftig, davon hätte ich Zeuge sein mögen! Aber," fuhr er fort, und fixirte dabei den Marchese mit durchdringenden Blicken, „die Aussagen, die Zornstachs Tochter und der Garde-Lieutenant de St. Cyr über Ihr Betragen abgegeben haben, lauten ganz anders."

Der Marchese kam jedoch nicht im mindesten aus seiner ruhigen Fassung und erwiederte:

„Sire, ein Gesetzgeber, wie Sie sich ausgewiesen haben, wird mir nicht zumuthen, das Zeugniß dieser Beiden wider mich gelten zu lassen. Signora Zornstach wird sicherlich nicht gegen ihren leiblichen Vater aussagen, und der Herr Garde-Lieutenant ist ja nicht einmal bei dem Vorfalle zugegen gewesen, überdieß aber auch

mein Todfeind, weil er sich in thörichter Eifersucht einbildet, daß mich die jüngere von Zornstachs Töchtern mehr begünstiget, wie ihn. Für die Wahrheit meiner Aussagen aber darf ich mich kühn auf das Zeugniß der Sbirren berufen, die mich begleiteten. Geruhen Ew. Majestät diese glaubhaften Männer zu vernehmen."

„Mehr als zu viel ist meine Geduld in dieser Sache schon in Anspruch genommen worden," fiel Napoleon ein, „ihr Faden dürfte leicht zerreißen. Malevoglio, ich kenne Sie, und befehle Ihnen daher ohne Weiteres, öffentlich zu erklären, daß gegen die Unbescholtenheit des alten Zornstach kein Zweifel obwaltet und seine Ehre hinlänglich gerechtfertiget sei."

„Sehr wohl, Sire," sprach der Marchese, „ich werde zu gehorchen wissen. Ew. Majestät mögen nur dabei bestimmen, ob ich, mit Umgehung der Wahrheit, sagen soll, daß nach vorausgegangener Untersuchung die Ehrlichkeit des Berg- und Hütten-Inspectors sich herausgestellt habe, oder ob ich, der Wahrheit getreu, den Bewohnern der Insel Elba zumuthen soll, auf kaiserlichen Befehl gegen die Unbescholtenheit des Mannes keinen Zweifel zu hegen."

Bei Malevoglio's boshafter Frage stutzte der Kaiser und antwortete nach kurzem Besinnen:

„Das Sprichwort hat sehr recht, wenn es sagt: wer sich vom Teufel bei einem einzigen Haare erfassen läßt, der gehört ihm ganz. Nein, Marchese, ich will Ihre anerkannte Wahrheitsliebe auf keine so harte Probe

stellen. Ich selbst werde mich von dem Zustande der Eisenminen von Rio überzeugen, und Sie sowohl, als der Inspector Zornstach sollen mich dahin begleiten."

Mit einem recht häßlichen Zuge von teuflischer Freude auf dem Gesichte vernahm Malevoglio diesen Ausspruch Napoleons, aber er suchte auch sogleich den unwillkühr-lichen Eindruck wieder zu verbergen und wendete achsel-zuckend und mit anscheinender Besorgniß ein:

„Sire, das Befahren des Bergwerks ist nicht ohne Gefahr, Ihr Leben ist viel zu kostbar, als es so leicht aufs Spiel zu stellen, geben Sie die Untersuchung der Eisenminen auf, ich bin auch ohne sie zu der verlangten Erklärung bereit."

„Ich weiß Ihre Besorgniß zu würdigen, wie sie es verdient, Marchese," erwiderte Napoleon, „aber kümmern Sie sich nur nicht um mich, ich pflege die Gefahr nicht zu scheuen, und werde mich heute noch nach Rio bege-ben. Besorgen sie daher das Nöthige und vergessen Sie Ihre feste Entschlossenheit nicht, sie dürfte Ihnen heute nöthiger sein, als auf dem Landhause des In-spectors."

„Bei Gott, Du hast nicht wohl daran gethan, über-müthiger Tyrann, mich an feste Entschlossenheit zu erin-nern," murmelte Malevoglio im Fortgehen leise vor sich hin, „Du sollst sie heute noch zu Deinem Verderben erproben!"

Eine Stunde nach dieser Unterredung mit dem Kai-ser sprengte Malevoglio mit seinem Reitknechte dem

Bergwerke von Rio zu. An einer versteckt liegenden Stelle in der Nähe der Gruben hielt er an, sprang vom Pferde, warf dem Reitknechte die Zügel zu und sagte: „Ich befahre jetzt den Schacht, Du aber bleibst hier und hältst die Pferde in Bereitschaft, daß ich sie zu jedem Augenblick gerüstet vorfinde. Wenn der Kaiser hierher kommt, so vermeide es, Dich vor ihm oder irgend einem seines Gefolges sehen zu lassen."

Nach diesen Worten schritt Malevoglio nach der Einfahrt des Baues. Die dort befindlichen Bergleute griffen wie gewöhnlich nach der Haspel, um das Kübel zum Hinabfahren in den Schacht loszuwinden, aber der Marchese wies ihr Bemühen zurück und stieg rasch und gewandt die schlüpfrigen, fast zahllosen Sprossen der über einander aufgesetzten Gangleitern hinab, in die schauerliche, ewige Nacht, wo der fleißige Bergmann bei dem matten Scheine des Grubenlichts der stündlich drohenden Todesgefahr trotzt, um der Mutter Erde die Schätze abzuringen, die sie ihren unersättlich habsüchtigen Kindern weislich zu verbergen gesucht hat.

Nach langem, beschwerlichem und gefährlichem Steigen in der untersten Tiefe angelangt, ließ Malevoglio den Grubenmeister und die Bergzehender herbeirufen, stellte sich ihnen als den Abgeordneten und Vorläufer Sr. Majestät des Kaisers Napoleon vor und durchwandelte alsdann, von ihnen begleitet, die verschiedenen Stollen. Der Marchese war in der Bergkunde nicht unerfahren, urtheilte mit Sachkenntniß über das, was

er sah, lobte hier, und tadelte dort, überzeugte sich aber auch mit jedem Schritte mehr, daß es dem ehrlichen Zornstach nicht schwer werden würde, seine Ehrlichkeit in seinem bisherigen Dienste auf das Glänzendste darzuthun, und eben diese Ueberzeugung bestärkte ihn nur in der Ausführung des teuflischen Plans, den er so künstlich eingeleitet hatte, und dessen Ziele er sich in Schlangenwindungen näherte. Der Marchese und seine Begleiter standen jetzt am Eingange eines ausgebeuteten Ganges, der mit einem hölzernen Gitter versperrt war und tief in das Innere hinabführte.

„Aus welchem Grunde ist dieser Stollen gesperrt?" fragte der Marchese beim Anblick des Gitters.

„Mit diesem Gange mag es seine eigene Bewandtniß haben," belehrte ihn der verständige Grubenmeister. „Wir Bergleute sind der Meinung, daß er aus den ältesten Zeiten, wo dieses Bergwerk betrieben worden ist, herrühren und wahrscheinlich früherhin einer Christensecte dazu gedient haben müsse, ihren Gottesdienst im Geheim darin auszuüben, denn nach einer langen, schmalen Einfahrt öffnet sich der Stollen in eine geräumige Halle, die deutliche Spuren davon an sich trägt, daß sie einst als Betsaal benutzt worden sein mag. Auch wir Bergleute gebrauchen ihn jetzt noch zu einem ähnlichen Zwecke und verrichten alltäglich darin unsere Morgen- und Abend-Andacht; bei feierlichen Gelegenheiten wird aber auch zuweilen ein freundschaftliches Mahl darin von uns gehalten."

„Ihr habt mich neugierig gemacht, das Innere dieses Stollens näher in Augenschein zu nehmen," sagte Malevoglio, „öffnet doch den Eingang, Grubenmeister."

Bereitwillig gehorsamte der Grubenmeister dem Wunsche des kaiserlichen Abgeordneten. Wenige Schritte hinter dem Eingange bemerkte der Marchese eine kleine eiserne Thüre, die einige Fuß hoch von der Erde angebracht, mit doppeltem Schlosse verwahrt war, und ein in dem festen Gestein ausgehauenes Behältniß zu verschließen schien.

„Was wird hier so sorgfältig verwahrt?" fragte Malevoglio vor der Thüre stehen bleibend.

„Der Pulvervorrath, den wir zum Sprengen des Gesteins brauchen," antwortete der Grubenmeister, „wir haben absichtlich das Behältniß dazu in diesem Gange angebracht, weil wir glauben, daß das Pulver auf diese Weise am besten verwahrt ist."

„Ihr habt mit Ueberlegung gehandelt," lobte der Marchese, „ich werde nicht unterlassen, Seine Majestät den Kaiser auf Eure Vorsicht aufmerksam zu machen. Eben deshalb wird es aber auch nöthig sein, daß Ihr mir die Schlüssel zu diesem Verwahrungsort aushändigt, es könnte dem Kaiser einfallen, das Innere der Einrichtung sehen zu wollen."

Der geschmeichelte Grubenmeister fand kein Bedenken, dem Verlangen des kaiserlichen Commissarius zu willfahren und überreichte diesem die Schlüssel. Während dessen fragte Malevoglio hingeworfen:

„Ist der Pulver-Vorrath, den Ihr gegenwärtig hier verwahrt, ansehnlich?"

„Mehr als genug, um den ganzen Stollen mit sammt dem Betsaale in die Luft zu sprengen," entgegnete einer der Bergzehnder; „das Magazin ist erst vor wenig Tagen auf's Neue gefüllt worden."

Derselbe hämisch teuflische Zug, mit dem der Marchese den Willen des Kaisers, die Bergwerke von Rio selbst zu untersuchen, vernommen hatte, trat auch jetzt wieder auf seinem Gesichte hervor, als er die Antwort des Bergzehnders hörte und die Schlüssel zum Pulvermagazin in Empfang nahm, doch anscheinend völlig gleichgültig durchschritt er mit seinen arglosen Begleitern den langen schmalen Gang, bis sich derselbe in jener Halle öffnete, die einst zum Betsaale gedient haben sollte. Der erste Anblick derselben war ergreifend und bestätigte allerdings die Vermuthung des Grubenmeisters. Eine hohe weite Halle wurde von natürlichen Pfeilern getragen, die man beim Aushauen des Gesteines hatte stehen lassen, im Hintergrunde derselben war eine Vertiefung, in der einst in früheren Zeiten das Allerheiligste aufbewahrt worden sein mochte, und an den Seitenwänden hin liefen rings herum ausgehauene Sitze. In der Mitte des Gewölbes hing ein roh gearbeiteter Kronleuchter von Holz, das plumpe Erzeugniß der Bergleute, herab und unter ihm stand eine eben solche runde Tafel.

„Erwünschter könnte die Gelegenheit für meinen Plan nicht sein," flüsterte der Marchese leise vor sich hin,

als er die Halle flüchtig übersehen hatte, „ich müßte mir selbst zürnen, wenn ich hier nicht das vollbringen wollte, was ich zum Wohle Europa's begonnen habe. Hier tief, tief unter der Oberfläche der bewohnten Erde sollst Du Deine Grabstätte finden, herrschsüchtiger Tyrann, damit selbst der Staub Deines vermoderten Gebeins vertilgt werde. Ludwig, ohne daß Du es ahnest, wirst Du mein großer Schuldner, die nächst aufgehende Sonne wird Deinen gesicherten Thron bescheinen."

Der Grubenmeister und die Bergzehnder hielten das leise Flüstern Malevoglios für ein stilles Gebet und falteten in frommer Andacht die Hände, spöttisch lächelnd gewahrte der Marchese ihren Irrthum, und seinem Ziele immer näher rückend sagte er zu ihnen mit freundlicher Vertraulichkeit:

„Ich bin Euch wirklich Dank schuldig, Grubenmeister, für die Ueberraschung, die Ihr mir durch diesen Anblick gewährt habt, gewiß würde es Sr. Majestät eben so ergehen, wenn er hierher kommen sollte. Folgt deshalb meinem Rathe, bereitet diese Halle fein zu, daß ich eine Veranlassung erhalte, den Kaiser in dieselbe zu führen, erleuchtet sie für diesen Abend, laßt aber den langen schmalen Gang, der hierher führt, dunkel, damit der Kaiser um so mehr überrascht wird und damit auch des Pulvers wegen kein Unglück sich ereignen kann. Alles Uebrige laßt meine Sorge sein, ich werde nicht unterlassen, Se. Majestät Eure Aufmerksamkeit zu rüh-

men und seine Freigebigkeit wird Euch Eure Mühe gewiß reichlich belohnen."

„Um Lohn ist es uns wahrlich nicht zu thun," entgegneten die braven Bergleute, „wir sind schon hinlänglich zufrieden, wenn wir dem gütigen Monarchen einen genußreichen Augenblick verschaffen können, da seine Großmuth uns sorgenfreie und frohe Tage bereitet hat. Ihren Vorschlag, Herr, wollen wir deshalb unverzüglich auszuführen suchen, vergönnen Sie nur, daß wir uns für jetzt beurlauben dürfen. Sorgen Sie nur gefälligst dafür, daß sich des Kaisers Majestät in die Halle begiebt, mit uns sollen Sie schon zufrieden sein."

„Geht in Gottes Namen, lieben Leute," fiel der Marchese ein, „ich will Euch nicht aufhalten, aber ich möchte noch einige Augenblicke lang in ungestörter Einsamkeit dem ergreifenden Eindrucke dieser unterirdischen Kirche nachhängen und mich mit meinem Gotte besprechen. Laßt mir nur ein Grubenlicht hier, damit ich mich zurückfinden kann, in kurzer Zeit folge ich Euch nach."

„Ein recht braver, gottesfürchtiger Herr," sagten die Bergleute im Fortgehen zu einander, während Malevoglio ihnen nachsah, bis sie vor dem Pulverbehälter vorüber waren. Dann folgte auch er ihnen alsbald nach, öffnete die eiserne Thüre des Behältnisses, ließ den Schein des Grubenlichts einige Zeit hineinfallen, bis er sich von der inneren Einrichtung genügend unterrichtet hatte, und löschte hierauf das Grubenlicht aus. In der tiefen Finsterniß, die ihn umgab, arbeitete er gleichwohl

mit emsiger Geschäftigkeit in dem gefährlichen Raume, schloß dann die Thüre wieder zu und tappte an den Wänden des Stollens fort, bis er das Eingangsgitter erreicht hatte. An einer dort hängenden Lampe zündete er sein Grubenlicht wieder an, eilte dem Schachte zu und stieg hinauf in die freundliche Oberwelt, wo er die Ankunft des Kaisers erwartete. Dieser traf auch einige Zeit später in Begleitung des Inspectors Zornstach ein, eben als die Bergleute ihre Vorrichtungen zum Empfang des Monarchen vollendet hatten. Mit ehrfurchtsvollem Jubel, mit dem besten Schmuck ihrer Bergmannstracht bekleidet, begrüßten die Bergleute ihren Herrscher, mit achtungsvoller Vertraulichkeit ihren obersten Vorgesetzten, mit freundlicher Herablassung dankt Napoleon den Bergleuten, während er an dem Marchese, der mit hofmännischem Ceremoniell den Gebieter bewillkommenen wollte, vorüberging und sogleich den Schacht befuhr, wohin der alte Zornstach und Malevoglio ebenfalls folgten. Dort begann der Kaiser die Untersuchung, die ihn hierher geführt hatte, mit gewohnter Umsicht und Scharfsinnigkeit, vernahm den Grubenmeister und die Bergzehnder über die wichtigsten Punkte, verglich ihre Aussagen mit den Angaben des Berg- und Hütten-Inspectors und forderte endlich auch den Marchese auf, seine Einwendungen gegen die aufgestellten Behauptungen vorzubringen, Malevoglio aber kniete vor dem Monarchen nieder und sagte mit erkünstelter Reue und Zerknirschung:

„Sire, es bedarf keiner weiteren Untersuchung zu

meiner Beschämung, ich selbst habe mich schon vollkommen von der Grundlosigkeit meiner Beschuldigung überzeugt. Möge mir Ew. Majestät meine Uebereilung um meines wohlgemeinten Eifers für Ihr Bestes huldvoll verzeihen, hoffentlich wird mir ja auch der ehrliche Ober-Berg- und Hütten-Inspector nicht länger grollen, da meine Unbesonnenheit nur dazu gedient hat, seine Unbescholtenheit in das glänzendste Licht zu stellen."

„Wenn dieser Biedermann Ihnen vergibt, Marchese," antwortete Napoleon, auf Zornstach zeigend mit Würde, „so habe ich Ihnen nichts zu verzeihen, mich konnten Sie nicht beleidigen."

„Gotts Kobold!" fiel der alte Zornstach ein, „Marchese, Sie haben die richtige Ader gefunden, nichts konnte mir erwünschter sein, als eine recht strenge Untersuchung meiner Rechtlichkeit. Von Groll ist also auch nicht die Rede. Ja, ja," fuhr er mit gutmüthiger Geschwätzigkeit fort, „so geht es den Herren, die nur nach ihrer Bücherweisheit urtheilen. Laßt ihn nur anrennen, dachte ich von vorn herein, als Sie mit so fürchterlichen Anstalten Ihre Untersuchung begannen, er dünkt klüger zu sein, als andere, weil er nach der Theorie über den Bergbau urtheilt, aber am Ende wird er sich schon überzeugen, daß Theorie und Praxis verschieden ist, wie ein Wetterstollen von einem Erbstollen."

„Somit wäre das Geschäft, das uns hierher geführt hat, als beendigt anzusehen," bemerkte jetzt Napoleon, die sachverständigen Betrachtungen des Ober-Berg- und

Hütten-Inspectors unterbrechend, „und wir können nach Porto Ferrajo zurückkehren, besorgen Sie doch die Anstalten zu unserer Abreise, Malevoglio."

„Erlauben Ew. Majestät, daß ich Sie zuvor noch mit einer Merkwürdigkeit dieses Bergwerks bekannt machen darf," bat der Marchese, „sie ist in der That der Beachtung werth und wir befinden uns bereits ganz in ihrer Nähe."

Mit diesen Worten zeigte Malevoglio auf den ausgebeuteten Stollen, der zur Halle führte. Sein schmaler Eingang war jedoch nach der Angabe des Marchese nicht erleuchtet, und seine tiefe schwarze Nacht stach deshalb im Widerscheine der Fackeln und Grubenlichter, die den Kaiser umgaben, grell hervor. Napoleon schien auch kein Verlangen zu fühlen, ihn zu betreten, und hatte bereits die beantragte Besichtigung mit der Bemerkung zurückgewiesen: daß die dumpfe Grubenluft ihm die Brust beenge und das Athmen erschwere, als er zuletzt noch den Inspector befragte, ob es sich wirklich der Mühe verlohne, die Merkwürdigkeit in Augenschein zu nehmen.

„Das wohl allerdings," versicherte Zornstach, „gleichwohl aber möchte ich Ew. Majestät empfehlen, die Besichtigung bis zu einer andern Zeit zu verschieben. Mich selbst hat ein unheimliches Gefühl befallen, das ich mir nicht zu erklären weiß, und das ich fast den bösen Wettern der Grube zuschreiben möchte, wie viel stärker muß also diese Empfindung bei Ihnen sein, Sire."

„Schade um die verlorene Arbeit der Bergleute,"

warf Malevoglio anscheinend gleichgültig ein, „die ihrem freigebigen Gebieter einen Augenblick angenehmer Ueberraschung zu bereiten gedachten und sich nun schmerzlich getäuscht sehen werden."

„Nein, das sollen sie doch nicht," erwiderte der Kaiser auf Malevoglio's Bemerkung und trat in den Stollen. Gegen die dunkle Nacht des schmalen Ganges stach der Anblick der Halle überraschend ab. Sie war mit zahllosen buntfarbigen Lampen reich beleuchtet, mit Laubgewinden ausgeschmückt, in der Vertiefung, die einst das Allerheiligste barg, stand jetzt Napoleons Büste mit einem Lorbeerkranze umgeben, auf der runden Tafel in ihrer Mitte waren Erfrischungen aller Art an Speisen und Getränken geschmackvoll aufgestellt und an den Seitenwänden standen die Bergleute in steifer, feierlicher Haltung. Der Grubenmeister aber trat hervor, begrüßte zuerst den Kaiser mit einer passenden Anrede, füllte dann einen Pokal mit dampfendem Glühwein und überreichte ihn dem Monarchen, während ein zweiter unter den Bergleuten herumkreis'te, aus dem sie die Gesundheit und das stete Wohlergehen ihres gnädigen Beherrschers tranken. Napoleon war in der That überrascht und sprach seine Zufriedenheit laut aus.

„Kinder," sagte er dabei, „Ihr habt mich zu Euerm Schuldner gemacht, ich werde den heutigen Tag nicht vergessen, wenn ich auch nicht mehr unter Euch weilen werde. Laßt Eure Geschäfte für heute ruhen, geht jetzt hin und erfreut Euch mit Euren Weibern und Töchtern

durch einen Tanz, späterhin gebe ich wohl selbst einen Zuschauer bei Eurer Fröhlichkeit ab."

Da traten die Bergleute Paarweise zusammen und zogen, vom Grubenmeister angeführt, ab, während nur der Inspector und zwei Bergzehnder bei dem Monarchen zurückblieben, denn auch der Marchese folgte unbemerkt dem Zuge der abgehenden Bergleute bis zu der eisernen Thüre der Pulverkammer. Dort aber blieb er verstohlen zurück, bis die Bergleute den Schacht verlassen hatten, sah sich überall sorgsam um, daß kein lebendes Wesen in seiner Nähe weile, öffnete dann die Thüre des Pulvermagazins, zog ein Stück Lunte aus der Tasche, hing das eine Ende in ein gefülltes Pulverfaß und zündete das andere an. Hierauf schloß er die eiserne Thüre fest wieder zu, warf die Schlüssel verächtlich in ein Schachtwasser, stürzte durch die Stollen der Einfahrt des Schachts zu und kletterte mit der Behendigkeit einer Katze die Hangleitern hinauf. Schon fing der Abend an, hereinzudunkeln, als er die Oberfläche wieder erreichte und die Bergleute mit ihren Weibern und Kindern drehten sich bereits auf der Wiese im schwerfälligen Tanze. Aber Malevoglio stürmte an ihnen vorüber bis zu der Stelle, wo sein Reitknecht ihn mit den Pferden erwartete. Dort schwang er sich in den Sattel und sprengte im schnellsten Rosseslauf nach dem Landhause Zornstachs.

Noch war er auf dem Wege dahin nicht weit gekommen, als sich ihm von den Bergwerken zu Rio her ein donnerähnliches Getöse nachwälzte, und die Erde

unter ihm wie von einem Erdstoße erschüttert, einige Augenblicke erbebte, daß sich sein Pferd schäumend emporbäumte. Doch für Malevoglio war diese furchterregende Erscheinung eine süße Harmonie, sie verkündete ihm, daß er das Ziel seines teuflischen Racheplans erreicht habe.

Am Landhause des Ober-Berg- und Hütten-Inspectors, das wegen der Abwesenheit der Zornstach'schen Familie für jetzt leer stand, schickte er den Reitknecht nach Porto Ferrajo voraus, während er selbst anhielt, vom Pferde stieg, sich in eins der Wirthschaftsgebäude begab und dort eine Zeit lang verweilte. Auf einem Nebenwege ritt er von hier aus ohne nach Porto Ferrajo zurückzukehren, nach einer abgelegenen Bucht der Insel. Auf ein leises Pfeifen von ihm rauschte es im Weidengesträuch des Ufers und eine dunkle Gestalt trat hervor.

„Hippolito, bist Du es?" fragte Malevoglio leise.

„Ich bin es," antwortete die Gestalt, „alles ist bereit, wie Ihr befohlen habt, bestimmt nur, wohin Ihr gerudert zu sein wünscht."

„Nach Corsica, dort sollst Du Deinen Lohn empfangen," sagte der Marchese, nahm seinem Pferde Sattel und Zaum und warf beides in die schäumenden Wellen der Brandung.

Während Hippolito den Kahn vom Ufer losband, wendete sich Malevoglio zurück nach der Gegend, wo das Landhaus Zornstachs lag. Ein blutrother Schein

überzog dort den nächtlichen Himmel und vom Castell zu Porto Ferrajo erdonnerten die Lärmkanonen.

„Mein Ziel ist erreicht, frisch auf nach Frankreich!“ jauchzte der Marchese und sprang in den abstoßenden Kahn Hippolito's.

X.

Die schnell verbreitete Kunde von der Pulverentzündung in dem Bergwerke zu Rio, von der Verschüttung des Kaisers, von seinem wahrscheinlichen Tode, erfüllte die Einwohner von Porto Ferrajo, wie überhaupt alle Unterthanen seines kleinen Inselreichs mit Betäubung und Entsetzen; aber keine Feder ist im Stande, den namenlosen Jammer zu schildern, den die Schreckensnachricht von dem gleichen Loose des Ober-Berg-Inspectors über seine beiden Töchter verbreitete. Mehrfach wiederkehrende, lang anhaltende Ohnmachten gossen in der ersten Zeit wohlthätige Vergessenheit der fürchterlichen Gegenwart über Malwine aus, aber Anna mußte den Kelch der Leiden bis auf den Grund leeren, denn ihr kräftiger Character erhielt sie aufrecht und trieb sie an, an den Ort des entsetzlichen Ereignisses selbst hinzueilen, um sich zu überzeugen, ob keine Hülfe möglich

sei, während sie die gänzliche Hülfslosigkeit ihrer Schwester an deren Lagerstätte fesselte.

Auch Raimond de St. Cyr konnte den bedauernswerthen Mädchen im ersten Augenblicke wenig oder gar keinen Trost und Beistand gewähren, denn gleichzeitig mit der Kunde von der Pulver-Entzündung in den Eisenminen hatte sich auch das Gerücht verbreitet, daß ganze Banden von Meuchelmördern die Insel Elba nach allen Richtungen durchstreiften. Napoleons Garde war deshalb befehligt worden, die Küsten zu besetzen, um das Entweichen jedes Verdächtigen zu verhindern. Bei der Ausführung dieses Befehls führte der Zufall den Garde-Lieutenant St. Cyr in jene Bucht, in der der Marchese sich in Hippolito's Kahne eingeschifft hatte, gerade zu der Zeit, als die schäumenden Wellen der Brandung den Sattel und Zaum von Malevoglio's Pferde auf das Ufer zurückwarfen. Die befremdende Erscheinung trieb Raimond zum weitern Nachsuchen an, und bald darauf entdeckten auch seine Soldaten das Pferd des Marchese, das ruhig an einer Aloehecke grasete und das Allen wohl bekannt war. Unter diesen Umständen ließ sich kaum noch daran zweifeln, daß der Marchese bei dem Unglück in Rio die Hand im Spiel gehabt habe, daß es ihm aber auch schon gelungen sein müsse, das Eiland zu verlassen, Raimond hielt es für nöthig, die betheiligten Behörden von seiner Wahrnehmung in Kenntniß zu setzen, und kehrte deshalb sofort nach Porto Ferrajo zurück.

Sein Weg führte ihn dabei vor der Wohnung des englischen Commissars, Sir Niel Campbell vorbei. Die Mitternachtsstunde war zwar schon vorüber, aber er sah noch in der Wohnung des Obersten Licht und fühlte sich gedrungen, diesen von der muthmaßlichen Entweichung Malevoglio's zu benachrichtigen, weil er hoffte, daß Campbell vielleicht noch im Stande sein könne, durch die unter seinem Befehle stehende britische Fregatte den flüchtigen Verbrecher einholen zu lassen. Raimond stieg die nur dürftig beleuchtete Treppe zum obern Stockwerke hinauf; dort aber bedeutete ihm ein Bedienter, auf sein Verlangen Sir Niel Campbell zu sprechen, daß der Oberst schon seit gestern nach Livorno abgesegelt sei und wohl erst nach mehreren Tagen von dort zurückkehren werde. Verstimmt über dieses ungünstige Zusammentreffen der Umstände stieg Raimond die Treppe wieder hinab, in der fast dunkeln Hausflur aber stürmte ein völlig unbekannter Mensch hastig auf ihn los.

„Seid Ihr Sir Niel Campbell?“ fragte der Eilige mit Hast.

„Nein, der Oberst ist in Livorno,“ antwortete der Lieutenant und wollte weiter gehen, der Unbekannte aber hielt ihn zurück und sagte:

„Gleichviel! ich bin beauftragt, diesen Brief in der Behausung des Obersten abzugeben. Da ich Euch hier antreffe, so gebe ich denselben in Eure Hände und entledige mich damit meines Auftrags; thut nun, wie Ihr für gut findet.“

Bei diesen Worten drückte der Unbekannte ein unverschlossenes Papier in Raimonds Hand, und ehe noch der Letztere ein Wort zu erwidern vermochte, war der fremde Mensch schon nicht mehr in der Hausflur. Der Lieutenant steckte den Brief ungelesen in die Brusttasche, erstattete die nöthige Anzeige von der muthmaßlichen Entweichung des Marchese bei der Polizeibehörde von Porto Ferrajo, und begab sich dann sogleich in das Haus, in welchem Zornstachs tief bekümmerte Töchter ihren einstweiligen Aufenthalt in der Hauptstadt genommen hatten. Am fernen östlichen Himmel zeigten sich zwar die ersten leichten Streifen des erwachenden Morgens, aber noch war die Dunkelheit der Nacht nur so weit gewichen, daß die Umrisse der Gegenstände nothdürftig erkannt werden konnten. Vor dem Hause stand ein gesatteltes Maulthier und in der Thüre begegnete Anna im Reisekleide dem Lieutenant. Beide erkannten sich und Anna sagte:

„Sie kommen in der Absicht, sich nach unserm Befinden zu erkundigen. Haben Sie Dank, guter St. Cyr, für Ihre Theilnahme. Malwinens Schwäche hat Gottlob so weit nachgelassen, daß ich die Arme der Pflege einer Freundin anvertrauen konnte, denn mich treibt eine unsägliche Angst hin an den Ort des entsetzlichen Ereignisses, um mich selbst zu überzeugen, ob Hülfe noch möglich ist. Eben stehe ich im Begriff, nach Rio zu reiten."

„So allein, gute Anna?" wendete Raimond besorgt

ein, „erlauben Sie mir, daß ich Sie begleiten darf. Auch mich treibt es hinaus an den verhängnißvollen Ort, und da ich ohnehin hier nichts nützen kann, so würde ich es Ihnen Dank wissen, wenn Sie mich als Gesellschafter mitnehmen wollen.“

Gern willigte Anna, im Gefühl ihres Verlassenseins, ein, Raimond schwang sich hinter ihr auf das Maulthier und Beide traten stumm und schweigend die Reise nach Rio an. Der Drang der Ereignisse und der Noth hatte bisher Anna's Körper- und Seelenkräfte in unnatürlicher Spannung erhalten, aber jetzt, wo sie sich mit jedem Schritte ihres Maulthiers den Eisenminen von Rio mehr näherte, wo der entscheidende Augenblick immer mehr herannahte, der ihr neue Hoffnung und neues Leben geben, oder mit entsetzlicher Gewißheit das Fürchterlichste ihr enthüllen sollte, vermochte ihre gefolterte Brust den Eindruck ihrer peinigenden Gefühle nicht länger zu ertragen, sie fühlte ihren Muth, ihre Kraft, ihr Vertrauen auf den gütigen Himmel erschöpft, sie schwankte im Sattel und drohte herabzusinken. Raimond bemerkte ihre Erschöpfung, hob sie sanft herab vom Maulthiere und ließ sie unter einem überhängenden, mit dichtem Strauchwerke überwachsenen Felsen auf den grünen Rasenteppich sanft niedergleiten. Dort erleichterte ein wohlthätiger Thränenstrom Anna's beängstetes Herz und weinend sagte sie:

„Ich fürchte, ich habe meine Kräfte überschätzt.

Meine Angst ist namenlos, o allmächtiger Gott sei barmherzig gegen mich, gieb mir Wahnsinn oder Tod!"

Ehe Raimond zu antworten vermochte, ließ sich eine unbekannte aber wohltönende Stimme auf der Höhe des überhangenden Felsens vernehmen, welche sang:

Warum Kleinmüth'ge willst Du feig verzagen,
Da Sturmes-Wuth Dein leckes Boot bedroht?
Wer Großes will, der muß auch Großes wagen,
Reich ist das kühne Herz in jeder Noth!
Und muß es auch wohl manchen Schmerz ertragen,
Es steigt aus dunkler Nacht das Morgenroth.
Ein heitres Loos ist kühnem Muth beschieden,
Und schweren Kämpfen folgt ein goldner Frieden.

„Wer bist Du, tröstender Sänger?" rief Raimond zur Höhe des Felsens hinauf. „Steht Dein Gesang mit unserm Schicksale in Verbindung? Komm herab, und zeige Dich uns, wenn Du es gut mit uns meinst!"

Doch unbeachtet blieb St. Cyrs Frage und Zuruf, und als er gleich darauf den Felsen erkletterte und im Gebüsch nach dem Sänger suchte, war nirgends die Spur eines lebenden Wesens zu erblicken. Gleichwohl fühlte sich Anna durch den wohlthuenden Inhalt des Gesangs wunderbar gestärkt und ermuthigt, von neuer Hoffnung beseelt bestieg sie das Maulthier, Raimond ging neben ihr her und bald hatten sie die Eisenminen von Rio erreicht.

Das gewaltige Krachen im Schacht und die damit

verbundene Erschütterung, die die Pulver-Entzündung verursachte, ließ im ersten Augenblick die Bewohner der Umgegend und vor allen das fröhliche Völkchen auf der Wiese von Rio ein Erdbeben befürchten, der Tanz hörte augenblicklich auf, die Musik verstummte, ein panischer Schrecken bemächtigte sich aller Anwesenden, und viele von ihnen flohen rath- und überlegungslos ihren Wohnungen zu. Aber bald erkannten die erfahreneren Bergleute die wahre Ursache des fürchterlichen Getöses und diese eilten nunmehr dem Schachte zu.

Der schmale Gang, in dem sich die Pulverkammer des Bergwerks befand, lag in geraumer Entfernung vom Einfahrts-Schachte, und war durch andere Stollen, so wie durch mehrere hohe Gewölbe und Hallen von diesem getrennt. Darum hatte sich auch die zermalmende Kraft des Pulvers nicht bis zur Einfahrt des Baues erstreckt, gleichwohl war diese durch den dicken Dampf, der aus ihr hervorqualmte, längere Zeit unzugänglich. Als endlich die aufsteigende Rauchmasse das Einfahren nothdürftig gestattete, ließen sich der Grubenmeister und die Beherztesten unter den Bergleuten in die verhängnißvolle Tiefe hinab und nahten sich, mit Fackeln und Grubenlichtern versehen, dem Orte der Zerstörung. Die ersten Stollen vom Schachte aus waren noch vollständig wohl erhalten und ihre Beschaffenheit ließ nicht ahnen, was in den folgenden vorgegangen war, aber je mehr man sich dem schmalen Gange zum Betsaale näherte, desto mehr häuften sich die Spuren der fürchterlichen Erschüt-

terung, und der offene Platz vor dem Eingangsgitter, wo sich der Marchese bei den ihn begleitenden Bergleuten nach der Bedeutung jenes Ganges erkundiget hatte, war über die Hälfte eingestürzt. Seine Trümmer und Steinmassen füllten die andere Hälfte aus und verhinderten jedes weitere Vordringen. Ob die Zerstörung sich bis zum Betsaale selbst erstreckt habe, ob auch dieser eingestürzt sei und Napoleon mit seiner Umgebung einen schnellen wohlthätigen Tod gefunden habe, vermochte unter diesen Umständen Niemand mit Gewißheit zu bestimmen, aber wer das Bild dieser Zerstörung überblickt hatte, der mußte es sogar wünschen, denn war der Betsaal noch erhalten und befanden sich die Verschütteten noch lebend in ihm, so stand ihnen namenlose Todesqual bevor, da es für menschliche Kraft eine Sache der Unmöglichkeit schien, die Verschütteten aus ihrem weiten, tiefen Grabe zu befreien. Mit solch trostloser Ueberzeugung kehrten der Grubenmeister und die ihn begleitenden Bergleute zum Schachte zurück und verkündeten dort den Zurückgebliebenen und dem Volke, das sich in die Tiefe des Baues hinab gewagt hatte, ihre hoffnungslose Wahrnehmung, eben als auch Anna, von kindlicher Liebe angetrieben, jede Furcht, jede Besorgniß überwindend, in Raimonds Gesellschaft dem herabgelassenen Kübel entstieg. Ihr früherer Wunsch schien bei des Grubenmeisters Schreckensworten in Erfüllung gehen zu sollen, ihre Kniee wankten, ihre Kraft war vernichtet, Vergangenheit und Gegenwart entschwanden ihrem Bewußtsein,

dunkle Nacht legte sich über ihre Augen, die Hand des Todes schien ihren innern Qualen für immer ein Ende gemacht zu haben.

So lag sie in Raimonds Armen, und nur ein leises Zittern ihres Körpers zeigte an, daß ihr Geist den Leiden dieser Erde noch nicht entflohen sei, aber gewiß würde das Uebermaß der Seelenfolter den schwach glimmenden Lebensfunken für immer verlöscht haben, hätte sie nicht im Zustande ihrer Betäubung abermals jene Stimme zu hören geglaubt, deren Gesang sie auf dem Wege nach Rio mit neuer Hoffnung und Ermuthigung ausgerüstet hatte. Sie täuschte sich nicht, aus einem nahen Schachte ertönte jetzt dieselbe Stimme und sang:

Laß nur verstummen Deines Kummers Klage,
Mit frohem Muth erfülle sich Dein Herz.
Gemessen ist die Spanne uns'rer Tage
Gewogen hat uns Allah Freud' und Schmerz.
Welch' tiefer Gram an Deiner Ruhe nage,
Blick, Fromme, nur vertrauend himmelwärts,
Wer so, wie Du, des Tages Last getragen
Hört ohne Grau'n die Vesperglocke schlagen.

Auch jetzt übte die Stimme wie der Inhalt des Gesangs seine ermuthigende, belebende Kraft über die tiefgebeugte Anna aus; sie war im Stande, die geschlossenen Augen zu öffnen, und sah, wie ein Mann aus jenem Stollen hervorschritt, von wo sie in ihrer Betäubung den Schall des Gesanges vernommen zu haben glaubte. Seine dunkel gefärbten nicht angenehmen Ge-

sichtszüge waren ihr gänzlich unbekannt, und seiner Kleidung und Bewaffnung nach hätte man ihn für den Hauptmann einer Räuberbande halten sollen. Sein Haupt deckte ein bunter Shawl, der sich in Gestalt eines Turbans darum wand, er trug einen kurzen grünen Jagdrock und kurze Beinkleider, die mit hohen Gamaschen von Leder zusammenhingen. In dem Gürtel um seinen Leib steckten ein Paar Pistolen, an seiner Seite hing ein stark gekrümmter Säbel mit reichem Griffe, der seiner Form und Arbeit nach aus Damaskus abstammte, und in seinem rechten Arm ruhte eine kurze Doppelbüchse. Ohne das versammelte Volk, das scheu vor der seltsamen Erscheinung zurückwich, zu beachten, schritt er kräftigen Schrittes auf Anna los, legte seine Hand auf ihre Schulter und sagte:

„Anna Zornstach, Allah hat in seiner Weisheit das Loos Deines Vaters mit dem Geschick jenes Meteors vereinigt, das bestimmt ist, den Welttheil Europa zu erschüttern. Mit unvertilgbarer Schrift ist sein Lauf niedergeschrieben am Himmelsgewölbe. Aber noch ist seine Bahn nicht vollendet, und was der Allmächtige bestimmt hat, vermag kein Sterblicher zu ändern. Der übermüthige Erdenwurm, der mit frecher Hand dem Verhängnisse vorgreifen zu können vermeinte, hat gerade dadurch nur den ewigen Beschlüssen des Himmels vorgearbeitet. Was Allah beschlossen hat, muß hier auf Erden erfüllt werden und das Werkzeug, dessen sich des Allmächtigen Wille dazu bedient, kann nicht eher zu

Grunde gehen, bis seine Bestimmung erfüllt ist. Darum hoffe, Anna, hoffe und vertraue, die Stunde der Verheißung steht Dir näher, als Du ahnest!"

„Wer seid Ihr, unbekannter Tröster?" fiel Raimond dem mystischen Sprecher in die Rede. „Habt Ihr Gründe für die Hoffnung, die Ihr uns gebt, so theilt uns mit, worauf sie sich stützen, damit auch wir ihre Glaubhaftigkeit zu beurtheilen vermögen, aber quält nicht länger eine tief bekümmerte Tochter mit doppelsinnigen, dunkeln Worten."

Doch der Unbekannte warf nur einen flüchtigen Blick auf den Heftigen, wendete sich dann zu den Bergleuten und sagte:

„Ihr habt gehört, was ich der Tochter versprochen habe. Das schwache, erschöpfte Weib bedurfte des Trostes, sie ist unfähig, selbst Hand an das Werk zu legen. Aber Ihr, starke Männer, seid bestimmt, das zu vollbringen, was ich ihr verheißen habe. Auf, und erfüllt Euern Beruf, Bergleute, damit geschehe, was am Himmelsgewölbe geschrieben steht. Ehe das Tagesgestirn wieder hinabsinkt in den westlichen Ocean, muß Euer Kaiser wieder auf der Oberfläche der bewohnten Erde wandeln."

„Signor, Ihr fordert Unmögliches von uns," wendete der Grubenmeister ein, „seht nur die Zerstörung erst an, und dann urtheilt selbst, ob es möglich ist, bei der angestrengtesten Arbeit den verschütteten Stollen unter Monatsfrist wieder zu öffnen."

„Kurzsichtiger!“ antwortete ihm der Unbekannte mit leuchtenden Augen, „willst Du darum die Ausführung unmöglich nennen, weil Dein schwacher Verstand die Mittel und Wege, die dazu abzwecken, nicht im ersten Augenblick zu erforschen vermochte. Wisse denn, die Halle, die Ihr zu Eurer Andacht benutzt, hat nicht immer dazu gedient. Zu der Zeit, als Dein Urgroßvater in dieser Grube arbeitete, suchte in ihr ein Haufe jener Rechtgläubigen Schutz und Unterkommen, die jetzt die meisten Staaten Eures Welttheils von sich stoßen, weil nicht der Nazarener, sondern Muhamed der große Prophet ihnen den Willen des Allmächtigen über den Sternen verkündet hat. Aber auch in diesem unterirdischen Gewölbe der Erde waren sie nicht immer gesichert gegen die Verfolgungswuth der Christen, darum gruben sie sich einen zweiten Ausgang nach einem andern Stollen, um in Nothfällen ihren Verfolgern zu entfliehen. Seit einem halben Jahrhundert ist der Ein- und Ausgang des Nothwegs verschüttet, aber wo jetzt im Hintergrunde des Gewölbes eine Vertiefung befindlich ist, öffnet er sich in die Halle, und eine zweite findet Ihr in dem Stollen, aus dem ich unter Euch getreten bin. Räumet nur die locker aufgehäufte Erde dort hinweg, und Ihr werdet bestätiget finden, was ich Euch gesagt habe.“

„Die Vertiefung im Stollen ist mir allerdings bekannt,“ bemerkte der Grubenmeister, und einer der ältesten Bergmänner bestätigte, daß in längst vergangener

Zeit dort eine Oeffnung in das Innere der Erde geführt haben solle.

„Was zweifelt und überlegt Ihr nun noch lange," rief Raimond jetzt den unschlüssigen Bergleuten zu, „eine andere Möglichkeit der Rettung liegt nicht vor, und die Wahrscheinlichkeit spricht für ihr Gelingen. Auf, auf Bergleute. Das letzte Mittel sei versucht. Fühlt sich die arme Anna erst stark genug, um meiner Hülfe nicht mehr zu bedürfen, dann werde auch ich Euch thätigen Beistand leisten!"

„Nein, Raimond," rief Anna wie mit neuer Lebenskraft erfüllt aus, „ich fühle keine Schwäche mehr, ich lasse mir es nicht nehmen, selbst mit Hand anzulegen, wo es die Rettung meines Vaters gilt. An dem liebeklopfenden Herzen seiner Tochter soll der unglückliche Greis die gränzenlosen Leiden vergessen, die er hier erdulden mußte, die Hand seiner Tochter muß es sein, an der er das freundliche Sonnenlicht zuerst wieder erblickt."

Und eine Hacke und einen Spaten ergreifend, schritt sie kräftig, muthig und hoffnungsvoll in den Rettung verheißenden Stollen. Ihr folgte Raimond, ihr folgten der Grubenmeister, die Bergzehnder, die Bergleute und das Volk. Und alle legten rüstig Hand an, wo sie konnten, gruben in dem verschütteten Eingang, oder fuhren die ausgegrabene Erde ab, lößten die Erschöpften ab und feuerten die Schwachen zur kräftigen Ausdauer an. Die Zuneigung, die sich der großmüthige Kaiser unter seinen Unterthanen, und der biedere Zornstach unter sei-

nen Bergleuten, die anbetende Liebe, die sich Anna unter allen Bewohnern von Rio erworben hatte, sollte heute ihren Lohn finden, in dem verfallenen Bergwerke arbeiteten Treue, Liebe und Dankbarkeit Hand in Hand, um eine hoch aufgelaufene Schuld abzutragen.

Ein schöner Erfolg lohnte auch das edle Bestreben, rasch sank die aufgeworfene Erdwand, und hinter ihr erstreckte sich ein schmaler, unversperrter Gang tief in das Innere, nur da, wo sein Ausgang sich in das Gewölbe öffnen sollte, war er wieder verschüttet. Doch die eigene Ueberzeugung von der Richtigkeit der Aussage des Unbekannten gab nunmehr auch den Arbeitenden neue Kräfte, und ehe noch die Sonne ihren Lauf am Himmelsbogen vollendet hatte, lag der vermeintliche Betsaal geöffnet vor den froh aufjauchzenden Arbeitern. Die Riesenpfeiler, die sein Gewölbe stützten, hatten ihn zwar vor der Zerstörung bewahrt, aber die glänzende Beleuchtung, mit der er zum Empfang des Kaisers ausgeschmückt worden, war jetzt verschwunden, Napoleons Büste lag zertrümmert unter den Scherben der zerschmetterten Lampen am Boden und aus der tiefen Dunkelheit schallte der hastig eindringenden Anna kein Lebenszeichen der Geretteten entgegen. Beim Scheine der Fackeln und Grubenlichter fand man den Kaiser, den Ober-Berg-Inspector, wie die beiden Bergzehnder in einem dem Tode ähnlichen Zustande.

Die entsetzliche Täuschung in ihrer schönsten Hoffnung

würde die schwergeprüfte Anna wahrscheinlich mit einem Schlage vernichtet haben, hätte nicht der Gedanke an die Weissagung des prophetischen Uebekannten sie aufrecht erhalten. Ihr gläubiges Vertrauen auf seine Verheißung sollte auch nicht getäuscht werden; denn als die von der Erschütterung, dem Pulverdampfe und der eingeschlossenen Luft schwer Betäubten mit möglichster Eile auf die Oberfläche der Erde zurückgebracht wurden, führte sie dort der wohlthätige Einfluß des reinen Aethers schnell zum Bewußtsein und zum neuen Leben zurück. In Raimonds Armen erwachte der Kaiser, an der Brust seiner Anna Vater Zornstach.

„Meine Rettung gränzt an die Wunder der Vorzeit,“ sagte Napoleon erschüttert zu den ihn umstehenden Bergleuten, als sich der erste stürmische Jubel der Retter und der Geretteten über die glücklich gelungene Rettung gelegt hatte, „wahrlich, was Ihr geleistet habt, brave Männer, hat diese Insel zu keiner Zeit erlebt!“

„Ja Sire,“ antworte ihm der Grubenmeister, „wir haben wohl ehrlich gearbeitet, aber nimmermehr würde uns das Werk gelungen sein, hätte nicht ein Mann, den keiner von uns je auf diesem Eilande gesehen hat, uns einen unbekannten Weg zum Gewölbe gezeigt. Schade, daß der seltsame Fremdling nicht mehr unter uns weilt, ohne daß wir wissen, wo er hingekommen ist, wir alle möchten gern unsern Dank gegen ihn aussprechen.“

„Da ist er,“ antwortete hervortretend ein Bergmann, den alle übrige verwundert anschauten, da sie ihn noch nie gesehen hatten. Er warf die Bergmannstracht ab, und fuhr, zu Napoleon sich wendend, fort:

„Erkennst Du mich? ich bin Omar, der Syrier, der Zigeunerhauptmann, der gekommen ist, Dir zu verkünden, daß kein Hinderniß mehr der Einlösung Deines Pfandes entgegensteht.“

„Unmöglich, Omar!“ entgegnete Napoleon, „Du täuschest Dich, meine Vorbereitungen sind noch lange nicht getroffen, meine Pläne noch lange nicht reif.“

„Frage Deinen Garde-Lieutenant Raimond de St. Cyr, ob Du jetzt noch zaudern darfst, ob Dir jetzt noch eine Wahl bleibt,“ widersprach Omar dem Kaiser.

„Wie soll ich das wissen?“ wendete Raimond verwundert ein.

„Der Beweis ruht auf Deiner Brust,“ belehrte ihn der Syrier und schritt rasch von dannen.

Zweifelnd griff der Lieutenant in die Brusttasche und fand dort den ganz vergessenen Brief an den englischen Commissarius Sir Niel Campbell, der ihm auf so seltsame Weise in dessen Wohnung aufgedrungen worden war. Er überreichte das nur zusammengefaltete Papier dem Kaiser und dieser las:

„Wenn Sie diese Zeilen lesen, Oberst Campbell, lebt der blutdürstige Bonaparte nicht mehr. Hätte ich nicht für das Wohl Frankreichs und Europa's gewacht, so würde er in der nächsten Zukunft seine freche Hand nach dem Throne Ludwigs XVIII. ausgestreckt haben. Darum bereitete ich dem Thronräuber sein Grab tief unter der bewohnten Erde. Ich eile jetzt nach Frankreich, um dort den Lohn für meine That zu ernten.

Brulart."

Als der Kaiser gelesen hatte, fühlte selbst dieser eiserne Character einen Augenblick lang ein unwillkührliches Beben bis in sein tiefstes Innere, aber seine ganze Kraft zusammenfassend, sprach er kalt und ruhig:

„Jetzt wird mir das unheimliche Gefühl klar, das mich in der Nähe des Marchese Malevoglio so oft zu befallen pflegte, und in unbegreiflicher Verblendung habe ich in ihm meinen Todfeind Brulart nicht wieder erkannt. Ja, Omar kann recht haben, mir bleibt keine Wahl! Malevoglio weiß um meine kühnsten Entwürfe, um all meine hochfliegenden Gedanken und Brulart wird sie schnell genug meinen Feinden verrathen. Mag ich nun auch handeln, wie ich will, stets werden sie in mir nur den Thronräuber sehen, fürchten und hassen.

Jetzt habe ich nur noch die Wahl zwischen — schmählicher, lebenslänglicher Haft in einem qualvollen Kerker, oder — der Herrschaft über Europa. Ja, Omar, ich

muß vollbringen, was ich gedacht habe, weil ich meine kühnen Gedanken nicht früh genug zügelte. Wohlan denn! die Würfel liegen, aber Gewinn oder Verlust ist unsern Blicken noch verborgen. Wohlan, es sei, ich muß vorwärts, denn der Rückweg ist mir verschlossen! St. Cyr, überbringen Sie meinen Entschluß meiner Garde, in wenig Tagen verlassen wir Elba."

Ende des ersten Theils.

Wegen Entfernung des Verfassers des gegenwärtigen Romans von dem Druckorte desselben, finden sich darin mehrere sinnentstellende Druckfehler vor, die hier aufgeführt werden, während der geneigte Leser ersucht wird, andere geringere Druckfehler selbst zu verbessern.

Erster Theil.

S. 65 Z. 3 v. u. lies: grünen st. grauen.
„ 103 „ 6 v. o. l.: vive le roi st. vivi ler roi.
„ 104 „ 8 v. o. l.: aufhorchend st. auflachend.
„ 105 „ 4 v. o. l.: keuchte st. lauchte.
„ 108 „ 4 v. u. fehlt der vor Platz.
„ 110 „ 3 v. o. muß ganze herausfallen.
„ 136 „ 10 v. u. l.: Frejus st. Trejus.
„ 149 „ 1 v. o. l.: Seherin st. Führerin.
„ 150 „ 3 v. o. l: festwurzeln st. fustwurzeln.
„ 164 „ 11 v. o. l.: Schwergeprüften st. Schmerzgebeugten.
„ 185 „ 7 v. o. fehlt das vor Himmelsgewölbe.
„ 185 „ 4 u. 3 v. u. l.: das Gestänge st. Gesänge.
„ 187 „ 10 v. u. l.: taubes st. buntes
„ 196 „ 2 v. o. l.: Stollen st. Stellen.
„ 200 „ 7 v. o. l.: fernerhin st. ferner ihn.
„ 216 „ 4 v. o. l.: hervorbrechen st. hervorkriechen.
„ 218 „ 9 v. u. fehlt sollen nach schützen.
„ 224 „ 8 v. o. l.: inständig st. verständig.
„ 252 „ 8 v. u. muß aber wegfallen.
„ 269 „ 13 v. o. l.: lästig st. lustig.
„ 271 „ 4 v. o. l.: friedlich st. freilich.
„ 303 „ 3 v. o. fehlt geheimen vor Bündnissen.
„ 313 „ 7 v. u. fehlt so vor traurige.
„ 317 „ 7 v. u. l.: Armee st. Armen.
„ 345 „ 13 v. u. l.: Springstangen st. Spriegstang n.

Wegen Entfernung des Wohnortes des Verfassers dieses Buches von dem Druckorte entfernt, fanden sich darum mehrere sinnentstellende Druckfehler vor, die hier aufgeführt werden, während der geneigte Leser ersucht wird, andere geringere Druckfehler selbst zu verbessern.

Erster Theil.

[illegible]

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Roderich, Max,

1814 und 1815 historischer Roman

Bd.: 1

Cassel (1843)

P.o.germ. 1174 d-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10117279-4